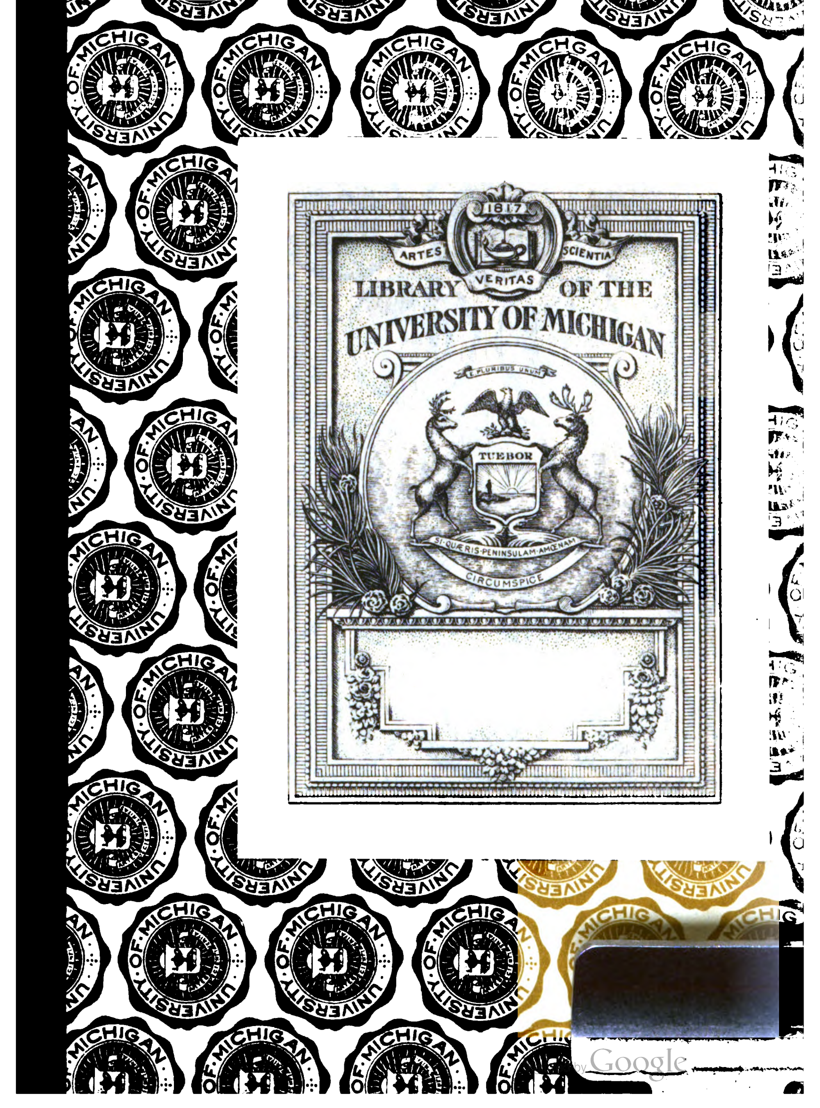
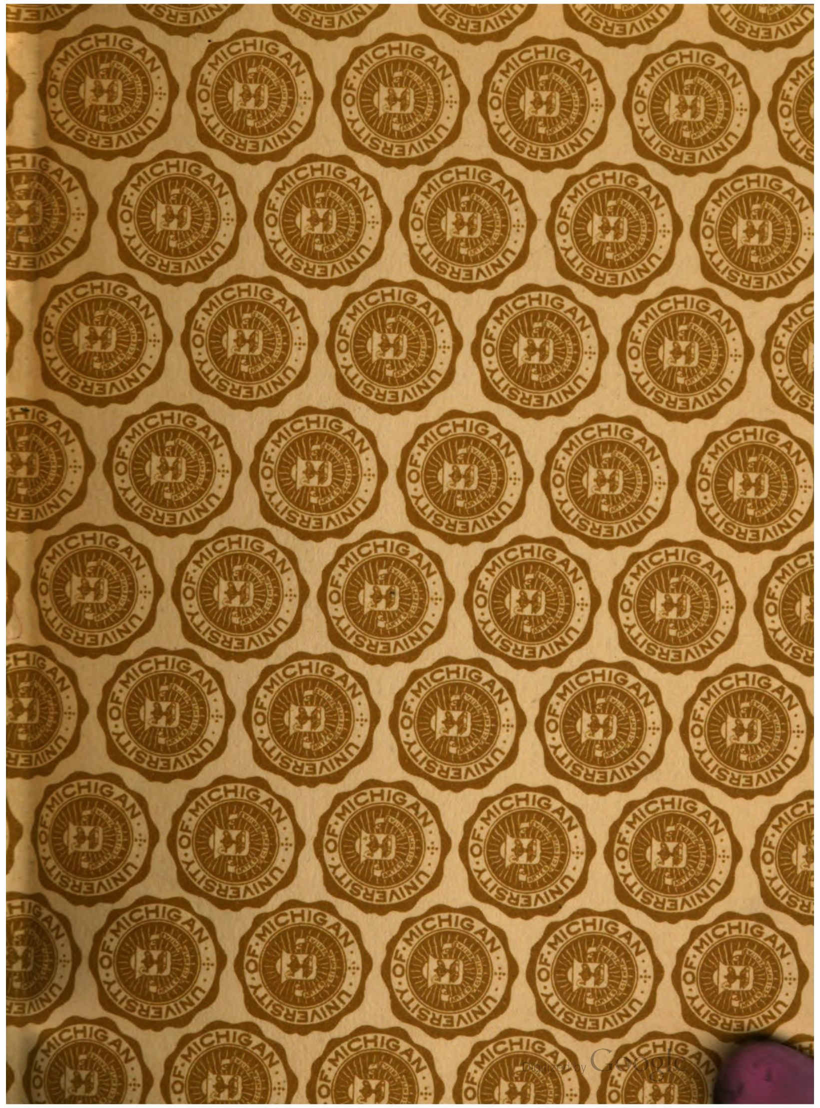



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
by Google


UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wielands sämmtliche Werke.

Supplement.

Christoph Martin Wieland

nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt

von

Dr. Heinrich Doering.

Sangerhausen.
Verlag von Jul. Rob. Rohland.
1840.

Wieland's
sämmtliche Werke.

Supplement.

Christoph Martin Wieland

nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt

von

Dr. Heinrich Doering.

Sangerhausen.

Verlag von Jul. Rob. Rohland.

1840.

Christoph Martin Wieland.

Ein

biographisches Denkmal

von

Dr. Heinrich Doering.

Sangerhausen.

Verlag von Jul. Rob. Rohland.

1840.

Vorwort.

Unter den deutschen Männern, die, begeistert für das Schöne in Wissenschaft und Kunst, unsere Muttersprache mannigfach ausgebildet, unsere Denk- und Empfindungsweise veredelt, und weit über ein Jahrhundert hinaus vielseitig eingewirkt auf die Bildung ihrer Zeitgenossen, verdient der Mann, dessen Leben hier geschildert werden soll, einen ehrenvollen Platz. Zum Dichter geboren, und zum Weisen sich selbst bildend durch gründliche Kenntniß des classischen Alterthums, dabei reich ausgestattet mit den schönsten Eigenschaften des Geistes und Gemüths, griff Wieland's literarisches Wirken,

durch beharrlichen Fleiß unterstützt, tief ein in die Gesammtbildung des deutschen Volks.

Die vorliegende Biographie, geschöpft aus den zuverlässigsten Quellen, über die das am Schluß derselben beigefügte Verzeichniß nähere Auskunft giebt, schildert ein Leben, das nicht reich war an äußern Begebenheiten, desto reicher aber durch seinen innern Gehalt, durch eine vielseitige Thätigkeit, nach den verschiedenartigsten Richtungen hin sich ausbreitend. Wer irgend auf Bildung Anspruch machen kann, hat gewiß Wieland's zahlreichen Schriften manche genußreiche Stunde zu verdanken gehabt.

In dem Augenblicke, wo eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Dichter entschieden hinlenkt, scheint seine Biographie besonders zeitgemäß. Zu

der an dieselbe sich anschließenden Characteristik der einzelnen Schriften Wieland's war jedoch dem Verfasser nur ein mäßiger Raum gegönnt, wenn er nicht die Grenzen seines Werks überschreiten und dasselbe durch eine größere Bogenzahl zu kostspielig machen wollte. Jedenfalls glaubt er sich das Zeugniß geben zu können, daß in der vorliegenden Lebensbeschreibung, ihres mäßigen Umfangs ungeachtet, kein Umstand übergangen worden, der auf den Lebensgang des Dichters und auf die Richtung seines Geistes in den verschiedenen Perioden seines Lebens irgend ein bedeutendes Licht werfen könnte.

Durch Druck, Format und äußere Ausstattung schließt sich das vorliegende Büchlein der neuen Ausgabe von Wieland's sämmtlichen Werken als ein unentbehrlicher Supplementband an, und der

Verfasser schöpft auch aus diesem Umstande die Hoffnung, daß sein Werk allgemeinen Anklang finden werde unter allen Gebildeten der deutschen Nation.

Jena im Mai 1840.

Dr. Heinrich Doering.

Wielands Leben.

Auf des Dichters eigene Aeußerungen gründet sich die vielfach verbreitete Nachricht, daß er in der ehemaligen freien Reichsstadt Biberach in Schwaben das Licht der Welt erblickt. Als Christoph Martin Wieland den 5. September 1733 geboren ward, war sein Vater, Matthias Wieland, Prediger zu Ober-Holzheim, einem zum Gebiet von Biberach gehörigen, etwa drei Stunden davon entfernten Dorfe. Bald nach der Geburt des Dichters erhielt er eine Pfarrstelle an der Marien-Magdalenenkirche zu Biberach. Er hatte sich ursprünglich auf der Universität zu Tübingen der Jurisprudenz gewidmet, dies Studium jedoch späterhin zu Halle mit der Theologie vertauscht. Durch rastlosen Fleiß war er zu einer vielseitigen Bildung und besonders zu einer gründlichen Kenntniß der alten Sprachen gelangt. Thomasius und Wolf hatten ihn zu einem philosophischen Kopf gebildet. Eine eigenthümliche Richtung hatte jedoch sein Geist erhalten durch die Einwir-

kungen des damals in Halle durch Spener's Anhänger verbreiteten Pietismus. Daß seine Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit nicht in fanatischen Eifer und Verfolgungssucht ausartete, dafür bewahrte ihn die Wolfische Philosophie, deren Klarheit und Bündigkeit seinem Verstande sehr zusagte. Auch nachdem er die Universität verlassen und eine Pfarrstelle erhalten hatte, blieb er seinen theologischen Ansichten nach stets ein Verehrer des Spenerschen Systems. Während er Jahr aus Jahr ein die Heilsordnung predigte, war er unablässig bemüht, seinen Religionsunterricht nach den Principien zu lehren, zu denen er sich während seiner Universitätsjahre bekannt hätte. Vorherrschend in seinem äußern Benehmen blieb stets eine gewisse Abgemessenheit, ein feierlicher Ernst, den er für unzertrennlich hielt von der priesterlichen Würde. Die Liebe zu einem einsamen, zurückgezogenen Leben floß zum Theil aus seinen beschränkten Verhältnissen. Durch langwierige Processe seiner Mutter hatte er sein kleines Erbtheil fast gänzlich eingebüßt.

Mit gleicher Resignation, wie er, ertrug seine Gattin, eine geborene Kieke, die mannigfachen Entbehrungen, die ihre Lage dringend zu fordern schien. Sie war, glaubwürdigen Zeugnissen zufolge, eine stille, sorgsame Hausfrau, rastlos bemüht, jede unnöthige Aus-

gabe zu vermeiden. Ihrem von Natur sanftem Gemüth war eine leichte Reizbarkeit eigen, die auch auf ihren Sohn übergegangen zu sein scheint. Die innige Liebe zu ihm verminderte sich nicht, als ihm noch ein Bruder geboren ward, der, schon früh an Engbrüstigkeit leidend, bereits in seinem Jünglingsalter starb. Scherzend äußerte oft Wieland in spätern Jahren, daß seine Mutter ihm viel Zärtlichkeit angeboren haben müsse, weil er schon als einjähriger Knabe an seiner ziemlich häßlichen Wärterin, Grete geheißen, mit einer Art von Leidenschaft gehangen. Wahrscheinlich dankte er ihr auch die Liebe zur Reinlichkeit. Als ihm, nach seiner eignen Erzählung, einst der Dreier, wofür er sich beim Gange in die Schule sein Frühstück einkaufen sollte, zufällig aus der Hand fiel, konnte er sich nicht entschließen die sehr beschmutzte Kupfermünze wieder aufzuheben, und zog es vor, hungrig die Schule zu betreten.

Angestammt von seinem Vater schien ihm schon in seiner ersten Kindheit ein gewisser Ernst, der ihn selbst bei seinen jugendlichen Spielen nie ganz verließ. Vielleicht ward sein Vater eben dadurch bewogen, schon früh mit der geistigen Bildung des von Natur schwächlichen Knaben sich angelegentlich zu beschäftigen. Während des Unterrichts, den er ihm schon im dritten Lebensjahre ertheilte, entwickelten sich seine seltenen

Geistesanlagen in reger Wißbegier, schneller Auffassungsgabe und einem trefflichen Gedächtniß. Sein Fleiß muß sehr anhaltend gewesen sein, weil er noch sehr jung, außer einer gründlichen Kenntniß des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, auch in der Mathematik, Logik und Geschichte bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ein so angestrengter Fleiß wirkte nicht nachtheilig für seine sehr rege Phantasie und für die Wärme und Innigkeit seines Gefühls. Aber er neigte sich durch seine Gemüthsanlagen, vielleicht auch durch das Beispiel seines Vaters schon früh zu einer religiösen Schwärmerei. Dieser Geistesrichtung wirkte jedoch kräftig das fortgesetzte Studium der alten Classiker entgegen. Die Lebensbeschreibungen der Helden Roms und Griechenlands, die er aus dem Cornelius Nepos hatte kennen lernen, begeisterten ihn in hohem Grade. Aber auch sein Gefühl für Poesie regte sich seit seinem zwölften Jahre sehr lebhaft, noch ehe er Virgil und Horaz gelesen, die späterhin seine Lieblinge und die Begleiter auf seinen einsamen Spaziergängen wurden.

Seine ersten poetischen Versuche sollen lateinische Verse gewesen sein. Anakreon ward sein Vorbild bei einem Gedicht von der Echo, dem er eine Ausdehnung von 600 Versen gab. Nicht viel kürzer soll ein andres Gedicht, in Distichen verfaßt, gewesen sein,

zu welchem ihm die bekannte Fabel von den Pygmäen den Stoff geboten. Es war eine Satyre auf die sehr kleine Frau des Rectors an der Schule zu Biberach. Keiner dieser poetischen Versuche hat sich erhalten. In deutschen Versen ward Brockes, und besonders dessen Gedicht: Irdisches Vergnügen in Gott, sein Vorbild. Von Gottsched, dem damaligen Tonangeber des guten Geschmacks in der Poesie, entfernte ihn schon zu jener Zeit ein sehr richtiges Gefühl für das wahre Schöne. Auch in spätern Jahren schienen die Eindrücke nicht erloschen, die Brockes und seine Poesie in früher Jugend auf ihn gemacht. »Ich bewunderte oft, schrieb er *), und bewundere noch jetzt die Gewandtheit, den hartnäckigen Fleiß und die ungemeine Sprachfertigkeit, die dieser in der Geschichte unserer Literatur so merkwürdige Mann in seinen Bruchstücken eines großen, aber nicht ganz zu Stande gekommenen physikalischen Stanzenwerks bewiesen hat. Seine Trochäen rieseln zwar nicht ganz leicht, aber auch nicht wässerig und langweilig dahin; er macht sich in der fatalen Versart auch über die schwersten Materien verständlich, findet immer Mittel, die Schwierigkeiten, die sie ihm unaufhörlich entgegensetzt, zu überwältigen, und hierin sowohl, als

---

*) S. den Deutschen Merkur 1797. St. 1. S. 86 u. f.

besonders in seinen großen Schilderungen, z. B. einer Wasserfluth, der in Feuer vergehenden Erde und andern, steht ihm immer unsre ganze Sprache mit allen ihren damals bekannten und von ihm selbst ansehnlich vermehrten Schätzen zu Gebote.«

Nicht blos in der Form, auch im Stoffe blieb Brockes Wielands Vorbild in mehreren Cantaten und andern religiösen Dichtungen, die zwischen seinem zwölften und dreizehnten Jahre entstanden. Auch einige Opern und Ballete fallen in jene Zeit. Aus Hübner's Anleitung zur deutschen Poesie und Gottsched's kritischer Dichtkunst lernte er die Regeln und zugleich die nicht immer lehrreichen Beispiele kennen, nach denen sich damals ein guter Dichter bilden sollte. In seinem regen Eifer, in der Begeisterung für Poesie stieß er überall auf Schwierigkeiten. Das strenge Verbot, sich im Laufe des Tages mit irgend etwas Anderm, als wissenschaftlichen Gegenständen zu beschäftigen, nöthigte ihn früh aufzustehen und die Morgenstunden seinen poetischen Versuchen zu widmen. Es war ein gutes Zeichen, daß keiner dieser Versuche, ein Epos, die Zerstörung Jerusalems betitelt, nicht ausgenommen, ihm genügte. Noch in spätern Jahren gestand er, als Knabe eine unendliche Menge Papier bekritzelt, doch nichts zu Stande gebracht zu haben, was seinen Bei-

fall gehabt. In jugendlichem Unmuth verbrannte er daher schon damals die meisten seiner poetischen Versuche, und auch die wenigen, die seine Mutter gerettet, traf, als sie ihm dieselben späterhin zeigte, ein gleiches Schicksal.

Früh regte sich sein Gefühl für die Schönheiten der Natur, geweckt durch die anmuthigen Umgebungen der in einem freundlichen Thale, am Bache Riß gelegenen Stadt Biberach. Die Liebe zur Einsamkeit blieb ein vorherrschender Zug in seinem Charakter, und oft brachte er nicht blos einen großen Theil des Tages, sondern auch manche Sommernacht in dem an der väterlichen Wohnung gelegenen Garten zu. Die bekannten Verse aus seinem in spätern Jahren (1780) gedichteten Oberon: »Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen, den ersten Schmerz, die erste Lust empfand« u. s. w. wurden von ihm gedichtet in froher Erinnerung an seine Jugendzeit. »Ich habe,« schrieb er einer Freundin, »diese Stanze zwar nicht mir selbst, sondern einem gewissen Scherasmin, der mich gar nichts angeht, in den Mund gelegt, aber sie kam nichts desto weniger warm aus meinem eignen Herzen.« Auch in einem Briefe an Leonhard Meister vom 28. Dezember 1787 gestand Wieland in Bezug auf seine Jugendverhältnisse, daß eine Art von Naturleben in einer sehr

anmuthigen Gegend einen großen Einfluß auf seine erste Bildung gehabt.

Die Zeit war indeß herangerückt, wo seine wissenschaftlichen Fortschritte die Versetzung in eine höhere Lehranstalt nöthig machten. Er hatte kaum sein vierzehntes Jahr erreicht, als er von seinem Vater nach Klosterbergen bei Magdeburg gesandt ward. Durch den damaligen Abt Steinmetz hatte jene Lehranstalt einen fast durch ganz Deutschland verbreiteten Ruf gewonnen. Bekannt war freilich seine entschiedene Hinneigung zum Pietismus, und Wieland war daher, als sein Vater ihn jener Erziehungsanstalt übergab, der Gefahr ausgesetzt, ein religiöser Schwärmer zu werden. Seine Liebe zur Einsamkeit fand in Klosterbergen neue Nahrung. In die Reihe seiner Studien waren auch die neuern Sprachen, besonders das Französische getreten. Er machte darin, ungeachtet eines sehr mittelmäßigen Lehrers, rasche Fortschritte. Bald war er im Stande, ohne Hülfe eines Wörterbuchs, mehrere französische Schriftsteller zu lesen. Fontenelle, d'Argens und Voltaire wurden seine Lieblinge, obgleich der Letztere anfangs durch seinen Spott über religiöse Gegenstände sein besseres Gefühl empörte. Er war dadurch unvermerkt ein Skeptiker geworden. Das bewies ein philosophischer Aufsatz, in welchem er zu beweisen gesucht,

daß das ganze Universum, ohne einen Gott, aus ewigen Elementen sich habe bilden können. Nur sein tadelloses, rein sittliches Leben konnte die harten Vorwürfe seiner Lehrer, denen jenes Jugendproduct in die Hände gefallen, einigermaßen mildern. Aber er selbst klagte sich hart an über seine Zweifel an der Existenz Gottes. In diesem beklagenswerthen Zustande soll er sich damals in schlaflosen Nächten die Hände fast wund gerieben und bittere Thränen der Reue vergossen haben.

Eine freiere Richtung erhielt sein Geist, als er in seinem Glauben wankend und die Ewigkeit der Höllenstrafen fürchtend, sich mit glühendem Eifer den classischen Studien zuwandte. Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Klosterbergen hatte er den Livius, Terenz, Horaz, Virgil und andere römische Schriftsteller für sich gelesen. Auch einige griechische Autoren wählte er damals zu seiner Lectüre. Vielleicht den größten Einfluß auf seine Denkart und Gesinnung gewann Xenophon. In spätern Jahren erzählte Wieland einem Freunde, daß er damals an Xenophons Cyropädie sich nicht habe satt lesen können. »Besonders gefiel mir, fügte er hinzu, in diesem Werke Araspes und Panthea, und ich bearbeitete daher auch diesen Stoff, als mir der Flaum am Barte gesproßt war. Die Denkwürdigkeiten des Sokrates halte ich

unter allem, was uns aus der Sokratischen Schule noch übrig geblieben, für das herrlichste Werk, und nenne es am liebsten das Evangelium der griechischen Welterlösung.« Eine ähnliche Geistesrichtung, wie sie Xenophon verfolgte, glaubte er in dem Spectator, Tatler, Guardian u. a. Wochenschriften der Engländer zu finden. Er war sehr erfreut, als jene Journale ihm zufällig in die Hände fielen, und theilte den allgemeinen Beifall, mit dem sie damals in Gottsched's höchst mittelmäßiger Uebersetzung in Deutschland aufgenommen wurden.

Philosophische Studien, die er schon früh lieb gewonnen, behielten noch immer für ihn ein lebhaftes Interesse. Cicero war sein Liebling geworden. Das ernste Studium von Wolfs Schriften und von Bayle's historisch-kritischem Wörterbuche vollendete seine philosophische Bildung. Indeß gestand er in spätern Jahren: durch eine poetische Manier in den metaphysischen terris incognitis herum zu vagiren, sei er damals von einem System auf das andere gekommen. Von diesem Schwanken befreite ihn einer seiner Lehrer, Räther mit Namen. In ihm hatte Wieland einen zweiten Vater gefunden. Er erinnerte sich oft dankbar, wie viel Mühe sich jener redliche Mann gegeben sein Herz zu bilden, und wie ihm dies über seine Erwartung gelungen.

Einen andern Lehrer, den Conventual Gräter, der ebenfalls günstig auf ihn eingewirkt zu haben scheint, schilderte er in einem Briefe aus späterer Zeit mit den Worten: »In seinem äußern Wesen, Gang und Gebehrden hatte er etwas besonders Munteres, Flüchtiges, und was die Franzosen nonchalant nennen. In seinen ziemlich tief stehenden Augen war ungemein viel Geist und Feuer; in seinen Zügen und um seinen Mund einige zurückgehaltene, aber ihm doch öfters echappirende Spuren von satyrischer Laune. Er sang zwar überhaupt das Lied des guten, alten, schwärmerischen, aber grundehrlichen Steinmetz, wie alle seine Collegen; doch schien mir damals, daß er in diesen Dingen seine eigene Manier zu sehen habe, und daß zwischen ihm und einigen seiner am heißesten schwärmenden confratribus eine große Kluft befestigt sei. Besonders erinnere ich mich, daß er in dem letzten Winter, den ich zu Klosterbergen verlebte, mir einst in seiner Zelle große Tiraden aus Pater Abrahams von St. Clara Predigten vorlas, und daß wir uns beide über die schnackischen Einfälle und Ausdrücke dieses geistlichen Hanswurstes beinahe todt lachten, dabei aber dem gros bon sens, der moralischen Tendenz und dem zuweilen sehr wohl angebrachten und treffenden Witz dieses zu seiner Zeit

so beliebten und berühmten Carmeliters alle Gerechtigkeit widerfahren ließen.«

Wahrhafte Bewunderung verdient Wielands Fleiß während seines zweijährigen Aufenthaltes in Klosterbergen. Neben seiner Beschäftigung mit den philologischen, mathematischen und philosophischen Wissenschaften und neben der Vorbereitung auf die Theologie, die sein Berufsfach werden sollte, hatte er noch hinlängliche Muße gefunden, sich im deutschen Styl zu bilden, für den in den damaligen Schulanstalten wenig gesorgt war. Die zahlreichen Beispiele aus alten und neuen Schriftstellern in Breitinger's kritischer Dichtkunst wurden in dieser Hinsicht sehr belehrend für ihn. Außerdem suchte er sich durch das Lesen mehrerer kritischen Schriften zu bilden. Sie boten ihm reichhaltigen Stoff zum Vergleichen und Prüfen, nachdem er seine poetischen Kräfte mehrfach versucht und manche Dichtung mit Interesse gelesen. Obgleich minder productiv, als früher, hatte seine Liebe zur Poesie sich nicht vermindert. Anziehend waren für ihn, außer Hagedorn und Gellert, besonders Haller's Gedichte durch ihren philosophischen Inhalt und durch die Würde der Sprache. Aber jene Lieblinge verdrängte Klopstocks Messias. Sein Enthusiasmus und Entzücken war unbeschreiblich, als er die ersten Gesänge jenes Gedichts

gelesen hatte. Sie wurden zum erstenmale gedruckt in den Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes oder den Bremer Beiträgen, wie jene Zeitschrift nach dem Verlagsort gewöhnlich genannt ward. Wiederholt und mit neuem Vergnügen las Wieland die Proben der Messiade. Er fand darin volle Befriedigung für Geist und Herz, für seine Religiosität und für sein poetisches Gefühl.

Der Dichtkunst blieb er auch treu während seines Aufenthalts in Erfurt, wohin der damals sechzehnjährige Jüngling im Jahr 1749 gegangen war. Mehrere poetische Versuche fallen in jene Zeit. Sie wurden jedoch wieder von ihm verworfen oder blieben unvollendet, wie unter andern ein ziemlich langes Epos in Hexametern, zu welchem ihm die griechische Mythologie den Stoff geliefert. Unter solchen Beschäftigungen blieb ihm auch in Erfurt die Liebe zur Einsamkeit. Er scheint dort keinen Jugendfreund gehabt, sondern sich mehr an ältere Personen angeschlossen zu haben, zu denen ihn der tiefere Ernst seines Wesens unwiderstehlich hinzog. Einen väterlichen Freund fand er in Erfurt an dem mit seiner Familie verwandten Dr. Johann Wilhelm Baumer, der späterhin eine Professur der Medicin und Chemie in Gießen bekleidete, und dort als Hessen-Darmstädtischer Bergrath starb.

Seine Kenntnisse in der Philosophie zu erweitern und zu berichtigen, scheint Wielands Hauptzweck gewesen zu sein, als er sich nach Erfurt begab. Baumer war ein denkender Kopf, und seine Vorlesungen über Logik, so wie ein Privatissimum über die Wolfische Philosophie konnten nicht wirkungslos bleiben für Wielands höhere Geistesbildung. Noch in spätern Jahren, während seines Aufenthalts in Osmannstädt besaß er das Compendium, das er damals gebraucht.

In einem späteren Briefe an Bodmer gestand er: Baumer habe ihm viel Gutes und Böses in der Philosophie gelehrt, er habe jedoch alles geprüft, sei eine Zeitlang Materialist gewesen, und dann endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie gekommen. »Jetzt erst, fügte er hinzu, gefiel mir die Theodicee, weil sie mit den Meditationen, auf die ich selbst gerathen war, oft coincidirte. Ich verband ihre Lectüre mit Bayle und Brucker.

Ungünstiger urtheilte Wieland, zwanzig Jahre nachher, über Baumer in einem Briefe an F. J. Riedel vom 10. August 1768. Er äußert in jenem Schreiben, er habe das Glück oder Unglück gehabt, das ganze Jahr 1749 unter Baumer's Augen zu leben, an seinem Tische zu hungern (denn von Essen sei kaum die Rede gewesen) und von seiner Philosophie

eine Menge Seelenblähungen zu bekommen. In seinem Unmuth vergaß Wieland den Genuß, den ihm die Lectüre des Don Quixote verschafft. Auf jenen berühmten Roman, aus dem er die große allgemeine Naturgeschichte der menschlichen Thorheit und Narrheit kennen lernte, war er zuerst durch Baumer aufmerksam gemacht worden. Sie hatten ihn gemeinschaftlich gelesen; Wieland gestand in spätern Jahren selbst, daraus zuerst Menschen- und Weltkenntniß gelernt zu haben. »Baumer, schrieb er, lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie darin lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho, sagte er, sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will. Ueber diesen vielseitigen Text ließ sich dann herrlich commentiren.«

Bereichert an mannigfachen Kenntnissen kehrte Wieland im Jahr 1750 nach Biberach zurück. Er befand sich in einem wunderbaren Gemüthszustande. In ihm vereinigten sich, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, »damals die widerstreitendsten Elemente von mystischer Frömmigkeit und Freidenkerei, heidnischer Philosophie und christlich = protestantischer Dogmatik, Wolfischem Dogmatismus und Baylescher Skepsis, Sokratischer und Cervantescher Ironie und Laune. Seine Sitten-

reinheit hatte er aufs strengste bewahrt. Der Sommer, den er im elterlichen Hause verlebte, war jedenfalls die merkwürdigste Epoche seines Lebens; in jene Zeit fällt Wielands erste Liebe, und sein erstes dem Druck übergebenes Gedicht, welches, obgleich didactischer Gattung, doch jener Liebe seinen Ursprung verdankte.

Geweckt wurde dies Gefühl in ihm durch Marie Sophie von Gutermann, eine Tochter eines gelehrten Arztes Gutermann, Edler von Gutershofen, der mit Wielands elterlichem Hause in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Seine Mutter und Sophiens Vater waren Geschwisterkinder. Es war nicht blühende Schönheit, nicht jugendliche Reize, durch die sich Wieland zu Sophien hingezogen fühlte. Er bewunderte ihre ausgezeichnete Bildung, die sie schon früh durch das Lesen der besten deutschen Schriften erlangt, und das rastlose Streben nach Erweiterung ihrer Kenntnisse. Sie verband damit den reinsten Seelenadel, die innigste Achtung für Moral und Tugend. Ausgezeichnet an Geist und Herz, war sie fähig, dem kühnen Fluge seiner Phantasie zu folgen und seinen zartesten Gefühlen zu begegnen. Das enggeknüpfte Liebesverhältniß, der reinste Platonismus, an welchem die Sinnlichkeit auch nicht den entferntesten Antheil

hatte, gründete sich auf gleiche Bildung, auf gleiche Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne. Nur zwei Jahre älter als Wieland übte sie eine Art von Hoheitsrecht aus über den jungen Schwärmer durch Festigkeit des Characters und innere Haltung, während er, bei einem größern Umfange an Kenntnissen, mit poetischer Begeisterung ihre stets rege Wißbegier zu befriedigen suchte. »Ich bin, schrieb er, mit einer Base bekannt geworden, deren Seele ich mit der meinigen vollkommen harmonisch fand, so daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrechen.«

In der Begeisterung für die Schönheiten der Natur begegneten sich zum ersten Mal die gleichgestimmten Seelen, als Sophie ihren Vetter bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach belauschte. Jener Augenblick blieb beiden unvergeßlich. Sie sprachen mit einander über ein solches Stillleben, das ihrer Ansicht nach allen Freuden der Welt vorzuziehen sei. Die Veränderung seines ganzen Wesens schildert Wieland in einem spätern Briefe an Bodmer. Durch den Umgang mit Sophien, schrieb er, sei er plötzlich ein ganz andrer Mensch, aus einem flüchtigen, zerstreuten Kopfe zärtlich, edel, ein Freund der Tugend und Religion geworden. Wahrscheinlich deutete er mit diesen Worten auf seinen frühern Skep-

ticismus, von dem er geheilt worden durch die veredelnde Wirkung der Liebe.

In solcher Stimmung hörte er an einem Sonntag eine Predigt seines Vaters über den Text: Gott ist die Liebe. Er glaubte, über dies Thema weit feuriger und beredter sprechen zu können. Kaum war der Gottesdienst beendigt, als er einen solchen Versuch machte. Es war ein schöner Sommertag, und er wandelte, an Sophiens Arm, in den freundlichen Umgebungen Biberachs umher. »Ich redete, erzählt er selbst, von der Bestimmung der Geister und Menschen, von der Würde der menschlichen Seele. Nie bin ich beredter gewesen, als damals. Ich vergaß nicht in der himmlischen Liebe einen großen Theil des Glücks der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie einige vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir ihre Empfindungen zu schreiben.«

Sophie hielt ihr Wort, und antwortete ihm, wie er sich in einem Briefe an Bodmer äußert, »auf eine Weise, die ihrer geraden und edlen Seele würdig war. Mein Character gefiel ihr, ehe sie mich gesehen hatte. Sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmend. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war

ihr etwas Neues, und das, was sie immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig; ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich, ihre Seele zu unterhalten und zu verschönern, und ließ ihr merken, daß dies der edelste Beweis meiner Liebe sei. Sie beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe; meine Mutter war zuweilen ein Zeuge davon. Sie las ein Manuscript von mir durch, welches den Versuch einer Tugendlehre enthielt; diese Schrift machte sie mir sehr gewogen. Mein Ernst und die Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Character an einem Jüngling war. Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade. Ich empfand die Unmöglichkeit, ohne ihre Liebe glücklich zu sein, und es war nichts Unwahrscheinlicheres, als zu hoffen, daß ich es werden könne. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, zärtlicher zu sein, als ich. Meine Liebe zu ihr war die reinste Begierde, sie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch sie zu werden. Ich sah, wie sehr es ihr an wahrer Glückseligkeit fehlen würde ohne die Liebe eines solchen Freundes. Sie sah es auch ein.«

Manche Thräne kostete ihm der Abschied von der Geliebten, als er sie im Herbst 1750 nach Augsburg

zurückkehren sah, wo ihr Vater, früher in Kaufbeuern ansässig, damals als Dekan der medicinischen Facultät lebte. Sophiens Bild begleitete ihn nach Tübingen, wo er damals seine academische Laufbahn eröffnete. Der Eindruck war bleibend, und die Zweifel an der Beständigkeit seiner Liebe in einem Briefe seines Vaters schmerzten ihn tief. »Tausend Leben, wenn ich so viele hätte, antwortete Wieland, wären nicht zu viel, sie um eine so unschätzbare Person aufzuopfern. Die ganze Welt ist mir ein Nichts gegen meine englische und mehr als englische Sophie. Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als alle Kronen der Erde ohne sie besitzen. Sie hat ein unschätzbares Herz. — Ich bin gewiß, daß die Vorsicht uns nicht verlassen wird. Aber wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf's heiligste, daß ich mein Unglück nicht überleben will.« —

In so schwärmerischer Stimmung kannte er kein höheres Glück, als Sophiens Besitz. Was in Aller Augen ziemlich unwahrscheinlich schien, dünkte ihm, nach dem eben mitgetheilten Briefe, keine sonderlichen Schwierigkeiten zu haben. »Daß mein Vater, schrieb er, den Weg, durch meine Sophie der Glücklichste zu werden, für schwer hält, dünkt mich zu kleingläubig. Ich werde an meinen Pflichten durch den Beistand

Gottes nichts fehlen lassen, und gesetzt, ich hätte gar keine Gönner, so ist doch ein vollkommen weises, liebreiches und mächtiges Wesen auf unserer Seite; es wird für uns sorgen, und dies gilt mehr, als die Gunst aller Fürsten der Welt.«

Während Wieland sich diesen Träumen überließ, und im Geist schon seine bürgerliche Existenz im Leben begründet sah, war er noch nicht einig über das Berufsfach, dem er sich widmen sollte. Die Jurisprudenz schreckte ihn zurück durch ihre Trockenheit. Um Theolog zu werden, hätte er eine stärkere Brust haben müssen. Vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern empfand er schon früh eine unüberwindliche Abneigung, die ihn von dem Studium der Medicin zurückschreckte. Er scheint in Tübingen fast gar keine Vorlesung besucht zu haben. Die Liebe zur Einsamkeit fesselte ihn auf sein Zimmer. Ohne Freunde, ja fast ohne allen Umgang, brütete sein Geist über der Idee, die schönsten poetischen Blüthen, die ihm sein Dichtertalent bieten möchte, zur Verherrlichung der Geliebten zu einem Kranze zu flechten, und, obschon noch ein Jüngling, um den poetischen Lorbeer zu ringen.

Ohnedies band ihn ein Versprechen, das er an jenem schönen Sommermorgen der Geliebten gegeben,

fünften Gesang des Messias, schrieb er an Sophie, ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe, wie die unsrige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt wird, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß Herr Klopstock liebt, und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen sehr ähnlich, aber doch unvollkommner als Sie ist. So ist es bei uns vieren gerade umgekehrt. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich glücklich zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sophie zu lieben, welche mir in allen Stücken vorgeht. — Warum bin ich doch kein so schöner Geist, als Herr Klopstock!«

Wielands damalige Briefe an Bodmer in Zürich, wo sich der Sänger der Messiade damals aufhielt, enthalten wiederholte Bitten um Mittheilung einiger Nachrichten über den Dichter. Freundlich dankte er für die erhaltenen Notizen. »Aber, fügte er hinzu, ich bin unersättlich und werde es sein, bis ich Jemand spreche, der ihn genau kennt, und mir von allen seinen Particularien, wie alt er ist, wer seine Eltern sind, wo er studirt hat u. s. w. Nachricht geben kann.

ben; die unverständliche und einschläfernde Metaphysik des zweiten und dritten Buchs würde weggeblieben, der Vortrag nicht so platt und trocken, und das Ganze überhaupt interessanter und mit sich selbst übereinstimmender geworden sein. Da es aber in einer sehr schwermüthigen Einsamkeit aufgesetzt ward, und der Verfasser überdies, zur bösen Stunde, den Gedanken gefaßt hatte, zu einem so antilukrezischen Gedicht den Lukrez zum Muster zu nehmen, so blieb die Ausführung, schon aus diesen beiden Ursachen, weit unter der ursprünglichen Idee, zumal, da der Dichter in einem Alter war, wo man impatiens limae zu sein pflegt, und der letzte Vers des sechsten Buchs kaum auf dem Papier stand, als, vermöge einer andern Untugend dieses Alters, schon der Plan zu einem neuen Unternehmen sich aller seiner Aufmerksamkeit und Zuneigung bemächtigte. Es ist wohl kaum nöthig hinzuzusetzen, daß man — ungeachtet des zuversichtlichen dogmatischen Tons, der im Ganzen herrscht, und einem Jüngling von siebzehn Jahren eben so billig zu gut gehalten wird, als es billig ist, ihn (zumal bei hyperphysischen Speculationen) an Männern lächerlich zu finden — das System dieses Gedichts und die Hypothesen, die darin behauptet werden, für nichts Besseres, als wachende Träume eines philosophirenden Dichters oder

Visionen eines poetisirenden Platonikers ausgiebt. Genug, daß seine Hauptabsicht löblich, die Mittel wenigstens unschuldig, und seine Hypothesen, eine in die andere gerechnet, immer so gut als andere ehrliche Hypothesen sind. Was die Poesie dieses Lehrgedichts, zumal in der ersten Ausgabe, betrifft, so dürften wohl wenig andere Dichterwerke geschickter sein, einen Lehrer der poetischen Aesthetik mit Beispielen aller möglichen Fehler, die dem schönen Styl und Vortrag entgegen sind, reichlicher zu versehen.

Wielands spätere Briefe geben mehrfache Belege, wie streng er jenen poetischen Versuch beurtheilte. »Mein Gedicht über die Natur der Dinge, schrieb er unter andern, ist eine unreife Probe. Vielleicht vergiebt man, wenn man ohnehin von Natur zum Vergeben geneigt ist, einem Werke seine Fehler, das in zehn Wochen von einem Jüngling von achtzehn Jahren geschrieben ist.« — Auf ähnliche Weise äußert sich Wieland in einem andern Briefe an den Professor Meier in Halle. »Sie haben, heißt es dort, zu viel Nachsicht mit der unreifen Geburt, der ich den impertinenten Namen: die Natur der Dinge gegeben habe. Ich wünsche Ihre Anmerkungen über dasselbe zu sehen; verbitte jedoch ernstlich in Ihrer Zeitschrift Crito meines Gedichts nicht zu gedenken, es wäre denn, es zu

tadeln. Vielleicht schicke ich eine Abhandlung von den Schönheiten der Poesie im Lukrez, welche, so viel mir bekannt, noch nicht genug bemerkt worden. Aber wie wenige lesen den Lukrez. — Ich dächte, man merkte meinem Versuch das Alter und den flüchtigen Geist seines Verfassers nur zu sehr an. Wenn ja meine Freunde so indulgent sind, diese Schrift zu dulden, so bitte ich, wie ichs von dem ersten Buche schon gethan habe, sie auszubessern, nach Gefallen darin auszustreichen und zu ändern. Ich habe mehr als hundert Stellen, nur bei flüchtigem Durchblättern gefunden, die ich geändert wissen möchte, aber selbst zu ändern zu verdrießlich bin. Daß Herr Professor Sucro bezüchtigt worden ist, die Natur der Dinge gemacht zu haben, wird Ihnen ein wenig lustig vorgekommen sein. Mich deucht, er wird sehr gegen diese Ehre protestiren.«

Eine scherzhafte Selbstcritik seines Gedichts verdient hier noch eine Stelle. In einem bereits früher erwähnten Briefe an Riedel vom 10. August 1768 schreibt Wieland: »Ohne Amors Beistand, der mich im August 1750 durch den ersten Anblick der liebeathmendsten Creatur, die ich jemals gekannt habe, plötzlich metamorphosirte, wäre ich nimmermehr damit zurecht gekommen. Das Uebel muß wirklich groß gewesen sein, weil sogar die mirabiles amores, welche mir

diese Dame, die damals meine Göttin war, einflößte, und die erstaunliche Veränderung, welche sie in meiner Seele wirkte, dennoch einen so großen Widerstand in metaphysischer Verwicklung meines Gehirns fanden, daß das erste Opfer, welches ihr meine glühende Liebe brachte, ein so seltsamer Zwitter von metaphysischem Schulgewäsche und von der besten Poesie war, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von siebzehn Jahren eingehaucht hat, wie Sie vermuthlich das Lehrgedicht von der Natur der Dinge mit mir finden werden.«

Wieland machte sich einige Jahre später Vorwürfe über die öffentliche Bekanntmachung seines Werks: »Ob man, meinte er in einem seiner Briefe, einem achtzehnjährigen Jüngling die Kühnheit vergeben werde, seine petits ours mal lechis, wie Herr von Bar sagt, in die Welt geschickt zu haben, das sei noch sehr die Frage. Gleichwohl hatte er in jugendlicher Begeisterung sein Lehrgedicht an den früher erwähnten Professor Meier in Halle gesendet, der damals als philosophischer Kopf und als Critiker viel galt. Weder seinen Namen, noch seinen Aufenthaltsort hatte Wieland in jenem Briefe erwähnt. Meier, einen Adlichen in Schwaben für den Verfasser jenes Gedichts haltend, ließ es sofort drucken und begleitete es mit

einer sehr günstig lautenden Vorrede. Unterdessen hatte der junge Autor, ehe er das Schicksal seines Werks erfahren, bereits einen neuen poetischen Plan entworfen. Kaum waren einige Monate vergangen, als er die fünf ersten Gesänge eines in Hexametern geschriebenen Gedichts, Hermann betitelt, ebenfalls anonym an Bodmer in Zürich sandte, an dessen Parthei, damals in dem lebhaftestem Kampfe mit Gottsched und seinen Anhängern begriffen, er sich in jugendlicher Begeisterung angeschlossen hatte. Bodmer nahm die ihm gesandte Probe günstig auf, und das Verhältniß zwischen ihm und Wieland knüpfte sich immer fester durch einen fortgesetzten Briefwechsel. Wie der junge Autor einige Jahre später über das erwähnte Epos urtheilte, zeigt die nachfolgende schriftliche Aeußerung: »Mein Hermann ist die Frucht einer gewissen Jugendhitze, ein übereiltes Werk, das den Früchten im Gewächshause gleicht. Es fehlt an einem richtigen Grundriß. Ich war zu ungeduldig und zu ungeschickt, einen zu machen, und da ich dem Maler in der Fabel des Herrn Gellert gleiche, so will ich meinen Kriegsgott ausstreichen.« Wahrscheinlich traf dies Schicksal sein Epos. Wenigstens ist es in Wielands Werken nicht aufbewahrt worden, während das Lehrgedicht von der Natur der Dinge dort eine Stelle erhielt.

Noch jetzt ist unter dem Namen Wielandshäuschen die anmuthige, späterhin dem Kanzler von Authenrieth gehörende Sommerwohnung bekannt, wo der Dichter damals seine Zeit zwischen stillem Naturgenuß, einsamen Studien, poetischen Versuchen und der Erinnerung an seine geliebte Sophie theilte, mit der er noch immer in ununterbrochenem Briefwechsel stand. Das erwähnte Häuschen, etwa eine halbe Stunde von Tübingen auf einem Weinberge, diesseits des Neckars gelegen, gewährte eine reizende Aussicht links auf das von jenem Flusse durchströmte Thal, mit den darüber emporragenden, waldumkränzten Bergen, rechts auf die Stadt Tübingen und über dieselbe hinaus auf das freundliche Ammerthal. Dort lebte Wieland, von allem Umgang entfernt, in völliger Abgeschiedenheit. Seine Studien und die fortgesetzte Lektüre gaben ihm stets neue Genüsse. In so froher Stimmung schrieb er: »Wie glücklich bin ich, daß der Frühling meines Lebens in eine Zeit fällt, wo die Wissenschaften in voller Blüthe sind! Bodmer hält unser Zeitalter für das goldene Alter der schönen Wissenschaften, und wer möchte ihm nicht beistimmen? Der Geist, der die Alten beseelte, lebt in vielen unserer Landsleute wieder auf, und wir sind bereits fähig, alle abendländischen Völker herauszufor-

dern, uns in ihrem Schooße solche Nachahmer und Uebertreffer der Alten zu zeigen, als wir besitzen. Ich kann mich nicht genug wundern, daß Herr Gottsched, bei aller seiner angegebenen weitläufigen Kenntniß im Reich der Wissenschaften, so still zu den Werken ist, die Deutschland unsterbliche Ehre bringen. — Warum tadelt man an Kleist, was man an Homer bewundert? Warum ist, was im Virgil schön ist, im Messias häßlich oder ausschweifend? Das sind mir Räthsel.«

Den strengen Maßstab, den er nach seiner damaligen Geistesrichtung und Empfindungsweise an die Poesie legte, schildert die nachfolgende Stelle in seinen Briefen: »Ich habe von der Dichtkunst keinen kleinern Begriff, als daß sie die Sängerin Gottes, seiner Werke und der Tugend sein soll. Inzwischen gefallen mir doch auch die Aeußerungen der jugendlichen Freude, wenn sie unschuldig ist, und Gleim und Hagedorn haben mich oft ergötzt.« Doch gab es damals auch Augenblicke, wo er in wechselnder Stimmung auch den unschuldigsten Scherzen so abgeneigt schien, daß er die genannten Dichter eines sträflichen Leichtsinns anklagte. Der Ernst seiner Natur zog ihn zu den Engländern, mit deren Sprache er sich damals fleißig beschäftigte, und entfremdete ihn der französi-

schen Literatur, die er erst liebgewonnen, als mit seinem ganzen Wesen eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. »Ich brenne vor Begierde, heißt es in einem seiner damaligen Briefe, Milton, Pope, Addison, Young, Thomson in ihrer Sprache zu lesen. Diesen Thomson, der mir nur aus dem verdeutschten Seasons bekannt ist, schätze ich unendlich hoch. Lebt er noch? Sein Herz ist ungemein zärtlich und edel, und sein Pinsel hat vieles von Milton's Stärke und zugleich eine gewisse Virgilianische Anmuth! — Den Franzosen bin ich ihres flüchtigen und affenmäßigen Nationalcharacters wegen, recht gram, und noch mehr den Deutschen, die ihren Geist lieber nach diesen lächerlichen Geschöpfen bilden wollen, als nach den denkenden, männlich schönen und zuweilen himmlischen Britten.«

Noch stärker tritt die Richtung seines Geistes, die von einer schwärmerischen Ueberspannung nicht freizusprechen, in der nachfolgenden Stelle eines seiner damaligen Briefe hervor: »Ich kenne Boccaccio und des Lafontaine Contes nur vom Hörensagen, und aus den Urtheilen der Gelehrten und Poeten, von Lafontaine habe ich nur die Fabeln gelesen. Ich wage es nicht, meine Seele mit so schlimmen Schriften zu verunreinigen. — Ich möchte kein Boccaccio oder

Lafontaine sein. Ich verabscheue diesen fatalen Ruhm, den einige unvorsichtige male feriati an diesen Männern für etwas Beneidenswerthes halten. — Allen Freunden des Crebillon bin ich unerträglich. Ich hasse einen Witz, der die Tugend untergräbt, und darüber zum Aberwitz wird. Ich lese lieber die Briefe meiner Rove, die Messiade, den Noah, die kritischen Briefe, Mosheims Schriften u. dgl. hundertmal, als daß ich meine Zeit mit jeder neuen Schmiererei verhunzen sollte, die herauskommt.«

Bei diesem Streben, eine ideale Tugend verherrlichen, die Irreligiosität und den Leichtsinn bekämpfen, und der Welt zeigen zu wollen, daß das Schöne, ganz im platonischen Sinne, mit dem Guten einerlei sei, mußte sich Wielands Aufmerksamkeit unter den Dichtern seiner Zeit entschieden auf Klopstock lenken. Zwischen dem Sänger der Messiade und ihm fand ohnedies eine gewisse Gemüths- und Geistesverwandtschaft statt. Auch Klopstock liebte, wie Wieland, seine Cousine, die Schwester seines Jugendfreundes Schmidt, die durch mehrere seiner Oden verherrlichte Fanny. Fast in allen Briefen Wielands aus jener Periode seines Lebens kehrt die enthusiastische Bewunderung Klopstocks wieder, verbunden mit dem lebendigem Antheil an der Liebe jenes Dichters. »Im

fünften Gesang des Messias, schrieb er an Sopl
ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe, ı
die unsrige ist, nur daß das Herz des Liebhabers
ein Licht gesetzt wird, welches das meinige sehr v
dunkelt. Ich bin gewiß, daß Herr Klopstock lie
und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen sehr ähnli
aber doch unvollkommner als Sie ist. So ist es l
uns vieren gerade umgekehrt. Ich weiche unstrei
dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaft
und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Gelieb
des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, g
ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrif
und um mich glücklich zu machen, erlaubt mir d
Himmel, meine Sophie zu lieben, welche mir in all
Stücken vorgeht. — Warum bin ich doch kein so sch
ner Geist, als Herr Klopstock!«

Wielands damalige Briefe an Bodmer in Zürich
wo sich der Sänger der Messiade damals aufhielt, en
halten wiederholte Bitten um Mittheilung einiger Nach
richten über den Dichter. Freundlich dankte er fü
die erhaltenen Notizen. »Aber, fügte er hinzu, ic
bin unersättlich und werde es sein, bis ich Jeman
spreche, der ihn genau kennt, und mir von allen se
nen Particularien, wie alt er ist, wer seine Elter
sind, wo er studirt hat u. s. w. Nachricht geben kann

Sie schreiben mir von seiner Fanny, daß er sie ehemals über alles Irdische geliebt habe. Liebt er sie etwa nicht mehr? Wie geht das zu? Ist sie gestorben? Doch dies hindert nicht die Liebe, es soll sie vermehren.«

In einem andern Briefe, wo er ihn mit Milton vergleicht, stellt er ihn hoch über den von ihm ebenfalls bewunderten Dichter des verlorenen Paradieses. In Klopstocks Messiade meint er, sei das ganze größer und majestätischer, das Wunderbare natürlicher, glaubwürdiger, anständiger; die Charactere besser ausgebildet, abwechselnder und rührender; die Erfindung wahrscheinlicher, scharfsinniger, neuer, interessanter. Er schließt mit der Aeußerung, daß man ein Buch schreiben müßte, um den Messias gehörig zu würdigen. Die Auflösung des Räthsels, daß selbst Kenner des wahren Schönen in der Poesie sich mit jenem Gedicht nicht ganz befreunden könnten, sei Klopstocks individuelle Denkart und Empfindungsweise. Man müsse, meinte Wieland, ihm nachdenken, ihm nachempfinden können. »Aber — fügt er hinzu — wie Viele können das? Diese Unschuld in den Gemüthsbewegungen, diese neue und kühne Erfindung, diese himmlische Philosophie erfordert, außer der empfindlichsten Seele, eine gewisse Richtigkeit und einen Tiefsinn im Geist —

Gaben, die Wenigen zu Theil geworden sind.« N
ohne Selbsteitelkeit fügt er hinzu, wer dieses unsch
bare Gedicht empfinden und begreifen könne, sei
rechtigt eine sehr gute Meinung von sich zu hab
»Die Empfindungen, deren unser Herz fähig ist,
Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflichkeit, die
uns liegt, und dies muß uns aufmerksam mac
für unser Herz zu sorgen, diese erhabenen Triebe
uns zu pflegen, und zu mehreren Leben zu bringe

Ein Nachahmer Klopstocks ward Wieland nicht,
geachtet es in seiner Natur lag, leicht etwas von
Manier der Schriftsteller anzunehmen, die seinem
schmack vorzüglich zusagten. Sein Lobgesang a
die Liebe und ein Gedicht: der Frühling, b
noch dem Jahr 1751 angehörend, erinnern mehr
Kleist, und der Einfluß dieses Sängers auf Wiel
ist fast unverkennbar. Einen eigentlichen Versuch, Kl
stock zu begleiten auf dem kühnen Fluge seiner Ph
tasie, machte Wieland nicht. Nur als Mensch sch
er Klopstock gleichen zu wollen, ohne aufzuhören W
land zu sein. Jenes erhabene Muster konnte in i
nur erheben, nur verstärken, was von Natur schon
ihm lag, und dies geschah, wie ein geistreicher Schr
steller sich ausdrückt, eben durch jene Verklärung, j
Heiligung der Liebe. Aus ihr floß ein gewisser mo

lischer Stolz, der noch genährt ward durch die Vergleichung des gewöhnlichen Lebens und Treibens der Menschen mit den erhabenen Mustern von Tugend und Seelengröße, die ihm ältere und neuere Schriftsteller vor Augen stellten, mit deren Lectüre er sich unablässig beschäftigte. Mit Enthusiasmus hatte er als Knabe den Cornelius Nepos gelesen. Noch höher begeisterte den Jüngling die Schilderung jeder edlen That, während er sich von schlechten Handlungen mit Abscheu hinwegwandte.

Auch in der Poesie, mit der sich Wieland, durch philosophische Studien abgelenkt, damals nur wenig beschäftigte, blieb ihm ein lebendiges Gefühl für das Reinsittliche. Dafür spricht sein Selbstgeständniß in einem Briefe an Bodmer. Er giebt in jenem Schreiben den philosophischen und moralischen Gedichten vor allen andern den Vorzug. »Zwar schätze ich, schreibt Wieland, die heroischen Gedichte unendlich hoch; aber ich überlasse es größern Geistern, darin groß zu sein, oder sich zu versuchen. Ich begnüge mich, die wenigen Nebenstunden, die mir meine Muse gleichsam entwendet, dazu zu benutzen, in philosophischen und moralischen Gedichten, und also in Absicht der Dichtkunst in einer kleinern Sphäre, die liebenswürdige Tugend zu preisen.«

Unter den Gedichten, die während seines Aufent-

halts in Tübingen entstanden, war der Anti=Ovi
im Sommer 1752 verfaßt, wie der Titel andeut
nicht blos gegen den Leichtsinn der Römer, sondern au
der Franzosen gerichtet. Die Liebe hatte ihn begeister
in diesem Lehrgedicht einen Gegenstand zu wählen, de
er kaum gewachsen war, weil es ihm in seiner Ei
samkeit und umgeben von seinen Büchern, an der nöth
gen Menschenkenntniß fehlte, die nur aus der Beol
achtung des Lebens sich schöpfen läßt. Sehr richti
urtheilte Wieland einige Jahre später über seinen po
tischen Versuch. »Dies Gedicht, schrieb er, würde i
mehr als einem Betracht sehr wenig dabei gewinnen
wenn es neben dem reizenden Verführer, dem es dur
seinen Namen Trotz bietet, gestellt werden sollte.« Di
damalige Jugend des Verfassers, die Eilfertigkeit, wo
mit dies Gedicht in wenig Tagen ejaculirt wurde
zeigt sich in der schlechten Anlage des Plans, in eine
noch sehr mangelhaften Kenntniß des Herzens, in de
Ungleichheit der Schreibart, in dem seichten Urthe
über die Briefe der Ninon l'Enclos an den Marqui
von Sevigné, und in zwanzig andern Dingen vo
minderer Bedeutung.

Einige Monate früher, als der Anti=Ovid, i
Mai 1752 waren Wielands moralische Erzählunge
entstanden, durch den Beifall veranlaßt, den damal

die Epitres diverses des Barons Georg Ludwig von Bar gefunden. In noch frühere Zeit, in die zwei letzten Monate des Jahrs 1751, fallen Wielands moralische Briefe. Characteristisch ist in allen diesen Gedichten die Schilderung idyllischer Unschuldswelten, die elegische Klage über das mit der Unschuld verlorene Paradies, das Hervorheben des Contrastes, den die Wirklichkeit durch ihre Laster und Thorheiten mit dem wahren Ideal des Lebens bildet, und das Bemühen, dies Ideal darzustellen, um dafür zu gewinnen.

Von seinen bisherigen Gedichten unterschieden sich die hier genannten weniger ihrem Gehalt, als der Form nach. Für die moralischen Briefe hatte Wieland Alexandriner, für die moralischen Erzählungen, nach Thomson's Beispiel, reimlose Jamben, und für den Anti-Ovid ein freies Versmaß in willkührlich wiederkehrenden Reimen gewählt. Bodmer, ein entschiedener Verehrer des Hexameters, überhäufte den jungen Autor mit Vorwürfen, daß er diese Versart verlassen. »Ich kann nicht leugnen, schrieb Wieland, daß mir die gewöhnliche Versification der Abendländer, und sonderlich die unsrige, sehr wohl gefällt. Außer Heldengedichten und heroischen oder eigentlich Horazischen Oden fallen mir die Dactylen, Trochäen, Anapästen, und wie sie heißen, sehr beschwerlich. Ich halte

den Reim und unser sechsfüßiges jambisches Metrum für Stücke, die manche Arten von Gedichten sehr musikalisch und den Ohren gefällig machen, ob sie gleich einen Messias entstellen würden. — Die Gedichte, die Sie selbst, wie auch Herr von Haller, Hagedorn, Gellert, Schlegel, und lange vor ihnen Opitz und Canitz, im gewöhnlichen Sylbenmaß, so ausbündig schön gemacht, bezeugen die Wahrheit meiner Meinung a posteriori.«

Unter solchen Beschäftigungen lebte Wieland, ohne irgend einen Lehrer und Bildner, als sich selbst, der Wirklichkeit entfremdet, nur in der Welt seiner Phantasie, in Idealen und für seine Ideale, unter denen er keine höhern kannte, als Klopstock und seine Sophie. In jener glücklichen Selbsttäuschung der Jugend war er jedoch kein Träumer, es wäre denn, daß man ihn darum so nennen wollte, weil er dem Wahren, Guten und Schönen mit so rastlosem Eifer nachstrebte, daß er darüber die irdische Zukunft zu vergessen schien.

In einem Briefe an Sophie, noch während seines Aufenthalts in Tübingen geschrieben, gesteht er sich, trotz seiner mannigfachen Fehler, ein gutes Herz zu und einigen Geist, und glaubt mit Wahrheit versichern zu können, daß es sein Geist gewesen, der sein Herz zu einem so guten gemacht. Jenes Schreiben ist je-

doch besonders deshalb merkwürdig, weil es uns einen tiefen Blick in das Innerste seines Gemüths verstattet und uns zeigt, worauf sich damals seine Wünsche beschränkten.

»Mein Herz, schrieb Wieland, verlangt Zufriedenheit in einem Zustande vollkommenen Genusses von Ruhe und Glück. Der Geist hat ihm gezeigt, daß es in dieser Unterwelt wenig Dinge gebe, die eine wahre Befriedigung und ein dauerndes beständiges Vergnügen gewähren. Reichthum, gute Meinung des Volks von uns, Vergnügen der Sinne sind zu vorübergehende Güter, um auf die Dauer zu vergnügen, und zu grobe und irdische, um das unendliche Sehnen unsrer Seele zu befriedigen. Ich bin vielleicht unter allen Menschen derjenige, dem diese, für die allermeisten so anziehenden Güter am wenigsten Befriedigung und Ruhe gewähren. Ich habe zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß diese Gegenstände des Verlangens der niedrigsten Seelen, diese schönen Chimären, an denen mehr falscher Glanz als ächter Gehalt ist, einer großen, für die Unsterblichkeit geschaffenen Seele nicht würdig und für den Zustand eines wahren Glücks nicht gemacht sind. Auch ist mein Herz zu zart, um Befriedigung in dem Genusse von Dingen zu finden, die nur die Sinne und die Einbildungskraft auf kurze Zeit reizen können. Ich

bedarf etwas Vortrefflicheres, als der Materie und dessen, was daraus gemacht ist, wie angenehm und reizend es auch sein möge. Ich verlange völlige Zufriedenheit, wobei mir keine Wünsche übrig bleiben, und mehr geistiges als sinnliches Vergnügen. Allein die Wissenschaften selbst und die Literatur, die doch fast mein Hauptvergnügen sind, die speculative Philosophie, die ich sehr liebe, nicht ausgenommen, geben mir jene völlige Zufriedenheit nicht. Ich sehe da viel Dunkel, zu viel Gewölk, Ungewißheit, Unvollkommenheit, verursacht durch die Mängel und Unvollkommenheiten des menschlichen Geistes überhaupt und des meinigen insbesondere. Es fehlt dabei zu sehr an Mitteln, die Penetration der Sinne und des Geistes zu vermehren, und unser Leben auf diesem Planeten ist zu kurz dazu. Die Sehnsucht meines Herzens kann also auch hierdurch nicht gestillt werden. Was aber wird ihm nun Beruhigung und jene völlige Zufriedenheit geben?«

Wieland erwartete sie, nach jenem Briefe, von einem gleichgestimmten Wesen, von einer Lebensgefährtin, »voll Liebreiz und Schönheit, um die Augen und die Einbildungskraft zu entzücken,« zugleich aber auch begabt »mit Feinheit, Ernst und Gehalt des Geistes.« Was er von einem solchen Wesen, bestimmt das Werk-

zeug seines Glücks zu werden, unbedingt verlangt, schildert er auf naive Weise, wenn auch nicht ohne einen kleinen Anflug von Pedanterie, mit den Worten: »Eine solche Person muß so viel Scharfsinn haben, um mehr als gewöhnlich beobachten zu können, und so viel Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart allezeit von diesem natürlichen Scharfsinn Gebrauch zu machen. — Sie muß frei sein von den groben Vorurtheilen, oder wenigstens für Aufklärung der Vernunft empfänglich, und muß so viel Wißbegier haben, um das zu lernen, was sie weiser und aufgeklärter machen kann. So viel von ihrem Geiste. Ihr Herz muß durchaus gut, empfänglich sein für Eindrücke der Zärtlichkeit, des Mitleids, der Traurigkeit, aber nicht fähig des Zorns, den ich an Keinem, wer er auch sei, ertragen könnte. Sie muß aufrichtig, sie muß zart in allen ihren Empfindungen sein, und vornehmlich ihren Geliebten mit großer Zartheit behandeln. Bin ich der Gegenstand ihrer Liebe, so muß sie sich selbst die allerunverbrüchlichste Treue auferlegen. Gern würde ich auch einen kleinen Anflug von Eifersucht an ihr sehen, die von einer zärtlichen Liebe unzertrennlich ist, wiewohl sie, zu weit getrieben, nicht zu entschuldigen, und ein Beweis von ziemlicher Unvernunft ist, die dem geliebten Gegenstande mißtraut.«

Es habe Reiz für ihn, meint Wieland, zu sehen, daß die Person, die ihn liebe, sich seinetwegen ein wenig beunruhige, daß sie besorgt um ihn sei, sich bemühe, ihn zufrieden zu stellen. Gern werde er es auch sehen, daß seiner Geliebten natürlich gutes Herz verschönert und vervollkommnet werde durch eine gesunde, zarte, nicht übertriebene Moral, und durch die Lectüre vorzüglicher Schriften. Er nennt unter diesen den Zuschauer, die Charactere von la Bruyere, Richardson's Pamela, die meisten Lustspiele von Moliere, Destouches, Barbier u. a., auch einige damals sehr beliebte Zeitschriften, wie unter andern die vernünftigen Tadlerinnen und den Hamburger Patrioten.

»Außerdem,« fügt er hinzu, »würde ich von ihr verlangen ein schönes Betragen, einige Weltkenntniß und Erfahrung, Artigkeit gegen jedermann, und im Allgemeinen eine immer heitere Miene — sofern dies nämlich sein kann; denn ich weiß sehr wohl, daß es Augenblicke giebt, wo wir aufgebracht, traurig oder zornig sein müssen. Ich meine also hiermit blos, daß ich es nicht verlangen würde, wenn die, die ich liebe, die Art vieler Frauen hätte, oft aufgebracht oder unzufrieden zu sein, ohne einen Grund dazu zu haben.«

»Das wären nun die schönsten Züge des Gemäldes der Person, die mein größtes Gut in dieser Welt,

mein Alles, die Quelle aller meiner Freuden sein muß; die mir wahre Zufriedenheit geben und mein Glück machen kann. Sie werden nun aber auch wissen wollen, wie ich mich gegen diese anbetungswürdige Person betragen würde. Ich liebe sie mit aller nur erdenkbaren Zärtlichkeit, ich achte sie hoch über allen Ausdruck, ich ziehe sie allen andern vor, ich will mit ihr lieber in der kümmerlichsten Lage leben, als ohne sie König sein, der nach der gemeinen Vorstellung der Glücklichste ist; ich will lieber für sie sterben, als von tausend andern Schönheiten geliebkost sein. Mein Herz verlangt, nicht weniger gut und zart zu sein als das ihrige, und wird aufs eifrigste streben, einer so liebenswürdigen Person immer würdiger zu werden. Mit der größten Freude werde ich alle Kräfte aufbieten, um sie zufrieden und glücklich zu machen, ihr Freude zu schaffen und zu zeigen, daß ich sie vor aller Welt auszeichne, und sie aller Welt vorziehe. Meiner Aufrichtigkeit kann sie immer gewiß sein. Nie würde ich sie auf irgend eine Weise täuschen, oder ihr irgend etwas verbergen, außer wenn in einem besondern Falle die Klugheit es erfordert. Kurz, sie wird meine Wonne sein, und ich werde sie mehr lieben als mein Leben.« —

Der Brief schließt mit dem offenen Geständniß, daß

Wieland in ihr, an die das Schreiben gerichtet, i
seiner geliebten Sophie diese zu seinem Glück so notl
wendige Person gefunden. »Sie allein sind es, schrei
er, und Sie werden es sein, die meinem Geist ur
meiner Seele Befriedigung geben kann. Sie sind auf
genaueste die Person, deren Character ich Ihnen g
zeichnet habe. Nicht ein Zug ist in meinem Gemäld
der sich nicht an Ihnen, nur schöner und vollkommne
fände.«

So verschönerten Hoffnung und Sehnsucht Wieland
inneres Gemüthsleben. Es poetisch darstellen zu kön
nen, gehörte zu seinem besondern Lebensglück, un
wie Klopstock seine Geliebte unter dem Name
Fanny verherrlicht, so unterließ auch Wieland nich
die seinige als Doris in seinen Dichtungen vor alle
Welt auszuzeichnen. Mit innigem Vergnügen glaubt
er an Sophien auch Anlagen zur Poesie entdeckt z
haben. »Sie machen mir unendlich viel Freude,« schrie
er, »wenn Sie sich in der Dichtkunst immer meh
üben, und auch in der deutschen Sprache, die vie
schöner ist als die französische. — Ihre Prosa ist un
vergleichlich, und ich bin gewiß, daß es Ihre Vers
auch bald sein werden. Sie verbinden mich unendlich
wenn Sie so fleißig, als Sie aus Liebe zu mir kön
nen, an Ihrer Lebensbeschreibung arbeiten, und sie s

genau und richtig machen, als ich mir von Ihrem vollkommen redlichen Herzen versprechen kann. Die schönen und geistreichen Betrachtungen und Anmerkungen, welche Sie so artig anzubringen wissen, werden diesem Aufsatz zu einer großen Zierde gereichen. Eilen Sie ja damit. Ich erwarte es wenigstens auf Michaelis, auf die Zeit, an die ich allemal mit einer Entzückung denke, die nur von der übertroffen werden wird, wenn ich Sie wieder umarmen werde.«

Wieland fand seine geliebte Sophie nicht, wie er gehofft, als er zu Ende des Juni 1752 in die elterliche Wohnung zu Biberach zurückkehrte. In tiefem Unmuth meldete er seinem Freunde Bodmer jene fehlgeschlagene Hoffnung und zugleich die Unzufriedenheit seines Vaters mit der Art und Weise, wie er seine Zeit in Tübingen zugebracht. Leugnen ließ sich nicht, daß er über dem Versemachen die Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf fast gänzlich aus dem Auge verloren. Sich einer sogenannten Brodwissenschaft zu widmen, war ihm gar nicht in den Sinn gekommen. Sehr abgeneigt schien er daher dem väterlichen Plan, sich in Göttingen der Laufbahn eines academischen Docenten zu widmen. Er fühlte, daß er dazu, wie zu so gar Manchem nicht passe, und meinte, er würde es für eine Strafe seiner Sünden halten, wenn

ihm die Pflicht obläge, einer Menge wilder Jünglinge Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören wollten, um sie sogleich wieder zu vergessen.

Indeß tröstete er sich, daß die Vorsehung ihn nicht ganz verlassen und ihm Gelegenheit verschaffen werde zu einem seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreise. Einer Lehrerstelle an einem Gymnasium glaubte er gewachsen zu sein. Sein sehnlichster Wunsch war eine Professur an dem Carolinum zu Braunschweig. Auch als Dichter mußte ihm eine solche Stelle sehr willkommen sein, weil sie ihn mit Gärtner, Ebert, Zachariä und andern talentvollen jungen Männern, die damals in Braunschweig als Professoren angestellt waren, in nähere Berührung brachte. Ohnedies waren sie Mitarbeiter an den Bremischen Beiträgen, und die Idee, für diese damals sehr beliebte Zeitschrift ebenfalls thätig zu sein, hatte für Wieland viel Lockendes.

Zur Erfüllung dieses Wunsches zeigte sich jedoch keine Aussicht. Doch ward er wenigstens von dem peinlichen Gefühl befreit, seinen Eltern mit weiterer Unterstützung beschwerlich zu fallen, als Bodmer um diese Zeit ihn zu sich einlud in seine Wohnung, wo kaum ein Jahr zuvor sich Klopstock aufgehalten. Schon

nach Tübingen hatte jener theilnehmende Mann, der den jungen Autor nach den ihm gesandten poetischen Versuchen sogleich liebgewonnen, ihn freundlich ersucht, nach der Schweiz zu kommen. Bodmers erste Briefe waren ihm Beweise der väterlichsten Zuneigung gewesen. Ueberdieß schätzte er ihn als Dichter und Kritiker sehr hoch. Rührend spricht sich Wielands Gefühl aus in mehreren seiner damaligen Briefe. »Wie innig wünsch' ich oft, schrieb er unter andern, daß ich in der Zeit gelebt haben möchte, wo Sie ein Jüngling waren! Wie ungemein würde ich Sie geliebt haben! Doch noch mehr wünsche ich, daß ich meine erste Jugendzeit unter ihrer Aufsicht zugebracht hätte. Wie glücklich wäre mein Herz, wenn es von Ihnen wäre gebildet worden! Wie viel edler und feiner würden jetzt bei mir Geschmack und Neigung, wie viel würdiger würde ich Ihrer Freundschaft sein! O könnt' ich bei Ihnen des Lebens genießen! Wie verborgen ist das Schicksal, das diejenigen trennt, die die Natur für einander bestimmt hat!«

Als Wieland dies schrieb, hoffte er kaum, daß sein sehnlichster Wunsch, Bodmer und seine Freunde, namentlich Breitinger und Schinz persönlich kennen zu lernen, je erfüllt werden möchte. Durch eine Beurtheilung von Young's Nachtgedanken hatte er

besonders Schinz liebgewonnen. Dieser junge Mann, mit dem er schon von Tübingen aus in Briefwechsel getreten, war damals Pfarrer zu Altstetten bei Zürich. »Mein Herz, schrieb Wieland an ihn, hat sich, seitdem ich fühle, darnach gesehnt, die Liebe der Edlen zu verdienen, und der Himmel läßt mich jetzt in Zürich finden, was ich noch nirgends gefunden habe. Bin ich's aber auch würdig, Sie zum Freunde zu haben? Verdien' ich Ihre Hochachtung? Nein, ich verdiene sie noch nicht, aber ich wünsche es, ich bemühe mich danach. Ich sehe Sie und alle meine unbekannten Freunde, welche von mir nichts wissen, ob ich gleich fast täglich mit ihrem Geiste umgehe, aus dem schönsten Gesichtspunkte an. Sie sind meine Vorgänger, meine treuen Begleiter auf dem Wege zur Weisheit. Wir ermuntern uns unter einander, dem Ziele nachzuringen, das uns die Ewigkeit zeigt. Wie sehr hat mein oft so träges Herz diese Ermunterung nöthig! Wie oft hab' ich mich zu Ihnen nach Zürich gesehnt, oder zu meinem Klopstock, der mich nicht kennt, obgleich mein Auge so oft nach ihm geweint hat!«

Reichlichen Ersatz glaubte er jetzt gefunden zu haben für die traurigen Jahre, die er ohne einen gleichgestimmten Freund zugebracht. »Welch ein himmlischer Affect, schrieb er, ist die Freundschaft! Wie schön

kann sie edle Seelen bilden! Ich habe der Freundschaft bisher wenig zu danken gehabt; die Liebe ist mir zu Hülfe gekommen, und ohne sie würd' ich weder Dichter noch Ihr Freund sein.«

Die väterliche Zustimmung zur Reise nach der Schweiz, die im Herbst 1752 unternommen werden sollte, hatte Wieland sofort erhalten. Der Vater glaubte, daß eine solche Entfernung für seinen Sohn in mannigfacher Hinsicht heilsam sein möchte, vorzüglich auch in Bezug auf seine Herzensangelegenheit, von welcher der Vater sich keinen sonderlichen Ausgang versprach. Ohne jedoch seine geliebte Sophie noch einmal gesehen zu haben, wollte Wieland Biberach nicht verlassen. Umstände traten ein, die seine Hoffnung von einer Zeit zur andern verzögerten. Er versank dadurch, wie er sich in einem seiner damaligen Briefe äußert, in »einen Zustand von Unthätigkeit und Verdrießlichkeit, der ihm oft zur Last ward.« Eine Beurtheilung von Bodmers Noachide mußte ihm diese langweilige Zeit einigermaßen verkürzen helfen. »In sechs Wochen, schrieb er den 30. Juni 1752 an Schinz, erwarte ich meine unschätzbare Geliebte, und dann wollen wir einige Wochen das Leben leben, welches ich in meiner Ode besungen.«

Da er seine Züricher Freunde, von deren Umgang

er sich viel versprach, nicht so gar bald wieder verlassen wollte, so wünschte er durch eine Hofmeisterstelle sich die Mittel zu seiner Subsistenz zu sichern. Er fragte darüber seinen Freund Schinz um Rath, und theilte offenherzig die Bedingungen mit, unter denen er geneigt wäre, »einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie in Zürich« zu unterrichten. »Erstens, schrieb Wieland, müßten seine Eltern so viel Discernement besitzen, daß sie selbst einige Einsicht in die Wissenschaften und eine wahre Gelehrsamkeit hätten. Zweitens müßte dieser Jüngling etliche Jahre jünger als ich, und schon über die ersten Elemente hinweg sein; denn die Grammatik kann ich keinen lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe. Drittens, müßte seine Gemüthsverfassung von der Art sein, daß ich Ehre bei ihm einlegen könnte. Er müßte ein junger Xenophon sein, so wollt' ich versuchen, ob ich Sokrates sein könnte.«

Gelehrt machen könne er keinen, meint Wieland, aber Dispositionen zur Weisheit und Tugend glaube er, mit Gottes Beistand, in Jemand erwecken, oder vielmehr denen, die schon natürliche Anlagen dazu hätten, Weisheit und Tugend noch werther machen zu können. »Wenn Sie, schreibt er an Schinz, Jemand wissen, bei dem sich jene drei Punkte finden, so

melden sie mir's, und entdecken auch dann Herrn Bodmer meinen Antrag.«

Von sich selbst und seiner Persönlichkeit entwarf Wieland, die Züricher Freunde auf seine Ankunft vorbereitend, eine treue, doch nicht eben sonderlich empfehlende Schilderung. »Ich bitte Sie, schrieb er den 30. Juni 1752 an Schinz, keine zu gute Idee von mir zu fassen. Ich bin fast furchtsam zu Ihnen zu kommen. Das, was ich außer der innern Beschaffenheit der Seele, im Aeußern mit Bodmer ähnlich habe, ist, daß ich Wasser, kein Bier und keinen Wein, trinke; allen großen Gesellschaften von Herzen feind bin, und wo ich gezwungen daran Theil nehmen muß, wegen meiner Stille für einen Pedanten oder Leuteschenen gehalten werde; da ich hingegen bei Wenigen, die nach meinem Geschmack sind, meist sehr munter, vergnügt und heiter bin. Ohne Zweifel wird Herr Bodmer sich mit viel mehr Anstand aus großen Gesellschaften ziehen, als ich; das aber habe ich doch mit ihm gemein, daß ich sie nicht liebe. Ich rede gern von den ernsthaftesten und wichtigsten Sachen, und vergesse alles über einem Gespräch mit einem weisen Freunde.— Eine der vornehmsten Bedingungen, auf die ich nach Zürich kommen will, ist, daß ich die jungen Thoren absolument nicht zu sprechen verlange, die von meiner

4*

Liebe zu Ihnen, mein Theurer, so elend urtheilen. Es ist eine Antipathie zwischen mir und solchen Leuten; sie können mich nicht leiden, und ich sie nicht. Ich bin nur für wenige auserlesene Freunde angenehm. Herr Bodmer, Breitinger, Sie, Heß und einige von Bodmer's wahren Freunden sollen der Cirkel sein, in dem mein Umgang eingeschlossen sein wird. Hier in Biberach beschränkt er sich ganz und gar auf meine geliebten Eltern und meine Bücher.«

Mit gleicher Offenheit schildert Wieland seine kleinen Eigenheiten, besonders die Liebe zur Einsamkeit in mehrern seiner damaligen Briefe an Bodmer, und fügt dann hinzu: »Was riskire ich, da ich Ihnen diesen Jüngling zeigen werde, den Sie bisher so hochgeschätzt haben? Sie werden hundert Fehler und Faiblessen an mir entdecken, und werden Sie mich dann auch noch so zärtlich lieben? — Doch ja! Wenn Sie auch von Ihrer Hochachtung vieles nachlassen müssen, so werden Sie mich doch lieben, da Sie ein redliches Herz an mir finden werden, welches die größte Bereitwilligkeit hat, sich zu bessern. — Der persönliche Umgang mit mir wird Ihnen zwar einen gar nicht sauertöpfischen Jüngling, aber doch keinen Anakreon entdecken.«

Einen interessanten Beitrag zu Wielands Characte-

ristik liefert auch das nachfolgende Geständniß: »Nur in seltenen Stunden bin ich mit mir und den Geburten meines Geistes zufrieden. Es ist in der That ein seltsames Gemisch von Hochschätzung und Verachtung meiner selbst in mir. Zuweilen dünkt mich, ich sei zu gut für diese Welt, und zuweilen scheint mir Jedermann mehr zu sein, als ich. Von meinen Fehlern und von meinen Tugenden rede ich oft wie eine dritte und uninteressirte Person; irren würde man sich jedoch, wenn man glaubte, daß ich von Andern einen thörichten Tadel gleichgültig ansehen könnte. In meinen muntern Stunden sehe ich mich in einem solchen Gesichtspunkte, daß mir Urtheile, wie ich schon viele habe hören und lesen müssen, Verbrechen zu sein schienen. Ich denke aber so nicht nur von mir, sondern von allen edlen und freien Seelen. Sie sind mir verehrungswürdig und heilig, und ich kann mich sehr erzürnen, wenn Ungeweihte sich für fähig halten, über sie ein Urtheil zu sprechen. Da haben Sie wieder einige Züge meines Bildes. — Doris meint, ich sei mit allen meinen ziemlichen Fehlern doch ihres Herzens würdig.«

Von dem Zusammenleben mit seinen Züricher Freunden versprach er sich die erfreulichsten Wirkungen. In einem Briefe an Bodmer, vom 2. September 1752

heißt es unter andern: »Ich hoffe, in wenig Wochen wird sich's zeigen, wie heilsam meiner Seele der Umgang mit Ihnen gewesen. Sie werden mich in meinen guten Gesinnungen bekräftigen, mir meine Seele besser ordnen helfen, Wahrheiten, die ich noch nicht genug einsehe, mir aufklären, meine Irrthümer gütig und weislich heben, und die Früchte meines Geistes zu besserer Reife bringen. Hierdurch werden Sie Ihrem eigenen großmüthigen Herzen genug thun; Sie werden die himmlische Freude empfinden, die mit dem Bewußtsein, Andern Gutes gethan zu haben, verknüpft ist. Ich werde künftig gereizt werden, Ihnen nachzuahmen; ich werde in künftiger Zeit, so weit mich auch mein Geschick von Ihnen entfernen mag, mir beständig Ihr Bild zu meiner Ermunterung in der Tugend mit den zärtlichsten Bewegungen vorstellen. — Von dieser Art sind die Vorstellungen, die ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen mache. Uebrigens wird es ein wahrer Beweis Ihrer Liebe gegen mich sein, wenn Sie mich, so lange ich bei Ihnen bin, als einen Hausgenossen ansehen. Ich werde bemüht sein, die Gegenwart meines Körpers so wenig als möglich merklich zu machen. Es ist ohnehin ein sehr unbeträchtlicher Theil von mir, und nicht geschickt, meine Seele zu empfehlen.«

Die Zeit seiner Abreise war indeß herangerückt. Sie verzögerte sich noch einige Wochen, aus mancherlei Ursachen, unter denen die Trennung von seiner geliebten Sophie keine der unwichtigsten gewesen zu sein scheint. Wie schwer ihm der Abschied geworden, zeigt ein Brief an Schinz vom 8. September 1752. Nach diesem Schreiben erwartete er die Geliebte in den ersten Tagen des Oktober in Biberach. »Meine liebe Freundin, schrieb er, hat in dem verflossenen Jahre wegen verschiedener Vorfälle so viel Mißvergnügen erfahren, daß es eine Barbarei wäre, wenn ich ihr diese Probe der Freundschaft versagte, einige Wochen länger auf sie zu warten. Ich würde auch, wenn ich sie nicht zu sehen bekäme, so niedergeschlagen und zerstört zu Ihnen kommen, daß ich mich schwerlich erholen würde; und wie wenig würde ich die Projecte ausführen können, die ich auf Zürich verspart habe! Wenn ich nur eine Woche in dem Umgange dieser unschätzbaren Person, deren Liebe ich so viel schuldig bin, zugebracht habe, so bin ich im Stande, munter und vielleicht thränenfrei von ihr auf etliche Jahre, wenn es sein müßte, zu scheiden. — Sie sehen, daß ich gute Gründe habe, meine so lang erwünschte Reise zu Ihnen zu verzögern, und ich mußte sie Ihnen anzeigen, damit Sie nicht glaubten, ich sei so leichtsinnig, die Glückseligkeit, bei

Bodmer'n zu sein, nicht genug zu schätzen. Nur meine Sophie, sonst nichts in der Welt, kann mich abhalten, zu diesem theuersten Freunde und zu Ihnen zu eilen.«

In einem spätern Briefe meldete Wieland, daß seine Abreise auf den 13. October festgesetzt sei, und daß er den 15. in Schaffhausen einzutreffen gedenke. Dies Schreiben schloß mit den Worten: »Wenn ich meine Freundin nicht noch vorher sehe, so bedauere ich sie und mich. An meiner Statt wird alsdann ein verdrießlicher, geistloser, stummer, zerstreuter Mensch kommen, der erst nach und nach wieder aufleben wird.« Wieland hatte indeß die Freude, die so lang und sehnlich Erwartete den 11. October in Biberach zu begrüßen. Begleitet von ihren Segenswünschen, kam er den 15. October in Wesperspühl, einem ehemaligen Schlosse am Rhein in der Nähe von Schaffhausen, glücklich an, freudig empfangen von Schinz, der sich damals dort aufhielt, und ihn nach Zürich zu Bodmer begleitete.

Dem Ankömmling ward ein freundlicher Empfang und er fühlte sich bald heimathlich in Bodmers Wohnung. Sie schien völlig geeignet zu einem kleinen Musentempel. In einer Vorstadt Zürichs gelegen, gewährte sie eine herrliche Aussicht nach den Alpen mit

ihren schneebedeckten Gipfeln und weithin sich ausbreitenden fruchtbaren Ebenen, von der Limmat und Siel bewässert. Jenem friedlichen Aufenthalte fehlte nichts, was das Herz erfreuen, den Geist beleben, der Phantasie einen höhern Schwung geben konnte. Die ganze Gegend erinnerte an eine schöne poetische Vergangenheit, an die Zeit der Minnesänger, deren Lieder nach der Manessischen Sammlung Bodmer bekannt gemacht hatte. Für Wieland bedurfte es jedoch kaum solcher Erinnerungen. Ihm genügte, Bodmers täglichen Umgang zu genießen. Das Leben dieses Mannes schien gänzlich den Musen geweiht. Unbekümmert um Würden und äußern Glanz, hatte er mehrere ihm angetragene Aemter abgelehnt, selbst die ehrenvolle Ernennung zum Mitgliede des großen Raths in Zürich. Die Wissenschaften, und besonders die Poesie gewährten ihm den höchsten Lebensgenuß. Für den Verlust einer geliebten Gattin und geliebter Kinder glaubte er Ersatz zu finden in der Freundschaft. Er hatte sich jedoch getäuscht, als er, begeistert von den ersten Gesängen der Messiade, ihren Verfasser nach Zürich einlud. Die persönliche Bekanntschaft Bodmers und Klopstocks entsprach ihrer beiderseitigen Erwartung keineswegs und beide fühlten sich einander bald entfremdet. Bodmer hatte sich Klopstock unter dem Bilde eines Seraphs

vorgestellt, und hatte statt dessen einen jungen Mann gefunden, der, wenn auch von würdigem Ernst, doch heiter und nichts weniger als abgestorben schien für die Freuden und Genüsse des Lebens. Verschiedenheit in Meinungen und Urtheilen steigern das aufgelöste Freundschaftsverhältniß bis zur Erbitterung, wie mehrere damalige Briefe Klopstocks an Gleim beweisen.

Ganz anders gestaltete sich Bodmers Verhältniß zu Wieland, der fast zehn Jahre jünger als Klopstock, dem Freunde, der ihn so gastfrei aufgenommen, bereitwillig seinen Dichterruhm, Feinheit des Geschmacks und gründliche Kenntniß der alten und neuen Literatur zugestand. Zur Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit fand er mehrfache Veranlassung, als Bodmer durch Mittheilung seiner literärischen Schätze und durch seine Gespräche darüber vielfach belehrend auf ihn einwirkte. Das Band gegenseitiger Zuneigung mußte sich aber noch fester knüpfen durch eine auffallende Aehnlichkeit in ihrer Denk- und Empfindungsweise. Selbst ihre einfache und mäßige Lebensweise, die Liebe zur Einsamkeit und zu fleißigem Schreiben, Lesen und Studiren näherte sie einander. Weder Bodmers, noch Wielands Religiosität war völlig freizusprechen von einem gewissen Skepticismus; und wenn Wieland damals schon ein wenig zurückgekommen war von seiner ent-

schiedenen Abneigung gegen Anakreon, Tibull und andere, seinem Freunde im höchsten Grade verhaßte Erotiker, so stimmte er doch darin mit ihm überein, daß »die Poesie sich erhalten solle auf der olympischen Höhe, zu welcher Klopstock sie erhoben.«

Mehrere von Bodmers damaligen Briefen zeigen seine Dankbarkeit, daß das Schicksal ihm in Wieland einen Freund gesendet, der ihm in seiner Denk- und Empfindungsweise, selbst in seinem äußern Benehmen, in dem Ernst, in der Scheu vor größern Gesellschaften, in einer gewissen Blödigkeit so völlig glich, daß er sich selbst wieder zu sehen glaubte, wie er in seiner Jugend gewesen. »Die Vorsehung, schrieb Bodmer den 25. März 1752 an Gleim, hat es über meinen Wunsch und über mein Erwarten gut mit mir gemeint, als sie meinem Alter diesen Jüngling zuschickte, der seinem Gemüth und Geist nach ein munterer Alter ist. Ich werde ihn so lange bei mir aufhalten, als es mir möglich sein wird.«

In dem freundlichen Verhältnisse zwischen Bodmer und Wieland trat, auch nachdem sie länger zusammengelebt, keine wesentliche Störung ein, und Wieland nannte noch in spätern Jahren jene Periode die glücklichste seines Lebens. In so heiterer Stimmung vollendete er in kurzer Zeit seine schon in Biberach begon-

nene Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts Noah, das sein väterlicher Freund Bodmer gedichtet. Sie ward auf dessen Veranstaltung zu Zürich 1753 gedruckt. Wieland, durch Verehrung, Liebe und Dankbarkeit an Bodmer gefesselt, wollte für dessen Gedicht ungefähr dasselbe thun, was der als Critiker geschätzte Professor Meier in Halle für die Messiade gethan hatte, um die Aufmerksamkeit des Publikums entschieden hinzulenken auf dies berühmte Epos.

In jene Zeit (1753) fällt auch ein zu Zürich gedrucktes Schreiben Wielands über die Würde und Bestimmung eines schönen Geistes, nachdem er in mehrfachen Beispielen nachgewiesen, wie ein schöner Geist nicht sein und verfahren sollte. Diese Beispiele finden sich in der zweibändigen Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule. In dem Vorwort dieser, zu Zürich 1753 von ihm herausgegebenen Sammlung hatte er erklärt, daß »Despoten in den Wissenschaften und offenbare Hasser der Wahrheit zu Boden gedrückt werden müßten und sollten; außerdem sei es um den Geschmack, um Denkfreiheit und um die nützlichsten und menschlichsten Wissenschaften geschehen.«

Aber auch zu eigenen poetischen Schöpfungen war er wieder zurückgekehrt während seines Aufenthalts in Zürich. Den Wunsch, einen Stoff zu behandeln, der »von keiner heidnischen Mythologie besudelt sei,« hatte Bodmer erfüllt, als er ihm vorschlug, die Prüfung Abrahams zu einem kleinen Epos zu benutzen. Zu den damals gedichteten Briefen Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde hatte er sich veranlaßt gefunden durch eine Sammlung ähnlicher Briefe, die die englische Dichterin Elisabeth Rowe veranstaltete, Friendship in death betitelt (London 1726.)

Mehrere Stellen in den eben erwähnten Gedichten sprechen aufs unzweideutigste dafür, daß das Andenken an die entfernte Geliebte noch immer nicht in seiner Seele verklungen. Wiederholte Versicherungen inniger Zärtlichkeit und unverbrüchlicher Treue kehren wieder in seinen damaligen Briefen. »Es ist gewiß, äußerte er unter andern, eine Abnahme der Liebe zur Tugend, wenn die Liebe zu meiner Sophie auch nur um einen Grad der innigsten Zärtlichkeit herabgestimmt sein sollte. Schämen aber muß ich mich oft, daß ich den Mustern so ungleich bin, die ich in meinen Schriften aufgestellt.« Noch immer trug er sich mit dem Gedanken, den er, wie er schreibt, in seiner ganzen entzückenden Größe kaum zu denken wagte, seine Sophie

einst ganz die Seinige nennen zu können. Er ahnte nicht, daß die Schwierigkeiten, zu ihrem Besitz zu gelangen, sich indessen gehäuft hatten. Er hatte so ganz in seiner Liebe gelebt, daß keine Nachricht erschütternder auf ihn wirken konnte, als ein Brief der Geliebten, der ihr bisheriges Verhältniß zu ihm für aufgelöst erklärte. Dies Schreiben, das er zu Anfange des December 1753 erhalten, meldete ihm zugleich Sophiens Vermählung mit dem Churmainzischen Hofrath Georg Maximilian la Roche. Diesem geistreichen und allgemein geachteten Manne, den sie während Wielands Abwesenheit kennen und schätzen gelernt, hatte sie sich mehr aus Gehorsam gegen ihre Eltern vermählt, und die Stimme ihres eignen Herzens, die noch immer für Wieland sprach, wenig beachtet.

Nach ihrem fast zehn Wochen langen Schweigen auf mehrere seiner Briefe hatte er freilich etwas ganz anders erwartet, als jene Nachricht, und sich der frohen Hoffnung hingegeben, daß sich Alles auf die erfreulichste Weise auflösen werde. Wüthend vor Schmerz soll er damals das Bild der Geliebten auf die Erde geworfen, doch das zertrümmerte Glas, vielleicht in einem Gefühl von Hoffnung, daß noch nicht Alles verloren, am folgenden Tage durch ein neues Glas ersetzt haben. Die innige Theilnahme sei-

ner Freunde mußte ihm dies Schicksal ertragen helfen. Er gewann dadurch wieder eine ruhige Fassung, die man von seiner reizbaren Gemüthsart kaum hätte erwarten sollen. In noch erhaltenen Briefen versicherte er seiner von ihm so innig geliebten Sophie seine Zufriedenheit mit ihrem Entschluß, seinen aufrichtigen Glückwunsch zu ihrer Verbindung. Nach seiner zärtlichen Liebe zu ihr, die so völlig mit seinem Herzen verwachsen, daß kein Zufall sie daraus reißen könne, werde er nicht aufhören, Zufriedenheit und wahres Wohl für sie vom Himmel herab zu erflehen. Zugleich bat er um ihre fernere Freundschaft, da er nicht einsehen könne, daß das zarte Seelenband, das sie bisher umschlungen, durch ihre Vermählung aufgelöst sein könne. Jenseits würden sich ihre Seelen wieder erkennen, wenn sie sich in diesem Leben nicht wieder begegnen sollten.

Seine damalige Stimmung schildert am treusten der nachfolgende Brief an Sophie, datirt vom 12. Dezember 1753: »Erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal im Angesichte Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das so viel sei als ewig. Sollte diese Zusage ungültig sein? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Neigung

unserer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein, das halte ich für unmöglich! Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmüthige, scharfsinnige und erhabene Sophie zu sein, oder ich müßte mich in das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobt, dadurch nicht zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind. Was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, die sich, ihrer niedrigen Art zu denken, einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend und durch redliche Wünsche für unser beider Wohl vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, wo Ihre Seele sich selber und mich wieder erkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen! — Es ist nichts, was mich wehmüthig macht, als der Verlust solcher Hoffnungen, die vielmehr jenes als dieses Leben angehen, mit denen ich

mir in der angenehmen Zeit schmeichelte, als mir die Vorsehung Ihre Bekanntschaft und Liebe gab. Seien Sie immer so glücklich, als Sie ohne Zweifel jetzt sind, und, wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewissen Sie immer bei dem Gedanken lassen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden.

Diese letzte Aeußerung gab ihm eine in Sophiens Briefe enthaltene Beschuldigung ein, welche, wenn auch Sophie wahrscheinlich durch unbestimmte Aeußerungen von Wielands Mutter dazu angeregt worden sein mochte, für ihn besonders schmerzlich sein mußte. Demungeachtet gewann er selbst die Fassung, einen sehr verbindlichen Brief an den Mann zu richten, der ihm sein Liebstes auf Erden entrissen. Er gestand in diesem Schreiben, vom 19. März 1754 datirt, daß er die »werthe Abtrünnige« so uneigennützig geliebt, als es im irdischen Gewande möglich sei. Eben daher habe er ihren Verlust, von dem er selbst ihr nur wenig Schuld beimessen können, mit Gelassenheit und Muth ertragen. »Aber, fügt er hinzu, weil ich sie selbst und ihre Glückseligkeit liebte, konnte ich darüber nicht gleichgültig sein, wie es ihr gehe, und an was für ein Ufer das Schicksal sie ausgeworfen. Wie sehr haben Sie mich nun erfreut, da sie mir durch die tu-

gendhaften, klugen und edlen Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe entdecken, eine Gewißheit geben, daß meine ewig theure Sophie bei Ihnen wohl angebracht sei und durch Sie glücklich werden könne. Dieser Gedanke ist mir so angenehm, daß er mich an meinen Eigennutz nicht denken läßt.« In einem, nur einen Tag später (den 20. März 1754) an Sophie gerichteten Schreiben vermochte er nicht ganz das wehmüthige Gefühl über seinen Verlust zu unterdrücken.» Es scheint, schrieb er, die Vorsehung habe ein gar zu großes, irdisches Vergnügen für mich nicht dienlich befunden, und mich von selbstgemachten eigennützigen Systemen eines glücklichen Lebens abgewöhnen wollen. — Die Art, wie Sie in Ihrem Schreiben sich Ihrer Freunde in Zürich erinnern, rührt mich sehr, und giebt mir viel zu denken. Liebste Sophie, lassen Sie mich noch einmal offenherzig mit Ihnen reden! Erinnern Sie sich an die Zeiten, da Sie gewiß waren, daß ich Sie, und vielleicht allein, kannte. — Glauben Sie gewiß, daß ich noch eben diese Sophie in Ihnen sehe, die ich vor etlichen Jahren bewundernd geliebt. Sein Sie versichert, daß ich ihre zärtliche erhabene Seele ewig lieben werde. Erinnern Sie sich auch, ich bitte Sie, daß ich den Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Person) und seine Sympathien mit dem meinigen für meine süßeste

Glückseligkeit hielt, — und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth daran denken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. — Ich habe noch Ihr Portrait, ein werthes Hülfsmittel meiner Einbildungskraft, um meinem Herzen in Erneuerung Ihres geliebten Bildes beizustehen. Da ich aber jetzt kein vorzügliches Recht vor Ihren übrigen Freunden daran habe, so erwarte ich von Ihnen und von Herrn la Roche, wie Sie darüber disponiren wollen. Gefällt es Ihnen, es mir zu lassen, so werde ich es als ein ganz neues Geschenk mit Erkenntlichkeit annehmen. Und nun leben Sie wohl, theure Freundin, und genießen Sie aller der Güte des Himmels und der wahren Glückseligkeit, die auch ich für Sie zu erbitten niemals aufhören werde.«

Noch oft kehrte ihm, unter andern in einem vom 2. Juni 1754 datirten Briefe an Bodmer, von welchem ihn ein Ausflug nach Winterthur einige Zeit entfernt, die Klage um den Verlust seiner Sophie wieder. Geschärft wurde sein Schmerz noch, seit er erfahren, daß sie nur vom Drange der Verhältnisse gezwungen und nicht ohne Schmerz und Kampf ihre Hand einem Manne gereicht, für den sie mehr Achtung als Liebe empfunden. Unschuldig und völlig gerechtfertigt gegen die Vorwürfe, die in seinem Herzen sich gegen sie er-

hoben haben mochten, stand sie da vor seiner Seele. Er erblickte in der Trennung seines Verhältnisses zu Sophien ein unseliges, doch unvermeidliches Schicksal. »Jetzt weiß ich, schrieb er in dem oben erwähnten Briefe, nichts Besseres und meiner Liebe und meinem Character Gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, und sie an die Weisheit und Güte dessen zu erinnern, der unsre Schicksale lenkt. Ich will mich dabei, fügte er hinzu, so viel als möglich alles dessen enthalten, wodurch ich ihre Zärtlichkeit für mich vermehren, oder den Schmerz über unsre Trennung vergrößern könnte. Ich will wenig von meinem eignen Verlust reden, so groß er ist; ich will, statt der Sprache der Leidenschaft, die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden.«

Wieland gefiel sich in der Idee, dadurch zu zeigen, daß die platonische Liebe ihm keine Chimäre sei. »Für eine einzige solche Empfindung, schrieb er, lasse ich weisen Schülern des Anakreon oder Ovid herzlich gern ihre Nectarbecher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen aus Muhameds Unparadiese.« Die schönsten Hoffnungen, denen sich ein Sterblicher überlassen kann, hatte Wieland, seinem eignen Geständnisse nach, für

immer verschwinden sehen. Er erblickte darin, wie er einem Freunde äußerte, einen mächtigen Wink des Schöpfers, der ihn »völlig frei haben wolle und verlange, daß er, wie einer ihm völlig gewidmet, sich blindlings von ihm führen lassen solle.«

Auf den dereinstigen Besitz seiner Sophie, die nun für ihn verloren, mochte Wieland wohl mitgerechnet haben bei dem damaligen Entwurf eines Plans zur Errichtung einer Privaterziehungsanstalt, oder, wie er sie selbst nannte, einer Academie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. Sein Verhältniß zu Bodmer bestand zwar noch immer in ungetrübter Reinheit. Immer peinlicher ward jedoch für Wieland, der nun bereits bis zu Anfange des Sommers 1754 sein Haus- und Tischgenosse gewesen war, das Gefühl, länger völlig abhängig zu sein von den Wohlthaten seines Gönners, dem er übrigens wiederholt seine innigste Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Lebhaft interessirte sich besonders Heidegger, ein würdiger Staatsmann, für jenes Institut, noch ehe ihm der Urheber desselben bekannt war. Einzelne angesehene Familien versprachen, ihm ihre Söhne zur Erziehung zu übergeben. Wieland lehnte daher den Ruf zu einer Lehrerstelle in der Mark ab, wohin ihn, auf Spalding's Empfehlung, damals ein Herr von Arnim zu

ziehen wünschte. Ein dreijähriger Aufenthalt in Zürich ward von ihm um so mehr beschlossen, da auch sein Vater hiezu seine Zustimmung gab.

Was Bodmer ihm gewesen, schildert, als er den 24. Juni 1754 das Haus seines Gönners verließ, ein an ihn gerichtetes, sehr ausführliches Schreiben, voll vom Ausdruck seiner dankbarsten Gesinnungen und Gefühle. Die Zeit, die er in Bodmers Hause verlebt, hielt er für die glücklichste seines Lebens. »Ich kann,« heißt es unter andern in dem oben erwähnten Briefe, »ich kann mit Wahrheit sagen, daß meine Hoffnung, so schön sie war, weit unter dem zurückgeblieben ist, was ich wirklich erfahren. — Sie haben die ganze Güte Ihres vortrefflichen Herzens über mich ausgebreitet; Sie waren väterlich für mich besorgt und nahmen den zärtlichsten Antheil an meinen unglücklich scheinenden Begegnissen. Die Geschichte mit meiner Sophie hat Sie und Herrn Breitinger mir so groß und liebenswürdig gezeigt, daß ich auch mit meinem kühnsten Wunsch keine edlern Freunde wünschen kann, als Sie beide mir vorkommen, wenn ich solche Eigenschaften des Herzens zu so ausnehmenden Vorzügen des Geistes hinzusetze. Ihre Güte gegen mich ist so groß gewesen, daß Sie mich den äußerlichen Unterschied des Alters und Standes nur durch einen höhern

Grad von dem, was eigentlich Weisheit genannt zu werden verdient, haben merken lassen. Sie haben mir alle Gelegenheit gegeben, mich zu verbessern; meine Erkenntniß ist bei Ihnen nicht wenig erweitert worden; und was würde für eine Schmach auf mir ruhen, wenn mein Herz, in dem vertrautesten Umgange mit einem Herzen wie das Ihrige, nicht gebessert worden wäre! Wie edelmüthig und mit welcher zärtlichen Art haben Sie meine Fehler getragen und gebessert; Wohlthaten, deren Andenken in gewissem Maße schmerzlich für mich ist, weil ich Ihnen nur zu viel Anlaß, eine solche Großmuth auszuüben, gegeben zu haben fürchte. Ich bitte Sie von ganzem Herzen wegen aller meiner Vergehungen um Vergebung, und hoffe sie desto zuversichtlicher, da ich aus unzähligen Proben weiß, daß Ihnen das Gute an einem Dinge viel stärkere Eindrücke giebt, als das zufällig Fehlerhafte. — Ist nicht mein ganzes Leben bei Ihnen ein einziges zusammenhängendes Vergnügen gewesen, und wie konnte es anders sein, da ich bei Ihnen war? Ich kann dies mit desto größerer Wahrheit sagen, wenn ich es mit meinem früheren Leben vergleiche. — Wie groß zeigt sich aber Ihre Güte gegen mich, wenn ich alle guten Folgen derselben erwäge, die ich eigentlich Ihnen zu danken habe. Alles Angenehme und Nützliche meines hiesigen

Aufenthalts ist gewissermaßen ein Geschenk von Ihnen, und (was Ihrem Herzen eine wahre Freude machen muß) Sie haben sich durch Ihre in unsern Tagen so ungewöhnliche Freundschaft gegen mich weit mehr, als nur Ein edles Gemüth verpflichtet. — Ich gestehe Ihnen, daß die Empfindung meines Unvermögens, einem solchen Freunde nach der ganzen Fülle meines Herzens wirkliche Proben meiner eifrigen Gegenliebe zu geben, etwas wirklich Schmerzhaftes ist. — Der Himmel segne Sie dafür. Das ist mein herzlicher und täglicher Wunsch.«

Noch oft kehrte ihm wehmüthig die Erinnerung wieder an die frohen Stunden in Bodmers Wohnung, die er nun mit dem Hause eines Herrn v. Grebel vertauscht, dessen Söhne er unterrichtete. In seinen neuen Verhältnissen hätte er sich völlig glücklich fühlen können. Man begegnete ihm mit ausgezeichneter Achtung, und nahm mehr Rücksicht auf seine kleinen Eigenheiten, als er billigerweise erwarten konnte. Die Mutter seiner Zöglinge ward durch zarte Fürsorge auch ihm eine zweite Mutter. Noch immer regte sich jedoch in ihm aufs schmerzlichste das Andenken an die verlorene Geliebte. Er sah seine schönsten irdischen Hoffnungen vernichtet. Die in Zürich noch handschriftlich aufbewahrten Elegien, die er damals gedichtet, sollten seinen

Schmerz mildern, verfehlten jedoch ihre Wirkung. Er versank, da seine Sehnsucht auf Erden kein Ziel mehr kannte, in einen wunderbaren Seelenzustand, in welchem er seinen mitunter wankenden Glauben, die religiösen Zweifel, die sich in ihm geregt, jetzt als ein Verbrechen abbüßen zu müssen glaubte.

Zu der ruhigen Klarheit seines Geistes, die ihm fehlte, konnte er nicht gelangen, als er zu philosophischen Studien seine Zuflucht nahm und oft mit großer Anstrengung fast Tag und Nacht sich mit der Lectüre Plato's beschäftigte. Durch das Lesen der Kirchenväter, der Schriften mehrerer Mystiker, der Lebensbeschreibungen von Heiligen und Werke ähnlicher Art neigte er sich zu einer immer strengern Ascetik hin. In solcher Stimmung schrieb er an einen Freund: »So einsiedlerisch ich hier Vielen scheine, so bin ich es doch noch lange nicht so, wie ich es gern sein möchte. Seien Sie so gut und melden mir, ob es keine Wüste in ihren Gegenden giebt. Ich habe schon seit manchem Jahre große Lust, ein Eremit zu werden; denn ich versichere Sie im Ernst, daß ich der Thorheiten der Welt und meiner eigenen herzlich müde bin.«

Auch in einer andern Stelle seiner damaligen Briefe vertheidigt Wieland das Eremitenleben. »Meinen Sie, schrieb er, ein Einsiedler müsse eo ipso, daß er einsam

lebt, in der Welt unnütz und ein Timon sein? — Nur ein solcher kann die Menschen recht uneigentlich lieben. Er kann für sie denken, für sie schreiben, für sie beten, und durch sein Exempel ihnen zeigen, daß es nur ihre allzugroße Gefälligkeit gegen sich selbst ist, wenn sie in Zähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter Mensch soll. Wie lange wollen wir doch so viel Geräusch mit unsrer Activität machen? Ich möchte wohl wissen, wie groß eigentlich der Nutzen sei, den wir stiften?«

Diese und andere Stellen in Wielands damaligen Briefen schildern die Spannung seines überreizten Gemüths. Er hatte alle Anlagen ein religiöser Schwärmer zu werden, und die Lectüre von Young's Nachtgedanken und Klopstocks Messiade war geeignet, jene Stimmung zu unterhalten und ihn weit hinauszuführen über die Grenzen eines ruhigen Forschens. Mannigfache Belege dafür finden sich in den von ihm herausgegebenen Schriften, die in die Jahre 1754 — 1756 fallen. Sein Eifer für Glauben und Frömmigkeit, weit entfernt vom Geiste der Toleranz, schien der Eifer eines Fanatikers. Dies zeigt unter andern das Verwerfungsurtheil, das er über Ovid, Anakreon, Tibull und mehrere französische und englische Dichter, unter andern Chaulieu, Gay und Prior öffentlich

aussprach in seinen 1754 herausgegebenen Sympathien. Auf ähnliche Weise eiferte Wieland in den 1755 geschriebenen Empfindungen eines Christen gegen die »schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus.« Nach der inbrünstigen Andacht, meinte Wieland, womit sie jene elenden Götzen anbeteten und priesen, sollte man sie für eine Bande epikurischer Heiden halten, die sich verschworen, alles, was heilig, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die noch in dem Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummerten, völlig zu vertilgen. Den Oberconsistorialrath Sack in Berlin, dem er sein oben erwähntes Werk zugeeignet, foderte er dringend auf, »das Aergerniß zu rügen, das jene leichtsinnigen Witzlinge angerichtet.« Merkwürdig bleibt es, daß unter den Poesien, über die er dort sein Verwerfungsurtheil ausspricht, sich auch die zweite Ausgabe der lyrischen Gedichte von Uz befand, nach dessen Namen er bei der ersten Ausgabe sich ungeduldig erkundigt hatte.

Ein milderer Ton, doch eine eigenthümliche mystisch-ascetische Ansicht herrscht in mehreren damals gedichteten Hymnen, von denen er späterhin nur den Hymnus auf Gott in seine Werke aufnahm, und in einem moralischen Gelegenheitsgedicht, Erinnerungen an eine Freundin betitelt. Dem Inhalt nach

mit diesen Erinnerungen verwandt war Wielands Timoklea, eine Frucht seiner philosophischen Studien, besonders die Lectüre des Plato und Shaftsbury. Aus jenen Studien flossen auch seine Platonischen Betrachtungen über den Menschen. In diesen Schriften sowohl, als in zwei Aufsätzen, die er selbst als Visionen bezeichnete, in dem Gesicht des Mirza und in dem Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, spricht er von der Tugend, Schönheit und Liebe, im edelsten Sinne des Worts und vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet, mit ergreifender Wärme.

Wie vielen Antheil auch seine damalige Stimmung oder Verstimmung an den vorhin mitgetheilten Aeußerungen und Ansichten haben mochte, in denen man seinen frühern Charakter kaum wieder erkannte, so befand er sich jedenfalls damals fast fortwährend in einer Art von leidenschaftlichem Zustande, der ihn auch unter andern zu dem kritischen Feldzug gegen Gottsched spornte, den er unter dem Titel: Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen zu Berlin 1755 hatte drucken lassen. Johann Andreas Cramer fällte über jene Schrift das Urtheil: wenn Gottsched nur noch einen Funken von Ehrgefühl habe,

so müsse, wenn er die Brochüre gelesen, der erste Strick ihm der liebste sein, um sich aufzuhängen.

Daß Wieland sich damals in einer Art von Abspannung befand, die fast den höchsten Punkt erreicht, zeigt ein noch erhaltener Brief an einen Freund vom Jahr 1756. »Ich verschlummere, heißt es darin, wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz. Ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Gehirn dem denkenden Wesen oft versagen. Zuweilen wünsche ich, daß ich ein halb Dutzend muntere Seelen hätte, die der meinigen subordinirt wären, und die alles das nach meinem Sinne ausführten, was ich nicht kann. Dergleichen Wünsche sind fast alles, was mir von meiner ehemaligen jugendlichen Lebhaftigkeit übrig geblieben.«

Aus der scheinbaren Unthätigkeit, in die er versunken, weckten ihn die Vorwürfe, die ein an ihn gerichteter Brief Bodmer's enthielt. In seiner Antwort gab Wieland das Versprechen, seine Zeit besser als bisher, anzuwenden. »Ich will lesen und schreiben und denken,« äußerte er, »will alles thun, was man von mir fordern kann. Es demüthigt mich sehr, gespornt zu werden. Von der zartesten Jugend an hab' ich keinen Treiber nöthig gehabt. Ich bin immer

gern meinen Neigungen und Ansichten gefolgt, und habe daran recht gethan. Hätte ich's nicht gethan, so hätte ich Bodmern und Breitingern nie zu Freunden bekommen, und es wäre nichts von dem geschehen, was seit vier Jahren geschehen ist. Sie wissen wohl, daß ich einen Genius in mir habe, der von sehr activer und entreprenanter Natur ist. Wir wollen ihm ein wenig etwas zutrauen. Sie wissen meine Absicht bei meinem ganzen Leben. Ich will glücklich sein, und zwar nach meiner Ansicht glücklich sein, und so viel als möglich nützen. Möge mich die Liebe aller Redlichen verlassen, wenn ich jemals aus Vorsatz oder Schuld meine Bestimmung verliere.«

Der eben mitgetheilte Brief Wielands zeigt, bei aller Hochachtung für Bodmer, doch zugleich nicht undeutlich die Absicht, durch eine gewisse Selbstständigkeit sich der Art von Vormundschaft zu entziehen, die Bodmer bisher auf ihn ausgeübt. Er entzog sich immer mehr seinem Einfluß, seit er den Vorsatz aufgegeben, seinen Umgang nur auf Bodmer und dessen Freunde zu beschränken. Die Abwechselung die in sein Leben getreten war, seit er bald den bekannten Fabeldichter Meyer von Knonau auf seinem freundlichen Landsitz besuchte, bald seinen Freund Schinz in Altstetten überraschte, schien günstig auf ihn gewirkt und

seine düstere Stimmung gemildert zu haben. Wer ihn bisher gekannt, wunderte sich, ihn mitunter mit der kleinen Tochter seines Freundes Schinz auf einer benachbarten Wiese spielen und ihr Blumenkränze winden zu sehen. Lectüre, Zeichnen und Musik füllten nur den geringen Theil der Muße aus, die ihm die Ertheilung seiner Unterrichtsstunden gönnte. Er schien den Freuden des geselligen Lebens, so wenig sie ihm bisher behagt, damals geneigter als jemals. Ein Brief vom Jahr 1756 erwähnt ein halb Dutzend Häuser, in denen er »allerlei Verbindungen wegen« von Zeit zu Zeit Besuche abstatten müsse. »Rechnen Sie, schrieb er, dazu noch drei oder vier liebe Freundinnen, deren Umgang unter diejenigen Vortheile gehört, die mir mein Leben am meisten versüßen, so werden Sie begreifen, wohin ein guter Theil meiner Abende kommt. — Wenn ich mich bemühe, in jeder Woche einige Abende für mich zu behalten, so riskire ich allemal den einen oder andern von meinen Freunden und Bekannten zu mißfallen. Es bleibt mir also keine Muße zu meinen Nebenarbeiten, als in jeder Woche ein paar Abende und die Stunden der Nacht, die ich dem Schlafe zu entwenden pflege.«

Aus diesen Aeußerungen wird die Pause erklärlich, die einige Jahre in seinen schriftstellerischen Arbeiten

eintrat. Der gesellige Kreis, in dem er lebte, hatte sich noch erweitert durch Anknüpfung neuer Bekanntschaften, zu denen besonders der Idyllendichter Salomo Geßner und Heinrich Füßli gehörten, späterhin rühmlich bekannt durch sein Künstlerlexikon. Erst später ward er mit Johann Georg Zimmermann, dem berühmten Verfasser des Buchs von der Einsamkeit, bekannt, nachdem er schon seit dem Jahr 1756 mit ihm in einem fast ununterbrochenen Briefwechsel gestanden. Das angeknüpfte Verhältniß ward noch inniger, als jener vielseitig gebildete Mann neben seinen verschiedenartigen wissenschaftlichen Gegenständen sich auch mit der Poesie zu beschäftigen anfing, und seinem Freunde Wieland ein selbst verfertigtes Gedicht auf die Zerstörung von Lissabon zusandte.

Der Umgang mit so geistreichen Männern mußte günstig wirken für seine eigene geistige Bildung. Eine kaum erklärliche Erscheinung, zumal für einen Dichter, bleibt jedoch seine damalige Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, wenigstens für den jüngern Theil desselben. Diese Sonderheit war wohl die Wirkung mehrerer zusammentreffender Ursachen. Durch seine innig geliebte Sophie war er verwöhnt, an das weibliche Geschlecht Ansprüche zu machen, die nicht jedes Mädchen erfüllen konnte. Ein damaliger Brief enthält die

rührende Klage um die für ihn Unvergeßliche: »Sie war meine Geliebte und Braut — sie ist verheirathet — nichts mehr davon! Es giebt keine Sophie mehr, wenigstens nicht für mich. Ich kann kein Frauenzimmer angenehm finden, das in ihrem Character, in ihrer Gemüthsart, in ihren Empfindungen oder in ihrer Person nicht einige starke Aehnlichkeit mit meinem Engel hat. — Die Ungenannte ist der Sympathien, ist die Königin meines Herzens. Das war sie und wird es allezeit sein. Ach! sie war es so sehr, die Zauberin, daß sie mich, gleich der Circe, etliche Stunden lang sogar in einen anakreontischen Dichterling verwandeln konnte.« In einer Nachschrift zu diesem Briefe nennt er sich freilich »einen ziemlich tölpischen Kerl, der kein rechtes Compliment machen, und daher nicht begreifen könne, wie er einst von einem Frauenzimmer habe geliebt werden können, das an guten Manieren und dem, was man savoir vivre heißt, von Niemand übertroffen, und von Jedermann bewundert worden sei.

Entschiedener tritt Wielands damalige Abneigung gegen die »jungen Mädchen,« ungeachtet er in einem früher mitgetheilten fast gleichzeitigen Schreiben des genußreichen Umgangs mit drei oder vier lieben Freundinnen gedenkt, kaum irgendwo hervor, als

in einem Schreiben an Zimmermann vom 11. Januar 1757, wiewohl man aus diesem Briefe, besonders aus dem Schlusse desselben deutlich sieht, daß es mit dieser Mädchenscheu nicht so gar ernstlich gemeint war. »Junge Mädchen, schrieb Wieland, sind mir meistens verächtlich oder höchstens so hoch geachtet als Papillons. Affectation, Pruderie, Coketterie und dergleichen kann ich nicht leiden.« Sein Unmuth steigerte sich bis zu der Aeußerung: »ein ehrliches arbeitsames Bauermensch sei in seinen Augen eine vortrefflichere Creatur, als eine brillante Cokette. Zum Umgang aber, fügt er hinzu, wünschte ich mir die letzte so wenig als die erste. Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über vierzig Jahre; keine davon ist jemals eine Beauté gewesen; alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig; eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu lassen; eine Andere hat eine recht englische Unschuld und Güte des Herzens, alles, was man unter dem Wort Schönheit der Seele versteht, mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihre vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllt; diese ist die Eulalia der Sympa-

thien. Noch eine meiner liebsten Freundinnen ist ein satyrischer Kopf, eine halbe Philosophie, ein thinker, ein naseweises spitzfindiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann, um einem jeden Andern seine Thorheit zu insinuiren. Wissen Sie nicht bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That gewissermaßen der Großtürk unter ihnen, ich gebe ihnen wenig gute Worte, und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genies über die ihrigen, mich bon grè mal grè zu lieben. Das war sehr groß gesprochen, nicht wahr?«

Unverkennbar blickt unter diesen scherzhaften Aeußerungen Wielands ein gewisses Selbstgefühl seines innern Werthes hervor, den vielleicht nur Mädchen von einem gewissen Alter und noch mehr Frauen zu würdigen verstanden, in deren Kreise er mitunter moralisch-religiöse Vorlesungen zu halten pflegte, von der Art, wie sie seinem damaligen Geschmack zusagten. Unter diesen Damen fühlte er sich besonders zu Madame G.. hingezogen, deren Gatte einige Monate vor Wielands Bekanntschaft mit ihr gestorben war. Diese Bekanntschaft fällt in die Zeit, wo er unlängst Bodmers Haus verlassen. Den Warnungen dieses Freundes lieh er kein Gehör. »Da ich den Werth der Madame G.. kenne, schrieb er, würde ich ein hassenswerther Mensch sein,

wenn ich den Umgang mit ihr aufgäbe. Die Zeit, die ich dieser theuren Freundin widme, ist sehr wenig; ich könnte mir eher Vorwürfe machen, daß ich zu wenig, als zu viel für sie thue.« Nicht ohne Empfindlichkeit äußert er sich am Schluß dieses Briefes: »Ich verdiene keine Vorwürfe wegen meines Umganges mit Frauenzimmern. Es sind wenige und Personen von gutem Character und bekannten edlen Sitten, mit denen ich umgehe oder umgegangen bin. Ich habe mich schon oft über das erklärt, was ich liebe, es sind bei mir nicht nur Worte und Prahlereien. Mein Gewissen zeugt mir, daß ich rechtschaffen, menschenfreundlich und bescheiden mit diesen liebenswürdigen Geschöpfen umgegangen bin, und ich bin fest überzeugt, daß es zu meiner Bestimmung gehört, so zu handeln. Ich folge meinem Herzen, und bemühe mich nur, daß meine Neigungen immer der Vernunft und den Pflichten zu Dienst stehen, welches mir in vielen Stücken nicht schwer ist.«

Wieland beurtheilte sich selbst sehr richtig. Aus den Schranken der Freundschaft konnte er, auch wenn Sophiens Bild in seinem Herzen mehr in den Hintergrund getreten wäre, sich kaum entfernen in dem Verhältniß zu einer beinahe vier und vierzigjährigen Frau, während er damals sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht hatte.

Das Verhältniß, trotz Bodmers Warnungen, fast vier Jahre ununterbrochen fortdauernd, behielt seinen unschuldigen Character. Einige Sympathien und christliche Empfindungen wurden für seine Freundin geschrieben und ihr handschriftlich mitgetheilt. Auch pflegte er ihr fleißig vorzulesen aus Richardsons Romanen, die der Tugend und Moral überall das Wort redeten, besonders aus dem damals sehr beliebten Carl Grandison jenes Schriftstellers.

Merkwürdig ist sein Selbstgeständniß aus spätern Jahren über dies Verhältniß, das sich im September 1758 wieder auflöste, als seine platonische Liebe, wie er an Zimmermann schreibt, doch anfangen wollte, sich ein wenig zu verkörpern, und dadurch Bodmers wiederholte Warnungen vor jenem Umgange zu rechtfertigen schien. »Ich galt damals, schrieb Wieland in spätern Jahren, in Zürich bei einer eben nicht sehr zahlreichen Classe für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgestiegen wäre, und sich nur gerade mit so viel irdischer Masse beladen hätte, um den Menschen sein Licht und seine Wärme mittheilen zu können, ohne sie zu verzehren. Wir befanden uns beide, Madame G.. und ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz unsere See-

ken zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft unter uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, trotz meiner mir anklebenden kindischen Schüchternheit, sich in eine rein menschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und (nachdem wir einander aufrichtig gestanden, es sei gleich unmöglich, daß sie mir zwanzig Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um zwanzig Jahre älter würde) in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen, und — die Frau eines Zürichschen Magnaten zu werden.« So löste sich dies Verhältniß auf, aus welchem er sich wenigstens die Lehre ziehen konnte, daß er bei seinem platonisch-christlichen Mysticismus, wo das Religiöse, Moralische und Sinnliche sich so eng mit einander verwebte, jeden Augenblick Gefahr lief, unwillkührlich das Eine mit dem Andern zu verwechseln. Er ward zu einem tiefern Erforschen der menschlichen Natur geführt, als er immer deutlicher erkannte, wie gefährlich er sich verirrt und wie weit er abgekommen vom Wege der Wahrheit und der Natur. Seine Lectüre, seine Studien überhaupt mußten dadurch eine ganz veränderte Richtung erhalten. Wichtige Belege dafür und überhaupt interessante

Beiträge zu Wielands Characteristik enthalten seine damaligen Briefe an seine Freunde, besonders an Zimmermann. In einem Schreiben vom Jahr 1756 bat er, ihm Alles zu entdecken und zu melden, was er (Zimmermann) Fehlerhaftes an ihm gefunden haben möchte. »Ich habe, gestand er in jenem Briefe, leider viele Unarten, die mir die sublime Glückseligkeit rauben, die ich sonst geniessen würde. Vielleicht — tröstete er sich — soll es so sein, damit ich gedemüthigt werde und mir nichts darauf einbilde, daß ich manchmal Flügel der Morgenröthe nehme, und über diese Welt hinausfliege. Wenn Sie sich auf solche Weise durch Tadeln um mich verdient gemacht haben, so will ich Sie dann auch durch allerlei Erinnerungen belohnen.«

Sein Herz, meinte Wieland, trotz allen seinen Fehlern, sei doch noch das Beste an ihm. »Sie dürfen, schrieb er an Zimmermann, viel Gutes von diesem Herzen denken, ohne sich zu betrügen. Was Sie mein Genie heißen, sind sehr reizbare Fibern und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Empfindungen und Imagination, Activität, Kühnheit, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden u. dgl. Verdient das, daß ich mich hochachte, oder daß ich mir selbst etwas darauf einbilde? Nein, gewiß nicht! Aber da-

für danke ich Gott, daß ich von Jugend an die Wahrheit geliebt, und für das, was gut, recht und moralisch schön ist, sehr empfindlich gewesen. Dieses ist für mich sehr glücklich, aber da ich es, Gottlob! mit vielen Tausenden gemein habe, so ist es nichts Vorzügliches.«

»Sie sorgen zu zärtlich für meine Gesundheit,« heißt es in einem andern Briefe. »Ich zweifle, daß ich hypochondrisch bin. Schwach bin ich in der That, aber noch voll Leben. Ich liebe mehr die Aussichten in ein anderes, als in dieses Leben. Ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination.«

Diese trübe Lebensansicht zu bannen scheint Wieland schwer geworden zu sein. Daß er jedoch die rechten Mittel kannte, zeigt die nachfolgende Stelle eines Briefes an Zimmermann: »Hat sie nicht Shaftsbury überzeugt, daß wir alle schwermüthigen, traurigen, finstern Betrachtungen, alle dunkeln, cimmerischen, stygischen Empfindungen, alles, was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsre ärgsten Feinde bestreiten sollen? — Thue das, so wirst du leben! Unsere Seele muß sich ihrer Kräfte bewußt sein, wenn sie mit Muth agiren soll; wir müssen in helle Aussichten hinausblicken, wenn uns wohl sein soll; wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite be-

trachten, wenn wir ihm gewogen sein sollen; wir müssen uns Gott als gut vorstellen, um ihn zu lieben; wir müssen mehr von Vollkommenheit über uns, als von Fehlern gerührt sein, wenn wir uns bessern sollen.«

Gegen alle diese Regeln, meinte Wieland, werde von den Moralisten oft gesündigt. »Viele derselben, schrieb er, scheinen nicht zu wissen, daß Kleinmuth, Verachtung seiner selbst, Furcht, Angst, Traurigkeit, Zweifel u. dgl. Gift für unsre Seelen sind. Daher kommt es, daß die moralischen Arzeneien, die sie uns verschreiben, zuweilen nicht viel mehr taugen, als Sauerkraut für Fieber. Alle ihre Curen sind denn auch wie ihre Rezepte.« Daß Wieland mit diesen Aeußerungen sich einen Spiegel vorhielt, der den ausgesprochenen Tadel auf ihn selbst zurückwarf, schien er gefühlt zu haben, als er in einem spätern Briefe bemerkte: »Die böse verstockte Welt meint, allem Anschein nach, unter einem allzu moralischen Manne einen moralischen Pedanten; denn ich begreife nicht, wie man in einem andern Sinne allzu moralisch sein kann. Ich hoffe auch, Sie werden das menschliche Geschlecht, zu welchem ich die Ehre habe zu gehören, viel zu gut kennen, als daß Sie mich für allzuweise oder allzutugendhaft halten sollten.« — »Machen Sie, schrieb er, wegen meiner christlichen Empfindungen, mich

nicht von neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist. Ich bin ganz und gar ein Mensch, und schäme mich dessen nicht im mindesten.«

Wieland rechtfertigte dies Geständniß, als er, bald nachdem das früher erwähnte Verhältniß zu Madame G.. sich aufgelöst, ein junges reizendes, geistreiches Mädchen, das späterhin Haller's Schwiegertochter ward, zur Königin seines Herzens wählte. »Ich habe, schrieb er an Zimmermann, eine kleine Liebschaft mit einem gewissen Mädchen, das mir schön und weise und gut und was weiß ich, vorkommt. Setzen Sie sich aber deßhalb nicht in den Kopf, daß ich verliebt sei. Sie wissen wohl, daß ein ehrlicher Mann, halb Philosoph und halb Dichter, ein artiges Mädchen ein wenig lieben kann, ohne daß ihm gleich der Kopf verdreht ist. Bringe ich doch auch in der Woche nur zwei Abende bei ihr zu. Sie müssen nämlich wissen, daß sie gut singt und eine sehr angenehme Stimme hat; und da lieben wir denn alle beide vielleicht mehr als recht ist, sie — zu singen, und ich, auf dem Clavier italiänische Arien zu begleiten. So werden Sie mir denn den Umgang mit meiner Schönen leicht nachsehen, mögen Sie mich nun als einen jungen Socrates (modernen versteht sich) oder als einen Dichter betrachten.«

Sehr verdächtig wird Wielands früher erwähntes

Zeugniß seiner Abneigung gegen den jüngern Theil des weiblichen Geschlechts durch den Inhalt dieses Briefes und besonders durch folgende Stelle: »Wahrhaftig, liebenswürdige Mädchen sind doch ein recht schöner Theil dieser Welt, was auch ihr Aerzte und Anatomen davon glauben mögt; denn ihr seid gewöhnlich im Punkte der Liebe ein wenig zu materialistisch und wißt zu viel, um in Hinsicht auf das schöne Geschlecht so zarte Gedanken und so angenehme Thorheiten unterhalten zu können, wie wir andern Künstler, die wir in der Natur nur das Schöne suchen, unaufhörlich darauf sinnen, ideale Schönheiten zu schaffen, und uns dadurch angewöhnen, die ganze Welt und alle einzelne Wesen entweder in zu schönem oder zu schlechtem Lichte zu sehen.«

Auch als Palliativ gegen Anfälle von Verstimmung sollte ihm jener Liebeshandel dienen. »Ich bedarf, schrieb Wieland, einiger Vergnügungen, die von Zeit zu Zeit meiner Seele und meinen Fibern wieder Ton geben, und verhindern, daß ich ein Hypochondrist, Misanthrop, Visionär u. s. w. werde. Dieser einzige Grund würde zu meiner Entschuldigung hinreichen, wenn die kleine Thorheit, ein schönes Mädchen zu lieben, einer Entschuldigung bedürfte.«

Immer klarer scheint es Wieland, nach seinem ei=

genen Geständnisse, damals geworden zu sein, daß man in dem, was man Platonismus nennt, zu weit gehen könne. »Vollkommen erkenne ich, schrieb er, alle vorigen Verirrungen meines Geistes und Herzens. Vermengen Sie aber nicht das schöne Ideal der Maler und Dichter, worüber Cicero so gut spricht, mit jenem Platonismus oder philosophischen Fanatismus, von dem Sie mich mit so viel Vernunft ablenken. Ohne jenes schöne Ideal kein Correggio, kein Raphael, kein Thomson, kein Leonidas, keine Alzire.« — »Uebrigens bin ich, heißt es in einem spätern Briefe, nicht so sehr Platoniker, als Sie glauben. Ich fange mehr und mehr an, mich mit den Leuten dieser Unterwelt vertraut zu machen. Um Ihnen mit wenig Worten Alles zu sagen: ich liebe das Schöne, das Gute, das Große, das Erhabene, das Angenehme, das Niedliche überall, wo ich es finde. Ich liebe alle Arten von Vollkommenheiten in jedem Grade; ich achte alle Talente, alle Verdienste, alle Künste; ich liebe die menschliche Natur und verachte keinen Menschen in dem Grade, daß ich seinem Guten nicht sollte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich muß Ihnen noch mehr sagen. Meine Moral hat nichts von dem, was ich die Kapuziner-Moral nenne. Mein Absehen ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den

Shaftsbury in seinen Schriften so bewunderungswürdig gezeichnet hat. Noch bin ich weit davon entfernt, aber mein Absehen ist darauf gerichtet.«

»Ich kann, äußert Wieland in einer andern Stelle dieses Briefes, nicht auf alle Ideen Bodmers eingehen. Ich ereifere mich von Natur zu heftig über alles, was mir nicht in der Ordnung scheint. Aber ich arbeite daran, meiner Leidenschaften Herr zu werden, und ich wünschte, daß ich Uz nicht so hart behandelt hätte. Ich liebe Prior und Gay, obgleich beide oft ziemliche Schelme sind: ich würde Uz lieben wie ich Hagedorn liebe, wenn er, wie dieser, die Achtung aller Weisen verdiente. Ich vermenge die Weisheit nicht mit dem Murrsinn (l'austerité) und bin gar nicht für die Schriftsteller, die uns nöthigen wollen, eine so häßliche und widerwärtige Tugend zu lieben, wie die, welche sie uns malen. Ich glaube, wie Sie, daß der Weise alle seine innern und äußern Sinne ausbildet, alle seine Vermögen übt, seines ganzen Wesens genießt; und daß ein solcher allein die Kunst zu leben versteht.«

Der eben mitgetheilte Brief zeigt auf's unzweideutigste, welche Veränderung in Wielands Denk- und Empfindungsweise, ja in seinem ganzen Wesen eingetreten sein mußte. Das merkwürdigste Geständniß dieser Art enthält ein an Zimmermann gerichtetes Schrei-

ben vom 26. April 1759. »Ich sehe ein, schrieb Wieland, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter, fanatischer Mensch in den Augen der Einen, als ein Heuchler in den Augen der Andern, inconsequent bei schwerfälligen Geistern, mondsüchtig bei den Weltleuten, ein Poet bei den Philosophen, ein Philosoph bei den Poeten, oberflächlich bei den Pedanten, lächerlich, vielleicht gar verächtlich bei mittelmäßigen Geistern, und was weiß ich was alles, habe erscheinen müssen. Man hat mich für alles genommen, was ich nicht bin, hat mich angedichteter Fehler wegen verdammt, und angedichteter Vollkommenheiten wegen gerühmt. Sie kennen mich; ich begnüge mich aber nicht mehr mit diesem Vortheil. Mich verlangt nach dem Beifall aller Weisen und Tugendhaften, und ich werde streben, ihn zu verdienen. Ich sehe alle meine Verirrungen, ich werde sie vermeiden; ich habe Erfahrungen gemacht, ich werde sie nützen; ich kenne mich genau genug, um mißtrauisch gegen meine Schwächen zu sein, und um das, was ich von Talent und Tugend habe, geltend zu machen; ich kenne auch die Menschen genug, um eine weder zu gute, noch zu schlimme Meinung von ihnen zu haben. Studiren werde ich die große Maxime des Horaz: Tugend ist's die Laster zu fliehen. Immer hab' ich leidenschaftlich das Wahre,

Gute und Schöne, geliebt. Ich werde alle Kraft anwenden, um zu werden, was ich geliebt habe. Kurz, — denn ich spreche mit Doctor Zimmermann — ich habe 25 Jahre hinter mir. — Sie haben mir auf eine höfliche Art gesagt, was ich noch nicht bin. Ihre Superlativi haben mich zu Erkenntniß aller meiner Mängel, Unvollkommenheiten und Thorheiten geführt, und ich habe gute Hoffnung, noch vor meinem großen Stufenjahre zu wissen, was Sokrates wußte.«

Gereiftere Jahre, größere Erfahrung, gründlichere Welt- und Menschenkenntniß hatten jene merkwürdige Veränderung in Wieland hervorgerufen. Sie mußte auch günstig wirken für seine literärischen Producte, so wenig er selbst mit den meisten derselben zufrieden gewesen zu sein scheint. »Ich bin, schrieb er an Zimmermann, von jeher derjenige gewesen, der unter allen billigen Lesern am strengsten von seinen gedruckten Werken geurtheilt hat. Ich messe sie nach der Idee, die ich davon habe, wie sie hätten sein sollen.« Daher nannte er auch in einem Briefe an Zimmermann, vom Jahr 1757 seinen Roman Araspes und Panthea eine unreife und unvollendete Geburt. »Ich will Ihnen sagen, schrieb er, wie es damit zugegangen ist. Aus guten Gründen wollt' ich der Erzählung des Xenophon in allen Stücken treu bleiben. Ich mußte

deswegen den Araspes in seiner Leidenschaft auf's höchste steigen lassen; aber ich mußte ihn dennoch zu keinem muthwilligen Lovelace machen? Wie kam es denn so? — Ich las eben damals wieder die Geschichte der Clarissa; ich arbeitete in sehr ungleichen Dispositionen und in sehr unterbrochenen Zeiten. Ich wollte dem Arasambes Gelegenheit geben, viel schöne Sachen zu sagen. Dazu kam noch die Begierde, die so manchen Poeten schon verführt hat, meinem Hauptgemälde recht viel Force zu geben; und alles das zusammengenommen, machte, daß mein Araspes unvermerkt schlimmer wurde, als er sein sollte, um Mitleid zu verdienen. Ich merkte den Fehler erst, als ich den ganzen dritten Theil abgeschrieben hatte und auf einmal überlas. Uebrigens war meine Intention nicht, den Araspes im fünften Theile als einen reuigen Sünder, sondern als einen Patienten vorzustellen, und meine vornehmste Lehre sollte diese sein: Man könne, nota bene in gewissen Fällen, der Gewalt der Liebe nur durch die Flucht entrinnen.« Wieland hatte selbst diese Lehre befolgt, als er gerade um die Zeit, wo er sich mit dem eben erwähnten Romane beschäftigte, den bedenklichen Umgang mit Madame G.. für immer mied.

Daß Wieland »die ätherischen Sphären verlassen und wieder unter den Menschenkindern wandle,« wie

wie Lessing sich in einem damaligen Briefe äußerte, schien auch der entschiedene Antheil zu beweisen, den er damals an der deutschen Bühne nahm. Selten versäumte er das Theater, entzückt von den Darstellungen der Ackermannschen Schauspielergesellschaft, die damals (1757) durch den siebenjährigen Krieg aus Deutschland vertrieben, sich längere Zeit in Zürich aufhielt. Mit großem Eifer beschäftigte ihn damals die Vollendung seines Trauerspiels Johanna Gray. Es war sein erster dramatischer Versuch und zugleich das erste deutsche Trauerspiel, in welchem die fünffüßigen Jamben den bisher üblichen Alexandrinervers verdrängt hatten. In fünf Wochen war das Stück vollendet. Diese Eile war vielleicht Ursache, warum Wieland später den nicht unbegründeten Vorwurf hören mußte, den englischen Dichter Nicolas Rowe, der dasselbe Sujet für die Bühne bearbeitet, fast zu wörtlich copirt zu haben. Indeß ward das Stück, bald nachher gedruckt, zu Winterthur den 20. Juli 1758 zum erstenmal, und späterhin auf andern deutschen Bühnen mit fast ungetheiltem Beifall aufgeführt.

Auch in andern Gattungen der Poesie versuchte sich Wieland damals. Besonders versprach er sich viel von der Idee eines epischen Gedichts, zu welchem ihm einer seiner damaligen Lieblingsschriftsteller den Stoff bot,

während ihm bei dem Entwurf seines Ideals vielleicht Preußens großer König vorschwebte, der damals im Kampfe mit ganz Europa begriffen, durch Größe des Geistes und die glänzendsten Eigenschaften selbst seinen Feinden Bewunderung abnöthigte. Wieland hatte nur wenig Vorgänger bei seinem Cyrus, wie das epische Gedicht heißen sollte, dem er einen Umfang von achtzehn Gesängen zu geben willens war. Auch seinen vertrautesten Freunden hatte er seinen Plan verschwiegen, als ihn zu Anfang des Jahres 1758 bereits die Ausführung desselben beschäftigte. Die Schwierigkeiten, auf die er stieß, wuchsen mit dem Eifer, sie zu besiegen. Er fürchtete sich an ein Unternehmen gewagt zu haben, dem er nicht gewachsen sei. »Ich bin, schrieb er, allzuweit unter einem Helden, um einen Helden würdig darzustellen und nach dem Leben schildern zu können. Selbst der Styl und die Versification kosteten ihm, nach einem damaligen Briefe an Zimmermann, unsägliche Mühe. Er wollte auch hierin, nach Maßgabe seiner Kräfte, das Höchste leisten. »Die Kinder meines Geistes, schrieb er, werden schnell und mit Vergnügen gezeugt. Dann aber folgt viel Mühe und Arbeit, sie zu bilden, zu poliren und zur Reife zu bringen. Von dieser Mühe habe ich auf meine ehemaligen Werke sehr wenig ver-

wandt. Aber Cyrus soll so vollkommen werden, als ich ihn machen kann.«

Ein gründliches Studium der Geschichte und Politik hielt er für nöthig, um seinem Werke eine höhere Vollendung zu geben, da ihm fühlbar werden mußte, daß er bisher mehr in seiner Ideenwelt gelebt, als in der wirklichen. Macchiavelli und Montesquieu wurden damals fleißig von ihm gelesen. Auch die Lectüre von Plato's Republik beschäftigte ihn. Ein Resultat jener Studien war seine erste politische Schrift: Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen. Dies Werk erschien, während er noch fleißig an seinem Cyrus arbeitete. Eine neu aufkeimende Idee drohte indeß dies epische Gedicht zu unterbrechen. Durch Lucian und Swift begeistert, entwarf er den Plan zu einem auf drei Theile berechneten Roman, satyrischen Inhalts. Der Titel sollte lauten: Lucians des Jüngern wahrhafte Geschichten. Er wollte darin zwei Republiken, einen Staat verständiger Bienen, die seltsame Regierung, Sitten und Gebräuche eines Volks, Pagoden genannt, und ähnliche wundersame Dinge schildern, unter andern auch die abentheuerliche Reise in den Bauch eines Wallfisches. Der Plan, den er vor seinen Freunden noch fast geheimer hielt, als

seinen Cyrus, blieb unausgeführt. Nur Zimmermann ward einigermaßen in das Geheimniß eingeweiht. Wieland gestand ihm, daß er sich damit amüsire, die ungereimtesten Possen, die er mit seinem Bischen Witz auftreiben könne, zu Papier zu bringen. »Müde, schrieb er, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine Sprache zu reden, die sie nicht verstehen, steige ich herab, und meine Philosophie nimmt die Maske der Thorheit an, um den Thoren zu gefallen und Weise lächeln zu machen. Da haben Sie ein Pröbchen; es ist die am wenigsten amüsante Parthie des Werks. Sagen Sie mir aufrichtig Ihr Urtheil. Hat Sie die Lectüre gähnen gemacht, so wollen wir das Ding dem Gott des Feuers opfern.«

Ob dies geschehen, ist ungewiß. Gewiß aber ist, daß Wieland sich bald nachher wieder ernstlich mit seinem Epos beschäftigte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts waren vollendet. Auf die Fortsetzung und Vollendung desselben wirkte die Sorge störend ein, wie er seine fernere Subsistenz in Zürich sichern sollte. Seine bisherigen Zöglinge hatten anderweitige Bestimmungen erhalten, und Wieland mußte an seine eigene denken. Eine Zeitlang beschäftigte ihn die Idee einer Wochenschrift, von deren Ertrag er in Zürich leben zu können hoffte. Er wollte, wie er sich in einem Briefe

an Zimmermann äußert, alle seine Kräfte zusammen nehmen, die periodische Schrift en question so vollkommen zu machen, als es ihm irgend möglich wäre. Aber seine schönsten Stunden, meinte er, gehörten doch dem Cyrus. Um sich in ungestörter Einsamkeit mit diesem Gedicht beschäftigen zu können, kam ihm die Idee, zu seinen Eltern zurückzukehren. Einen bestimmten Lebensplan schien er an die Rückkehr zu den Seinigen nicht geknüpft zu haben. »Ob ich, schrieb er, in meinem Vaterlande engagirt werde oder nicht, weiß ich nicht. Was aus mir werden soll, weiß ich auch nicht. — Ich verlasse Zürich mit Schmerzen; aber die Umstände erlauben mir nicht, länger da zu sein, indem ich theils keine Lust mehr habe, Zürcher zu informiren, theils keine so angenehme und anständige Gelegenheit mehr finden könnte, als ich bisher gehabt habe.«

Der Wunsch, einige Jahre in völliger Muße und Unabhängigkeit zu leben, scheint es hauptsächlich gewesen zu sein, was ihn gleichgültig machte gegen mehrere zum Theil vortheilhafte Anträge zu auswärtigen Lehrerstellen. Längere Zeit schwankte er, ob er sich nach Marseille begeben sollte, um dort in der sehr angesehenen Familie Samandi Unterricht zu ertheilen. Die Mutter seines Zöglings war ihm als eine sehr gebildete Frau geschildert worden, die, was für ihn nicht

wenig Reiz zu haben schien, mit mehreren philosophischen Schriftstellern, besonders mit Locke und Leibnitz, sich sehr fleißig beschäftigt hatte. Seine Unentschlossenheit ward vermehrt durch einen Antrag Zimmermanns. Wieland sollte Erzieher des einzigen Sohnes des Rathsherrn v. Sinner in Bern werden. Ehe er auf diesen Vorschlag einging, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach dem Alter und Naturell seines Zöglings, nach dem Character und den Eigenschaften sowohl seiner Eltern als der übrigen Familienmitglieder. »Ich bin fest entschlossen, schrieb er, mich nie in eine Familie als Lehrer zu begeben, wenn es nicht Leute sind, die mich als einen Freund betrachten, und so traktiren. Könnte ich aber auf einen solchen Fuß in der erwähnten Familie ein paar Jahre leben, so wäre mir an mehr oder weniger Gehalt wenig gelegen.«

Seine Bedenklichkeiten sah er völlig gehoben durch einen Brief Zimmermanns, der ihm überdies eine Ortsveränderung dringend anrieth. Wieland entschloß sich daher nach Bern zu gehen. Er betrat diesen Ort den 13. Juni 1759 mit der Hoffnung, daß die Berner, mit denen er in nähere Berührung käme, »keine größern Mängel und ebenso gründliche Verdienste haben möchten, als Bodmer und Breitinger.« In dem Briefe, der diese Aeußerung enthält, nennt Wie-

land die ebengenannten Gelehrten »ungeachtet ihrer Mängel, sehr schätzbare Leute,« und dieser Zug macht seinem Herzen Ehre, wenn man bedenkt, daß er besonders mit Bodmer längere Zeit in gespannten Verhältnissen gelebt, besonders seit durch die Erscheinung des Trauerspiels Johanna Gray jener eitle Mann auf den jungen Autor eifersüchtig geworden war.

Ohne eine oft wiederkehrende Sehnsucht nach Zürich und die anmuthige Umgegend dieser Stadt, geschmückt mit allen Reizen der Natur, hätte sich Wieland wohl fühlen können in seinem neuen Aufenthalt. Sein Empfang in Bern übertraf in jeder Hinsicht seine Erwartungen. Er liebte indeß zu sehr die Einsamkeit, um für sie Ersatz zu finden in den geselligen Kreisen, in die er oft wider seinen Willen hineingezogen ward. Selbst diejenigen unter seinen Berner Freunden, an die er sich näher angeschlossen, wie Bonstetten, Fellenberg, Tscherner u. a. fühlten, daß seine Lage nicht für ihn passe. Er äußerte sich selbst darüber in einem seiner damaligen Briefe. »Man muß hier, schrieb er, zum Müssiggänger werden, um sich nach den Sitten des Landes zu bequemen. Dieser Müssiggang hat zwar seine Annehmlichkeiten; man giebt und empfängt Besuche; man geht spazieren; man besucht die Landgüter seiner Freunde; man macht Lustreisen; man

ißt und trinkt und schwatzt und hat lange Weile, und macht eine vergnügte Miene dazu. Aber diese Art von Ergötzlichkeiten verliert nicht nur in kurzer Zeit ihren Reiz für diejenigen, die gewohnt sind, mit sich selbst zu leben, sondern auch für die Liebhaber der Freude und der Lustbarkeiten, denen nichts widriger ist, als immer im gleichen Cirkel stummer Ergötzungen herumgeschaukelt zu werden. Urtheilen Sie selbst, wie stark zuweilen meine Sehnsucht nach Zürich sein müsse.«

In einem Briefe an seinen dortigen Freund Geßner äußert sich Wieland auf ähnliche Weise. »Die beständigen Zerstreuungen werden mich noch gänzlich aufzehren. Ich verlange so ungeduldig nach dem Winter, als ein verliebter Arcadier nach dem Frühling. Aber dann wird mein Unstern die Ackermannsche Bande hieher führen, und so wird der Winter für mich wenig besser sein, als der Sommer. Man lebt wahrhaftig nicht, wenn man nicht mit sich selbst leben kann.«

An dem Rathsherrn v. Sinner, dessen Kinder er unterrichten sollte, hatte er einen Mann von vielseitiger Bildung und, wie seine reiche Gemäldesammlung zu beweisen schien, einen gründlichen Kunstkenner gefunden. Von ihm und seiner Gattin ward Wieland auf's freundlichste behandelt. Allein er fühlte sich niedergedrückt durch sein eingegangenes Verhältniß. Zum

Unterricht, besonders in den ersten Anfangsgründen, schien ein Geist nicht geschaffen, der, wie Wieland selbst äußerte, »den Cyrus denken und mit Shaftsbury, Diderot und Rousseau wetteifern wollte.«

Eine günstigere Wendung schien Wielands Lage genommen zu haben, als er im September 1759 seine Hauslehrerstelle aufgab. Die philosophischen Vorlesungen, die er gegen ein jährliches Honorar von 200 Kronen einigen Jünglingen aus angesehenen Familien hielt, nahmen ihm täglich nur zwei Stunden hinweg. Er hatte an Freiheit und an Zeit gewonnen. Demungeachtet rückte sein früher erwähntes Epos, Cyrus, nur langsam fort. Die mitgetheilten Proben seines Gedichts fanden wenig Beifall. Er konnte anfangs seinen Unmuth nicht unterdrücken über die Abneigung der Berner gegen reimlose Verse. Wahrscheinlich war es diese Erfahrung, die ihn bestimmte, in einem philosophischen Gedicht über den Landbau wieder zum Reim zurückzukehren. Der Plan ward entworfen, aber das Gedicht, das er schon im Laufe des Sommers 1759 hatte vollenden wollen, war noch nicht weit vorgerückt, als der Winter sich nahte. Das einzige Product, das er während seines Aufenthalts in Bern vollendete, war das mit großem Beifall aufgeführte Trauerspiel Clementine von Porretta.

Aus seinem Lieblingsschriftsteller Richardson hatte Wieland den Stoff zu diesem Trauerspiel geschöpft. Ein Held wie Grandison, mußte ihm vor allen willkommen sein zu einer Zeit, wo ihn das Gefühl einer Liebe ergriffen hatte, die eben so platonisch, als jemals und nicht minder schwärmerisch war. Eine reizende Bernerin, Mariane Fels mit Namen, war längst die Königin seines Herzens, als Julie Bondeli, die Tochter eines Diaconus ihr den Sieg streitig machte. Die letztere war, glaubwürdigen Zeugnissen zufolge und nach ihrem noch erhaltenen Portrait in Lavaters Physiognomik eine der häßlichsten ihres Geschlechts. Was die Natur ihr indeß an Reizen versagt, hatte sie ihr durch Geistesgaben reichlich vergütet. Die gelehrtesten Männer ihrer Zeit erkannten dies an, und standen mit ihr in Briefwechsel. Das Gerücht sagte von ihr, daß sie mehr gelesen und studirt, als irgend ein Frauenzimmer, und mit ausgebreiteten Kenntnissen in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Zweigen ein sehr richtiges Urtheil verbinde. Darin fühlte sich Wieland nicht getäuscht, als ihn die Neugier trieb, Julie Bondeli kennen zu lernen. Der erste Eindruck, den sie auf ihn machte, scheint jedoch nicht günstig gewesen zu sein. »Es ist ihr gelungen, schrieb Wieland den 4. Juli 1759, mich zwei ganze Stunden lang verdrieß-

lich zu machen. Das ist ein schreckliches Mädchen, diese Mademoiselle Bondeli. Sie redete mir in Einem Zuge von Plato und Plinius, Cicero und Leibnitz, Aristoteles und Locke, von rechtwinklichten, gleichschenklichen Dreiecken, und was weiß ich sonst; sie redete von Allem. Nichts in der ganzen Natur ist der Schnelligkeit ihrer Zunge zu vergleichen; sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen; sie hat Geist, Kenntnisse, Lectüre, Philosophie, Geometrie, sphärische Trigonometrie, aber auch — die Gabe auf's höchste zu mißfallen. — Die dummen Weiber sollen leben! Es giebt kein Mädchen im Oberlande, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehen würde. Sie hat mich in eine wüthende Laune gegen sie gesetzt. Vielleicht, daß sie mir bei einem zweitenmale besser gefällt.«

Kaum drei Wochen später (den 23. Juli 1759) äußerte Wieland in einem Briefe an Zimmermann: »Ihre Ahnung, wie es mir mit der Mademoiselle Bondeli ergehen würde, war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand ich schon ein vortreffliches Herz in ihr. Sie ist äußerst offen gegen mich, und geht in ihren Declarationen so weit, als ein Mäd-

chen nur bei einem Philosophen thun kann, den sie für einen ehrlichen Mann und einen Fremdling hält.«

Noch immer hing zwar Wielands Herz an der reizenden Mariane Fels. Doch scheint sie wirklich damals verdrängt worden zu sein durch das wachsende Interesse für die philosophische Mademoiselle Bondeli. »Ich liebe Julie, schrieb Wieland im September 1759, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle schönen und guten Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Frauenzimmern vertheilt bewundert habe. Sie ist nicht so schön als **, sie ist, wenn man will, gar nicht schön; aber sie ist alles, was man sein muß, um zu gefallen. In einem Cirkel von Frauenzimmern, wo sie unter allen am wenigsten schön ist, zieht sie dennoch alle Mannspersonen an sich, und das, ohne im mindesten Kokette zu sein. Aber dagegen ist sie eine Meisterin in der Rolle einer petite maitresse, die sie zuweilen par principes spielt, um (wie die Gräfin in den Lettres de Ninon au Marquis de Sevigné) ihre für die große Welt allzu soliden Verdienste zu verbergen, und in der Maske einer Thörin ungestraft durch den Schwarm der ganzen Brüderschaft der mère des foux durchzupassiren. Doch ich habe mir nicht vorgenommen, von einer Maske, die sie selten und mit Ekel trägt, sondern von Julie selbst

zu sprechen. Wie sehr wünschte ich Ihnen eben die Idee, die ich von ihr habe, ohne Worte, ohne Bilder, ohne Beschreibungen geben zu können! Vierzehn Tage in ihrer Gesellschaft würden alle meine Bestrebungen, nicht zu wenig von ihr zu sagen, zu Schanden machen. — Nie hab' ich ein Frauenzimmer gesehen, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heitersten Humor und der größten moralischen Simplicität, die nur in ihrem Alter möglich scheint, mehr Lebhaftigkeit und unerschöpfliche Resourcen im Umgang gehabt hätte, als sie. In diesen Stücken ist Sophie noch weiter hinter ihr, als Julie in Absicht der Schönheit hinter Sophie ist. Der aufgeklärteste Geist, den ich je an einem Frauenzimmer gesehen habe, und ein Herz, das der edelsten Freundschaft würdig ist. Ich kann und will kein Gemälde meiner Julie entwerfen. Farben, die Ihnen, weil Sie zu entfernt und kalt sind, zu stark und glänzend vorkämen, würden mir, beim Anschauen des Urbildes, matt und verdunkelnd scheinen, und zu eben der Zeit, da ich in Ihren Augen ein Enthusiast wäre, würde ich in den meinigen ein Duns sein. Manum de tabula!«

Nach der Begeisterung, die in diesem Briefe herrscht, hätte man ihn und Julie, wie er sich in einem spätern Schreiben äußert, »leicht für ein paar ehrsame Mit-

glieder des verliebten Völkleins.« halten können. »Darin aber würden Sie sich irren, lieber Doctor, schrieb Wieland. Julie ist eine Philosophin, und was noch mehr ist, sie ist ein Weib von Genie, oder, wenn Sie wollen, ein weibliches Genie. Ei, werden Sie sagen, das Genie zugegeben, ist sie doch immer ein Weib, und ich will es so gut als einen Satz des Euklides beweisen, daß sie auch der Liebe so fähig ist, als eine Andere. Versprechen Sie nicht zu viel, mein lieber Doctor. Eine Composition von Weib, Genie und Philosoph ist eine Erscheinung, die alle unsre Systeme umwerfen kann. Wir wollen jedoch sehen, was der Zeit etwa möglich sein wird. Sprechen wir davon nach einem Jahre.«

In einem spätern Briefe gestand Wieland seinem Freunde, daß ihm Julie weder eine Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben scheine, die in Romanen und Tragödien herrscht. Sie wolle Freunde haben, sie halte die Freundschaft für eine vernünftige und beständige Liebe, und weil sie nicht anders geliebt sein wolle, so hasse sie alles, was den Schein einer überspannten fanatischen Leidenschaft trage. Ueber diese Materie, äußerte Wieland, habe er mit ihr eben so naive als lächerliche Dispüte gehabt. »Ich selbst bin, schrieb er, wie ich glaube, in Absicht der Liebe der

Einzige in meiner Art, und ich bin stolz genug zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geister wirklich so nahe kommt, als es unter dem Monde möglich ist. — Ich liebe alle wahrhaft tugendhaften Frauen eben so sehr, wie ich die Tugend lieben würde, wenn sie sichtbar würde. Das sind keine Großsprechereien, mein Freund. Wenn die Weisheit, die Tugend, die moralische Venus, eine weibliche Gestalt annimmt, so muß freilich der Instinct, der uns zu diesen lieblichen Geschöpfen zieht, sich unter die reine geistige Liebe mischen, die unserm Geist für das wahre Schöne, Gute und Erhabene natürlich ist. Aber darin besteht mein Privilegium, daß, wenn mein Gegenstand eine Julie ist (aber nicht eine Julie wie die Tochter des Augustus), die Liebe der Engel sich natürlicher und ungezwungener Weise zu der thierischen verhält, wie eine Weltkugel zu einem Sonnenstaub.«

In eben diesem Briefe hielt sich Wieland für denjenigen, den Julie nie hätte kennen lernen sollen, wenn sie völlig unbekannt hätte bleiben wollen mit der Liebe, die noch lebhafter und interessanter sei als die Freundschaft, ohne minder wahr und standhaft zu sein. »Die Analogie zwischen unserm Geist und Herzen, schrieb er, ist zum Erstaunen groß; gerade so viel Verschiedenheit, als zu einem Ciment der Liebe nöthig ist. Ein

jedes erblickt in dem Andern sein verschönertes Selbst. Jedes behauptet das Andere mehr zu lieben, als sich selbst. Diese Empfindung ist wahr, weil jedes das Andere für sein besseres Selbst hält. Wir sind übereingekommen, fügt Wieland hinzu, daß jedes das Andere nach seiner eignen, ihm natürlichen Art, ohne den mindesten Zwang lieben soll — ich mit Enthusiasmus, weil meine Natur es so mit sich bringt, sie ohne Enthusiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weissagte ihr, sie würde noch so gut Enthusiast werden, als ich; sie zweifelte und sagte, sie wünsche es, um mich glücklicher machen zu können.«

Der Gedanke an eine eheliche Verbindung scheint ihn damals sehr lebhaft beschäftigt zu haben. Er gestand, Alles in der Welt, was nicht mit den Grundsätzen der Rechtlichkeit streite, unbedenklich thun zu wollen, wenn er dadurch zu Juliens Besitz gelangen könnte. »Sie würde mich, schrieb er, unaussprechlich glücklich machen. Aber ich sehe keine Möglichkeit. Ich müßte auf eine sehr anständige und vortheilhafte Art etablirt sein, wenn ich berechtigt sein sollte, eine solche Prätension zu machen, und bisher ist kein Anschein zu einem solchen Etablissement.«

Getäuscht in der Aussicht, eine feste Anstellung in seiner Vaterstadt zu erhalten, entwarf er mannigfache

Pläne, sich selbst eine Existenz zu verschaffen. Die nachfolgende Stelle in einem seiner damaligen Briefe gestattet uns einen tiefen Blick in sein Inneres, und zeigt, worauf sich seine Wünsche beschränkten. »Ich bin, schrieb Wieland, nicht für das gemacht, was man Welt heißt. Alle ihre Ergötzlichkeiten sind innere Plagen für mich, ob ich gleich aus Gefälligkeit daran Antheil nehme, und vergnügt dabei scheine. Ich rede von den besten und unschuldigsten Ergötzungen, die ich in der hiesigen großen Welt haben kann. Freiheit, Muße, Einsamkeit, ein Freund und eine Freundin nahe bei mir — dies ist die Situation, nach der mich dürstet, und zu der ich nie gelangen werde.«

Das Städtchen Zopfingen, im Kanton Bern gelegen, hielten Wielands Freunde für den passendsten Ort, um, wie er damals willens war, eine mit einer Buchdruckerei verbundene Buchhandlung zu errichten. Auch auf die Bildung seiner Zeitgenossen wollte er, während er sich auf diese Weise einen anständigen Unterhalt zu verschaffen glaubte, kräftig einwirken durch interessante Verlagsartikel, zu denen er vorzüglich Uebersetzungen der Classiker rechnete, des Virgil, Horaz, Xenophon, Theokrit u. a. Auch durch interessante Stücke aus der Philosophie und schönen Litteratur, in sorgfältiger Auswahl, wollte er das Interesse des deutschen Publikums

in Anspruch nehmen. Die besten Köpfe Deutschlands für eine periodische Schrift zu gewinnen, war ein Gedanke, der, schon früher entstanden, ihm damals wiederkehrte. Er wollte in jenem Journal unter andern ein Gemälde des Menschen entwerfen, nach den verschiedenen Nüancen, die er durch das Klima, die Religion, Staatseinrichtung u. s. w. erhalte; er wollte zeigen, daß der Mensch gebildet werden müsse, und daß die meisten Gesetzgeber und Moralisten sich bisher auf diese Kunst nicht gar zu wohl verstanden. Auch Biographien und Characteristiken ausgezeichneter Männer des Alterthums sollten einen Platz finden in seiner Zeitschrift. Ein noch erhaltenes handschriftliches Verzeichniß nennt: Zoroaster, Confucius, Pythagoras, Sokrates, Plato, Zeno, Epikur, Plutarch, Lucian, Antonin und Julian. Die Idee einer vollkommenen Aristokratie wollte er anschaulich machen durch eine Vergleichung Sparta's mit Athen.

Mehrere dieser Aufsätze waren von ihm bereits ausgearbeitet und zu andern der Plan entworfen worden, als ein Brief seiner Mutter mit der Nachricht einer bestimmten Anstellung in Biberach ihn überraschte. Kurz zuvor hatte er die Aussicht zu einer »vortheilhaften Professorstelle,« die ihm ein Baron v. Klinkowström verschaffen wollen, mit den in einem Briefe an Zim=

mermann enthaltenen Worten abgelehnt. »Die einzige für mich vortheilhafte Stelle würde die sein, die mich von aller Art öffentlicher Geschäfte und gesellschaftlicher Pflichten befreite, und mir lebenslängliche Unabhängigkeit, Ungezwungenheit und Freiheit gewährte, in allen Dingen meinem eignen Geschmack zu folgen.«

Dieser Ansicht gemäß, erklärte sich Wieland zur Annahme der in seiner Vaterstadt ihm angetragenen Stelle nur unter der Bedingung bereit, daß sie seinen Neigungen angemessen sei. Er ward in Biberach zum Rath erwählt, so lebhaft er auch anfangs protestirt hatte gegen diese Stelle, die er, nach einer brieflichen Aeußerung, »für unverträglich hielt mit seinen andern Plänen.« Diesen zu entsagen, scheint ihm sehr schwer geworden zu sein. Seine Stimmung schildert ein Brief an Zimmermann. »Im ersten Augenblicke, schrieb Wieland, hielt ich alle meine Pläne für vernichtet und meine Hoffnungen für verloren. Was mich trostlos machte, war die Unmöglichkeit, einen so ehrenvollen Ruf abzulehnen. Mein Vater, in der Besorgniß, daß ich dies thun möchte, verbarg mir, aus einer ihm eigenen Delicatesse gegen mich, den Kummer, den ihm dies verursachen würde, ließ mich aber hinlänglich die Freude empfinden, die er haben würde, wenn ich die Stelle annähme. Dies war einer der stärksten Beweggründe

für mich. Von der andern Seite sah ich, daß ich den Musen, der Freiheit, der philosophischen Ruhe würde entsagen müssen, um eine Stelle zu übernehmen, für die ich nicht geeignet bin, und die im Anfange, statt meine Subsistenz zu sichern, mich vielmehr zu beträchtlichen Ausgaben nöthigt, und erst späterhin und mit einem Uebermaß von Arbeit einträglich wird. — Bei Erwägung aller Umstände glaubte ich indeß die Stimme der Vorsehung zu vernehmen, die mich rief meinem Vaterlande Gutes zu thun. Da die Stelle, die ich einnehmen soll, mir dort Credit und Ansehn giebt, so schien sie sogar alle meine übrigen Unternehmungen zu erleichtern, und die Zeit des einzigen Glücks, das es für mich in dieser Unterwelt giebt, mir näher zu bringen. Diesem allen zufolge habe ich den erhaltenen Ruf angenommen, und mich eingerichtet, den zwanzigsten Mai von hier abreisen zu können.«

Seiner Vaterstadt, von der er seit acht Jahren getrennt gewesen, in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise so viel als möglich zu nützen, war der feste Entschluß, mit welchem Wieland an dem vorhin erwähnten Tage die Schweiz und seine dortigen Freunde verließ, in dankbarer Erinnerung an die frohen Jahre, die er in ihrer Mitte verlebt. Vor allem schmerzlich ward

ihm der Abschied von Julien. Nur die Hoffnung ihres Besitzes konnte ihn trösten.

Das Bild, das sich Wieland in einem frühern Briefe von den Verhältnissen entworfen, die ihn in seiner Vaterstadt erwarteten, war von ihm nicht mit zu grellen Farben geschildert worden. Zum erstenmal mußte er, so fremd dies seiner Natur war, eine Rolle spielen in den mannigfachen politischen Intriguen, welche die Wahl eines Bürgermeisters für die Reichsstadt Biberach herbeiführte. Nicht ohne einen hartnäckigen Kampf mit mehrern Mitbewerbern war es ihm gelungen, die ziemlich einträgliche Stelle eines Kanzleidirektors zu erhalten, die durch jene Bürgermeisterwahl damals erledigt worden war. Dies Amt, so wenig es seinen Neigungen entsprach, fürchtete er, nachdem er es kaum zwei Jahre bekleidet, wieder zu verlieren durch einen langwierigen Proceß, der sich zwischen den evangelischen und katholischen Rathsmitgliedern in Biberach entsponnen hatte. Von dem Wankelmuth seiner Gönner und Freunde machte Wieland die trübsten Erfahrungen. Lebhaft äußert sich Wielands Unmuth in einem Briefe an Zimmermann vom Jahr 1762: »Der verdammte Proceß, schrieb er, um dessentwillen ich nun schon zwanzig Monate lang wie eine Seele im Fegfeuer leide, ist nun dahin gediehen, daß es mich

vermuthlich meine Stelle gänzlich kosten wird. Ich arbeite mit allen Kräften entgegen, allein ich habe so viel als gar keinen Freund. Niemand hat ein Interesse, für mich zu sein, und beinahe Jedermann gewinnt entweder wirklich, oder hofft zu gewinnen, wenn ich gestürzt werde.«

Mehrere seiner damaligen Briefe an Zimmermann enthalten rührende Geständnisse seiner noch immer ungünstigen Lage und seiner, durch heftige Gemüthsbewegungen erschütterten Gesundheit. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn bei oft wiederkehrender Idee, was er in einer andern Stellung, in Verhältnissen, die den Musen günstiger wären, leisten könnte. »Ich möchte zuweilen, heißt es in einem Briefe vom 16. März 1763, eine Satyre wider die beste Welt schreiben, wenn ich mir vorstelle, daß kein anderer Platz in der Welt für mich sein soll, als eine Stadtschreiber-, Consulenten- oder Rathsherrnstelle in diesem kleinen schwäbischen Reichsstädtchen. Denn es ist noch nicht entschieden, welche von diesen drei Personen, die sich ungefähr gleich gut für mich schicken, ich noch werde vorstellen müssen.«

In so trauriger Lage trat oft die Erinnerung an die Vergangenheit und an seinen Aufenthalt in der Schweiz schwermüthig vor seine Seele. »Die glücklichen Zeiten, klagte er in einem Briefe an Bodmer, wo wir im Schooße philosophischer Ruhe mit einander

lebten, sind für mich auf ewig entflohen, diese goldenen, der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freiheit von Sorgen und Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsere Seelen, bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegen lauschten, bald in sich selbst gehüllt ihre eigene Gestalt, ihre wunderbaren Kräfte und das Geheimniß ihres Ursprungs, ihres Zustandes und ihrer Bestimmung erforschten. — Diese dreimal glückliche Zeit ist für mich dahin, und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelassen. Meine Phantasie, vom unharmonischen Getümmel des Gegenwärtigen betäubt, stellt mir das Vergangene in einer nebeligten Ferne vor. — Beklagen Sie mich, theurer Freund, muntern Sie meinen niedergeschlagenen Geist auf. Mehr als jemals habe ich Ihre freundschaftlichen Bemühungen nöthig, da die Beraubung aller meiner Freunde, der Verlust der Ruhe und heitern Stille einer wohlangewandten Einsamkeit, Geschäfte, die den Geist und das Herz entweder in einer trägen sumpfigen Ruhe lassen oder das letztere in stürmische Bewegung setzen und den ersten zusammenschrumpfen, und eine Lebensart mit einem

Wort, die meiner Denkungsart, meinen Neigungen und meinen Gewohnheiten in allem entgegen ist, meinen Geist auslöscht, meine Seele betäubt, und die bessere Hälfte von mir selbst vernichtet. So hyperborisch diese Beschreibung meiner unangenehmen Umstände klingt, so versichere ich Sie doch, daß sie der Empfindung gemäß ist, die ich nur allzuoft davon habe, und da sie mich und die Lebensart, deren ich so viele Jahre gewohnt bin, kennen, so wird es sie nicht befremden, daß eine so schnelle und durchgängige Veränderung mir fast unerträglich wird.«

Rastlos sann er auf Mittel, sich aus Verhältnissen zu befreien, die seinen Neigungen so wenig entsprachen und ihm unsäglichen Verdruß bereiteten. Mitunter kam ihm die Idee, um eine Professur an einem Gymnasium in Berlin, Breslau, Gotha oder andern bedeutenden Orten sich zu bewerben. Die Einkünfte einer solchen Stelle, meinte er, seien zwar gering, aber dafür habe man desto mehr Muße und könne arbeiten, was man wolle. Selbst die spärliche Zeit, die ihm in Biberach seine Amtsarbeiten gönnten, konnte er nicht so nützlich für sich verwenden, als er wohl gewünscht hätte. Ueberall stieß er auf Hindernisse, die sich seiner höhern Ausbildung entgegenstellten. Am schmerzlichsten fühlte er in seiner Vaterstadt den Mangel einer bedeutenden

Bibliothek, deren Benutzung ihm die Ausführung mancher literärischen Pläne erleichtert haben würde, mit denen sich sein immer reger Geist damals beschäftigte.

»Hier gehen meine Talente für das Publikum verloren, klagte er in einem Briefe an Zimmermann. Unter solchen Zerstreuungen, bei einem solchen Amte, ohne Aufmunterung, was kann ich da thun? Wenn ich auch Zeit und Gemüthsruhe und Muth genug hätte, etwas zu unternehmen, so verbietet mir der einzige Umstand, daß wir keine Bibliotheken haben, alle Unternehmungen von Wichtigkeit. Ich bin genöthigt, immer aus mir selbst herauszuspinnen. Es sind schon viele Jahre, daß ich mit einer philosophischen Geschichte, nach einem besondern Plan, schwanger gehe. Die Art, wie ich nunmehr ein solches Werk ausführen würde, dürfte es zu einem nützlichen und angenehmen, vielleicht unentbehrlichen Buche machen. Sie sehen aber, daß, ohne eine Bibliothek von den vollständigsten und kostbarsten Büchern zur Hand zu haben, an ein solches Werk nicht zu denken ist. Sollt' es nicht Schade sein, daß es nur darum unterbleiben soll, weil ich zu Biberach und nicht zu Berlin oder an einem andern Orte bin, wo eine öffentliche Büchersammlung mir die Folianten und Quartanten darbietet, die man bei einer solchen Arbeit alle Augenblicke zum Nachschlagen braucht?«

Unter solchen Umständen blieb ihm kein Trost, als wieder zurückzukehren zu seinen trocknen und verdrießlichen Amtsarbeiten. Er unterzog sich denselben mit einer seltnen Ausdauer und einer Gewandtheit, die aber keine andere Folge für ihn hatte, als daß seine erprobte Thätigkeit fast übermäßig in Anspruch genommen ward. In einem Briefe an Zimmermann gestand er, daß er die Ehre habe, für Alle zu arbeiten, und, wenn er's am besten gemacht zu haben glaube (wie es in Republiken zu gehen pflegt), am wenigsten Dank erhalte. Oft fand ihn die Mitternacht noch an seinem Schreibtische, wo er den Concipienten und Copisten in Einer Person vorstellen mußte, als sich die Arbeiten häuften durch eine im Jahre 1764 von zwei kaiserlichen Commissarien aus Wien versuchte gütliche Ausgleichung des früher erwähnten mehrjährigen Processes.

Seine Stimmung zeigt ein Brief an Zimmermann vom 5. Januar 1762. »Ich gestehe Ihnen, schrieb Wieland, daß mein elender Zustand, wenn er noch einige Jahre dauern sollte, dem Leben meines Geistes und meines Körpers ein Ende machen würde. Die Acquisition eines Vermögens, das mich von Biberach unabhängig machte, wäre das einzige Mittel, dieser Katastrophe vorzubeugen. Alle Tage werden mir Heirathsvorschläge gethan, wovon einige so beschaffen sind

daß sie mir diese Unabhängigkeit verschaffen könnten. Es ist mir aber unerträglich, daß ich genöthigt bin, dergleichen Vorschläge nur anzuhören. Julie ist nicht die einzige Ursache davon. Ob sie gleich unter allen mir bekannten Personen ihres Geschlechts diejenige ist, die mir am besten convenirt, so sehe ich doch nur allzuwohl, daß es umsonst ist, mir Hoffnungen zu machen, die durch ihre und meine Umstände von einer Woche zur andern immer unmöglicher gemacht werden. Ich bin hier wie der Vogel auf dem Zweige, und weiß niemals gewiß, ob ich morgen sein werde, was ich heute bin, oder ob ich in acht Tagen nicht den ganzen Plan, den ich mir für's Künftige gemacht, umgestoßen sehen muß. Sie sehen also, daß ich unsere Freundin nicht anders betrachten kann, als wie einer, der in einem Sturm auf einem Bret, das er ergriffen hat, hin und her geschleudert wird, einen Freund betrachtet, der in weniger Entfernung von ihm das gleiche Schicksal hat. In solchen Umständen kann man niemals wissen, was man thun wird, weil man niemals weiß, was man zu thun genöthigt sein wird.«

Es war nicht die Unbestimmtheit seiner Aussichten allein, was ihn, wie aus diesem Briefe hervorgeht, bewog, den Gedanken einer Verbindung mit Julie Bondeli aufzugeben. Beide scheinen sich in dem, was sie

eigentlich für einander fühlten, getäuscht zu haben. In ihrem Verhältnisse war eine Spannung eingetreten, durch Juliens Eifersucht herbeigeführt und durch Wielands leidenschaftliche Heftigkeit zu einem Grade gesteigert, daß ein völliger Bruch fast unvermeidlich schien. Wielands Gesinnungen schienen sich nicht geändert zu haben. Als im Jahr 1761 Juliens Vater starb, ohne Vermögen zu hinterlassen, glaubte er, wie er sich in einem Briefe an Zimmermann vom 14. October des genannten Jahres äußert, »einen Antrag wagen zu können, sein mittelmäßiges Glück mit ihr zu theilen.« »Doch giebt es, schrieb er, auch Umstände, die mein Glück verzögern werden, selbst wenn der Himmel mir bestimmt hat, dieses unvergleichliche Mädchen zu besitzen. Sie kennen aber das Haupthinderniß und diese Umstände nicht. Julie hat recht, sich von mir beleidigt zu halten, und glaubt, ungeachtet sie mir ihre Freundschaft erhält, die Unmöglichkeit zu fühlen, die Empfindungen wieder haben zu können, die sie sonst für mich hatte. Ich meines Theils behaupte, daß Julie und ich die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen sind, und daß sie nichts besseres thun kann, als mir zu verzeihen, mir Freundschaft und Vertrauen ganz wiederzugeben, mich in meine alten Rechte wieder einzusetzen, und meine Thätigkeit dadurch wieder zu beleben, daß ich

durch Arbeit mein Schicksal verbessere, weil ich das ihrige damit vereinigen will.«

Nicht ohne leidenschaftliche Reizbarkeit rechtfertigt sich Wieland in einem Briefe an Zimmermann vom 21. October 1761 gegen Beschuldigungen, die, wie er äußert, nur durch Niedrigkeit und Bosheit ihm angedichtet werden konnten. Wenn ich alle Umstände betrachte, schrieb er, so begreife ich nicht, wie ich anders hätte handeln können. Ich sehe deutlich, daß Mademoiselle Bondeli, die als Frau von Welt das Recht hat, alles Unrecht auf mich zu werfen, selbst sehr großes Unrecht hat, sobald sie in dem Lichte gesehen wird, worin sie sich selbst mir gegenüber gestellt hat. Kurz, ich versichere, daß ich von den wahren Ursachen unsers Bruches nichts begreife, und alles, was ich weiß, ist, daß, wenn sie mir nicht völlig verzeihen kann, alle meine ehemaligen Meinungen von der erhabenen Güte ihrer Seele eben solche Täuschungen gewesen sein müssen, wie die Gefühle, die uns ehemals beide belebten. — Ich kenne mein Herz; ich weiß ganz bestimmt, wäre ich in diesem Augenblicke bei ihr, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen, und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte. Eine Stunde nachher könnte ich mich aber auch selbst verabscheuen, daß ich einer solchen Schwachheit

fähig gewesen. Der bloße Gedanke ist unerträglich, daß ein menschliches Geschöpf vor einem andern menschlichen Geschöpf, wie vollkommen es auch sein möge, sich so erniedrige. Das höchste Wesen verzeiht, sobald wir es lieben — und eine Tochter Eva's wollte einem Menschen, der sein Leben hingeben würde, um ihr zu beweisen, daß er sie liebe, nicht vergeben und vergessen? Lieber wollte ich das Herz mir herausreißen als noch einmal um Verzeihung bitten, außer auf gleiche Bedingungen. — Es ist nicht die Person Juliens, es ist das Herz Juliens, was mich glücklich machen kann, und wenn sie mein sein soll, so will ich sie ihrer Neigung verdanken, und nicht dem, was Shakspeare inforced Charity nennt.«

Ungeachtet dieser leidenschaftlichen Aeußerungen, die ihm sein Unmuth eingab, blickt ein rückkehrendes Gefühl von Zärtlichkeit unverkennbar hervor aus diesem Briefe. »Kann Julie, schrieb Wieland, mich lieben, wie sie sonst mich geliebt hat, und kann sie aus eigener Wahl sich entschließen, mit mir zu leben, so werde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich gleich, um mit ihr zu leben, lebenslang Kanzleidirector von Biberach werde bleiben müssen. Kann sie sich aber nicht entschließen, sich dem Risico einer solchen Verbindung auszusetzen (und zum Entschließen soll sie so viel Zeit

haben, als sie selbst will) so wird die Zeit ihr wenigstens lehren, daß ich sie geliebt habe. Einen so verzweifelten Schritt, wie der, der mich der Gunst meiner Freundin beraubt hat, werde ich nicht noch einmal thun. Ich werde allein bleiben, und so lange es Gott gefällt, ein Leben fortschleppen, das bei einer ununterbrochenen Folge von Unannehmlichkeiten ohne Beimischung eines wahren Vergnügens, kurz genug sein wird.«

In so düsterer Stimmung tröstete ihn ein Brief Zimmermanns. »Ihre Aufmunterungen, schrieb Wieland den 5. Februar 1762, thaten ihre Wirkung. Ich empfand, daß ich Quellen von Vergnügen in mir selbst habe. Ich beruhigte mich wieder durch den Gedanken, daß ich nicht unglücklich sei, so lange ich noch empfinden könne. Ich fing wieder an zu hoffen, kurz, ich lebte allen meinen Widerwärtigkeiten zum Trotz wieder auf, und wenige Tage nachher erhielt ich eine so entscheidende Probe von einer höhern, für mich sorgenden Vorsicht, daß ich nicht mehr zu entschuldigen wäre, wenn ich mich jemals wieder einer Muthlosigkeit überließe, die Sie für meine Nerven besorgt gemacht hat. Ich sollte Ihnen das Räthsel auflösen; haben Sie aber noch Geduld.«

Es war nicht, wie man nach dem oben mitgetheil-

ten Briefe vermuthen könnte, eine Versöhnung mit der Geliebten, die ihn durch ihren Stolz und Kälte so empfindlich gekränkt, was ihm die verlorene Fassung wiedergab. Auch wenn Julie nicht zuerst den Gedanken an eine Verbindung mit Wieland aufgegeben hätte, mußte ruhige Ueberlegung ihm sagen, daß es ein bedenklicher Schritt sei, in seiner damaligen Lage sich zu verheirathen. Aber ungeschwächt erhielt sich zeitlebens eine vertraute Freundschaft zwischen ihm und Julie Bondeli, nachdem das Liebesverhältniß sich völlig aufgelöst hatte.

»Den Beweis einer höhern, für ihn sorgenden Vorsicht,« wie Wieland sich in dem vorhin mitgetheilten Briefe äußert, glaubte er in dem unverhofften Wiedersehen seiner Sophie und in dem Zusammentreffen mannigfacher Umstände zu finden, die für sein Lebensschicksal entscheidend wurden. In dem Marktflecken Warthausen, kaum eine Stunde von Biberach entfernt, machte Wieland die Bekanntschaft des Grafen Friedrich von Stadion, der seit dem Jahr 1762 die Dienste des Churfürsten von Mainz verlassen, und in jenem ländlichen Asyl den Rest seines Lebens zubringen wollte. In der nächsten Umgebung des Grafen fand Wieland den Churmainzischen Hofrath Herrn von la Roche, den Gatten seiner Sophie. Nach einem Raum von zehn Jahren traf er auf seinem Lebenswege wieder, die

er als Braut verloren, und die ihm nun mit der innigsten herzlichsten Freundschaft entgegen kam. Ein gleicher Empfang ward ihm von ihrem Gatten. Den günstigen Eindruck, den er auf ihn machte, schildert die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Geßner. »La Roche, schrieb Wieland, ist ein Mann, der, bei der vollkommensten Kenntniß der Welt und der Menschen, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine Kenntniß alles dessen besitzt, was Shaftsbury von einem Virtuosen fordert. Wenn Sie ihn in einer Gallerie von Malereien oder am Clavier hören sollten, würden Sie Mühe haben, zu begreifen, daß eben dieser Mann, der ein großer Kenner und Meister in den schönen Künsten ist, an Geschicklichkeit im Cabinet und an Erfahrung, Geschäften, wenige seines Gleichen hat. — Alles dies Gute wird durch die Eigenschaften seines Charakters vollkommen gemacht. Er ist, in dem ganzen großen Umfange des Worts, ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund; sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut; er ist für die Freundschaft und für jedes Sentiment gemacht, welches der menschlichen Natur Ehre bringt.«

Wieland's eignem Character gereichte es zur Ehre, daß er unpartheiisch die Verdienste eines Mannes anerkannte, der ihm seine Jugendgeliebte entrissen. Dem

Gemälde, das er hier von La Roche entwirft, fehlt jedoch ein eigenthümlicher Zug, die Abneigung gegen alles Schwärmerische, Ueberspannte und Empfindsame, wodurch sich eigentlich Wieland von La Roche hätte abgestoßen fühlen müssen, und ein überwiegender Hang zur Satyre, von dem seine Briefe über das Mönchswesen zahlreiche Belege liefern. Durch die trefflichen Eigenschaften, die Wieland an ihm rühmt, war er längst ein Liebling des Grafen Stadion geworden, der als zwei und siebzigjähriger Greis in dem Ruf eines einsichtsvollen Staatsmannes von unbezweifelten Verdiensten stand, und mit ausgebreiteten Kenntnissen in mehrern wissenschaftlichen Fächern und den schönen Künsten, durch Anmuth im Umgange, durch freundliche Herablassung alle Herzen für sich zu gewinnen wußte. Geist und Witz machten die Unterhaltung dieses heitern Weltmannes, besonders wenn er bei guter Laune war, höchst anziehend. Aehnliche Eigenschaften schmückten seine älteste Tochter, eine Gräfin von Schall und ihre Schwester Maximiliane, die Stiftsdame in dem nahgelegenen Reichsstifte Buchau war. Von ihr soll Wieland manchen Zug entlehnt haben zu dem Gemälde der Psyche in seinem Agathon. Um den geselligen Kreis, in welchem er sich damals bewegte, völlig kennen zu lernen, müssen hier noch zwei minder

bedeutende, doch zu jenem Cirkel gehörende Personen erwähnt werden, ein seltsames Original von einem Arzte, und ein Caplan, nach Voltaires Candide gewöhnlich Magister Pangloß geheißen.

Wie wohl sich Wieland in seinen neuen Umgebungen fühlte, wenn er von Biberach, wo er durchaus keine ihm angemessene Gesellschaft fand, nach Warthausen eilte, um dort einige Tage zu verleben, zeigt die nachfolgende Stelle in einem seiner damaligen Briefe. »Ich würde kein Ende finden, schrieb er, wenn ich Ihnen schildern sollte, wie die köstlichen Tage zu Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebt habe, worin alles, was die Verehrung, Hochachtung und Zuneigung eines Biedermannes verdient, sich vereinigt und unter so wenige Personen sich vertheilt findet. Ich will und kann nicht loben, aber ich versichere Ihnen, Warthausen ist der Mittelpunkt der Welt die ich kenne, und ich würde es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Ariosto's und Tasso's vorziehen. Kann etwas meine Zufriedenheit vermindern, so ist es der unbequeme, aber nur zu gerechte Gedanke, daß ich nicht weiß, womit ich verdiene, in eine solche Gesellschaft gezogen zu werden, außer etwa durch meine Fähigkeit, die Verdienste und

Tugenden, die ich nicht erreichen kann, anzuerkennen und zu lieben.«

Dies Geständniß war aus seiner Seele geflossen. Für Geist und Herz fand Wieland in Warthausen volle Befriedigung. Besonders gewährte jener Aufenthalt seinem Geiste manchen Vortheil durch die fleißige Benutzung der an literarischen Schätzen reichen Bibliothek des Grafen. Sie war vorzüglich reich an Werken der englischen Literatur; doch auch für die besten deutschen Schriften war darin hinlänglich gesorgt. Hatte Wieland den Morgen unter jenen literarischen Schätzen zugebracht, so wandelte er durch die reizende Umgegend, bis ihn die Tafel zu einem köstlichen Mahle einlud. Der Genuß des Weins hätte für jeden verführerisch werden können, der die Mäßigkeit nicht so liebte, wie damals Wieland. Lesen, Gespräch, mitunter auch ein Spaziergang in traulicher Gesellschaft verkürzte den übrigen Theil des Tages, den Abends gewöhnlich eine musikalische Unterhaltung zu beschließen pflegte.

Was Wieland jenem Kreise vorzüglich verdankte, war die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß, die durch sein zurückgezogenes Leben in Biberach, wo er den größten Theil des Tages an seinen Actentisch gefesselt war, nicht sonderlich hatte gefördert werden können. Der feine Weltton trat ihm in dem Um-

gange mit geistreichen Männern und liebenswürdigen Frauen überall entgegen zu einer Zeit, wo er selbst in das practische Leben eingetreten war, und sich überzeugt hatte, daß er, von den Träumen seiner Phantasie befangen, sich die Wirklichkeit ganz anders gedacht, als er sie jetzt fand. Genauere Belehrung, wie er sie in Warthausen fand, ward ihm daher dringendes Bedürfniß.

Nach jenem freundlichen Asyl zog ihn aber auch seine Jugendgeliebte, die sich noch immer den Platz in seinem Herzen erhalten zu haben schien, den sie dort früher behauptet. Reizbar und für Liebe empfänglich, mochte es ihm manchen Kampf kosten, das äußerst zarte Verhältniß zu Sophien in der Reinheit zu bewahren, wie es, glaubwürdigen Zeugnissen zufolge, sich stets erhielt. Er war sogar fähig, mit seiner Liebe und über sie zu scherzen. Eine feine Ironie, gegen sich selbst gerichtet, characterisirt den nachfolgenden Brief an Sophie, der eine Art von Liebeserklärung enthält. »Ich weiß nicht, schrieb Wieland, in welcher Laune ich bin, wenn es nicht die Laune ist, Quodlibets zu sagen. Langweile ich Sie, desto schlimmer für Sie, denn ich bin noch nicht am Ende: Ich habe noch, dem Himmel sei Dank, Weißes auf dem Blatte, und ich bin nicht der Mann, Ihnen nur die kleinste Thorheit zu erlas-

sen, die darauf Platz finden kann. Mich ergreift die Lust, der Ehrerbietung unbeschadet, Ihnen Schönes zu sagen. Wissen Sie denn wohl, meine liebe alte Bekanntschaft, daß Sie sehr wohl daran thun, ein wenig Freundschaft für mich zu haben? Ein wenig Freundschaft? — Injusti Dei! Was ist ein wenig Freundschaft in Vergleichung mit all' den Gefühlen, die ich verschließe in my silent heart! Grausame! Sie fühlen nicht, wie viele Reparations Sie mir schuldig sind! Sie, die Sie das Publikum und Nachwelt aller der schönen Verse beraubt haben, die ich gemacht haben würde, wenn Sie fortgefahren hätten, die Rolle meiner Muse zu spielen; — Sie, die wahre und einzige Ursache aller der Treulosigkeiten, die ich an so vielen liebenswürdigen Weibern begangen habe; denn Sie haben mir das Recht, Sie zu lieben genommen, ohne mir die Fähigkeit zu geben, etwas Anderes zu lieben, als Sie. Um mich zu zerstreuen, sage ich maschinenmäßig einem artigen Mädchen oder Weibe allerlei vor, was ich nur für Sie fühle. Die armen Schäfchen glauben mir aufs Wort. Aus Erkenntlichkeit fühlen sie die schönsten Dinge von der Welt. Ich langweile mich. Man merkt, daß der Herr nichts fühlt, und beklagt sich bitterlich. Man halte sich an Sie! Abrenuncio! Ich wasche meine Hände. Ich bin nur gemacht, Sie zu lieben, und ich

werde meine Bestimmung erfüllen. Ich will Sie lieben, den Gestirnen, Ihnen selbst und allen Abbé's in der Welt zum Trotz! Nicht, als ob ich irgend eine Rückkehr von Ihrer Seite verlangte; die verdiene ich auch nicht. Ich liebe Sie, weil der Schicksalsschluß meines Horoscops mich dazu verurtheilt. Ich bin rasend über eine Treue, die ich mitten unter meinen Treulosigkeiten Ihnen bewahren muß. Nicht an mich also muß man sich halten, wenn — um doch endlich ein vernünftiges Wort zu sagen — ein Blick von Sophien hinreicht, um alle übrigen Weiber aus meinem Herzen zu vertreiben.«

Mit diesen Aeußerungen, so scherzhaft sie auch klingen, war es ihm voller Ernst. Bei dem Vergleich mit Sophien verloren alle übrigen weiblichen Wesen, die philosophische Julie Bondeli nicht ausgenommen, die ihm doch nichts weniger als gleichgültig gewesen war. Etwas Wunderbares hatte gleichwohl die Stellung, die er zwischen Sophien und ihrem Gatten behauptete. Es scheint Augenblicke gegeben zu haben, wo er dem letztern fast noch näher stand, als seiner Jugendgeliebten. »Sie fragen mich, schrieb er einst an Sophie, warum La Roche mich liebt? In Wahrheit und auf meine Ehre, ich weiß es nicht. Ich habe niemals begriffen, wie sich das so gemacht hat. Aber Sie wissen, daß

man mich immer geliebt hat, und daraus sehe ich wohl, daß ich sehr liebenswürdig sein muß; aber ich sehe das Wie und Warum nicht. Sagen Sie mir doch, meine liebenswürdige Cousine, wie muß man denn sein, um zu sein, wie Sie es wollen?«

Schwerlich würde sich La Roche, nach seiner Sinnesart, so innig angeschlossen haben an Wieland, ohne die merkwürdige Veränderung, die in seinem ganzen Wesen stattgefunden hatte. Die beste Auskunft darüber giebt Wieland selbst in einem Briefe an Leonhard Meister: »Mit meinem Uebergange aus der platonischen Schwärmerei zur mystischen und mit meinem Herabsteigen aus den Wolken auf die Erde ging es natürlich und gradatim zu. Mein Cyrus und meine Panthea und Araspes waren die ersten Früchte der Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage. Indessen konnte es nicht anders sein, als daß damals Alles noch sehr idealisch in meinem Kopfe war. Durch ein paar Jahre Aufenthalt in der damals sehr unruhigen Reichsstadt Biberach kam ich ins practische Leben, und dies wirkte so außerordentlich auf mich, daß in weniger als einem Jahre mein ganzes voriges Leben in der Schweiz mir wie ein schöner Traum vorkam, und daß ich mich aller meiner dortigen Freunde und Verbindungen (den einzigen Zimmermann ausge-

nommen) nur wie abgeschiedener Seelen im Elysium erinnerte.« In eben diesem Briefe läßt Wieland nicht unerwähnt, daß auch sein Aufenthalt in Warthausen und seine Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion und La Roche wesentlich beigetragen »zur Revolution seiner Seele.«

In einem Briefe an Zimmermann vom 8. November 1762 gesteht Wieland, daß er nichts von dem mehr sei, was er gewesen, »weder Enthusiast, noch Hexametrist, noch Ascet, Prophet und Mystiker.« Seit geraumer Zeit sei er von alle dem zurückgekommen und befinde sich ganz natürlich wieder auf dem Punkte, von dem er vor zehn Jahren ausgegangen. »Was am meisten beigetragen hat, schrieb er, diese Verwandlung, oder wenn Sie wollen, diese Herstellung meiner ursprünglichen Gestalt, woraus die Magie des Enthusiasmus mich gedrängt hatte, zu bewirken, das ist hauptsächlich die Unzahl von Mißgeschick, Noth und Plagen, die mich seit der Rückkehr in mein Vaterland verfolgt haben. Da fühlte ich das Nichts all' der großen Worte, all' der glänzenden Phantome, die in einer süßen Einsamkeit oder an der Seite einer Guyon oder Rove so verführerische Reize haben für ein empfindsames Herz, wie das meinige, und für eine Einbildungskraft, die um so thätiger war, da sie mich für alles,

was den Sinnen abging, entschädigen mußte. — Ich fühle nur zu sehr, wie schwierig und fast unmöglich es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine andere debutirt habe, und zu wagen, ein Mensch zu sein, nachdem ich — noch dazu in der ersten Jugend — den Seraph und den Inspirirten gemacht habe. Aber ich werde stets aufrichtig sein, und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten.«

Nur zur heitern und ruhigen Gemüthsstimmung konnte Wieland nicht gelangen, seit er, wie er in einem früher mitgetheilten Briefe sich ausdrückt, »aus den Wolken auf die Erde herabgestiegen,« oder mit andern Worten seine idealischen Träume mit der rauhen Wirklichkeit vertauscht hatte. Seine Lage, seine Geschäfte waren allerdings von der Art, daß sie seinen Unmuth nähren und steigern mußten. Vergebens suchte er Trost in dem Studium der Philosophie, das ihn damals lebhaft beschäftigte. Er wandte sich wieder zu poetischen Schöpfungen, und entwarf den Plan zu seinem Roman Agathon, zu einer Zeit, wo seine Verstimmung den höchsten Grad erreicht zu haben schien.

»Diese unseligen Geschäfte, schrieb er den 5. Januar 1762 an Zimmermann, werden meinen Kopf, mein Herz, meine Gesundheit und mein Leben völlig

zu Grunde richten. Ich kenne mich in der That selbst nicht mehr. Ich muß mich durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen; ich darf mich weder des Vergangenen erinnern, noch auf die Umstände Acht geben, die mir das Künftige weissagen. Kurz, da der Gebrauch meiner Seelenkräfte nur dienen würde, mich ohne Unterbrechung die Abscheulichkeit meines Zustandes fühlen zu lassen, so ist das Einzige, was mir übrig bleibt, meiner selbst und dessen, was ich gewesen bin, zu vergessen. Was von meinen Arbeiten in so unglücklichen Umständen zu erwarten sei, können Sie sich leicht vorstellen. Ich amüsire mich zuweilen mit Entwürfen. Tausendmal werde ich unterbrochen; ich habe keinen Tag, der mein eigen ist; ich bin keine Stunde sicher, daß ich den Humor behalten werde, worin ich war; meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer, meine Empfindung ist aus Mangel liebenswürdiger Gegenstände und durch eine beständige Irritation von hassenswürdigen und monströsen Gespenstern zu lauter Galle worden. Ich bin also außer Stand, Entwürfe auszuführen, deren Conception noch ein Ueberrest aus meinem ehemaligen Zustande ist. Meine Arbeiten gehen nicht von statten, und gemeiniglich muß ich den folgenden Tag wieder ausstreichen, was ich den vorigen Abend geschrieben

hatte. Demungeachtet habe ich vor einigen Monaten einen Roman angefangen, den ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathon's gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte.«

Von dieser Lieblingsbeschäftigung ward Wieland bald wieder abgerufen durch überhäufte Amtsarbeiten. In einem Briefe an Zimmermann vom 7. April 1762 klagte er über eine »verwünschte Deduction von dreißig Bogen,« mit der er sich habe beschäftigen müssen. Mehr als das halbe Archiv habe er oft auf seinem Zimmer gehabt. »Auf so miserable Art, schrieb er, habe ich nun schon zwei Jahre meines Lebens eingebüßt. Noch ein oder zwei Jahre, so bin ich unwiederbringlich verloren. Unter solchen Geschäften, Händeln, Processen und Verfolgungen müßte das Genie eines Engels endlich unterliegen.«

Der Freund, an den er diese Zeilen richtete, wunderte sich nicht mehr als Wieland selbst, den Agathon bereits am Schlusse des Jahres 1762 weit vorgerückt zu sehen. »Ohne eine kleine Zauberin, äußerte Wieland in einem damaligen Briefe, würd' ich tausendmal unter der Last der Verzweiflung erlegen, oder

in Anfällen von Trübsinn, Unmuth und Wildheit auf verderbliche Extremitäten gerathen sein.«

Wieland schien die längstverschwundene Heiterkeit wiedergefunden zu haben mit der Vollendung eines Werks, das ihn zu überzeugen schien, die Schwungkraft seines Geistes sei noch nicht so gelähmt, als er geglaubt hatte. Die erste Idee zu seinem Agathon hatte ihm der Jon des Euripides gegeben. Aber Wieland hatte sich selbst geschildert in seinem Helden, nicht blos den Character, sondern auch den Hauptsituationen und dem ganzen Streben nach. Mit Recht konnte er daher behaupten, das Wesentliche dieser Geschichte sei eben so historisch, und vielleicht noch um manchen Grad gewisser, als die neun Musen des Herodot, »Agathon aber sei eine wirkliche Person, und zwar die, die er von allen am genauesten kenne.« Nur die Nebenumstände hatte Wieland in seinem Roman erfunden. Agathon's Seelengeschichte scheint im Wesentlichen des Dichters eigne zu sein, und zwar eine so treue Selbstschilderung, daß sich daraus bestimmt nachweisen lassen dürfte, wie la Roche und dessen Gattin bedeutend eingewirkt sowohl auf seine Denk- und Empfindungsweise, als auf sein Schicksal und auf den Geist seiner Schriften.

Nicht blos die geringe Muse, die ihm seine Amtsarbeiten gönnten, die überdieß seinen Geist oft ablenk-

ten von seinen literärischen Beschäftigungen, scheint die Ursache gewesen zu sein, weshalb Wieland mit der Fortsetzung seines Romans lange zögerte. Er scheint auf manche Schwierigkeiten gestoßen zu sein. »Es wird Kopfarbeit kosten, schrieb er an Zimmermann, den Agathon, nachdem er durch alle die Media hindurchgegangen sein wird, die ihm noch bevorstehen, wieder an eben den Punkt zu bringen, von dem er ausgelaufen ist. Sie glauben mit Recht, Hippias werde finstere Gesichter bekommen; und doch ist Hippias nur ein Sophist. Es wird im vierten Theil noch ein Philosoph zum Vorschein kommen, der ein noch weit gefährlicherer Mann ist, als jener, weil er zugleich ein ehrlicherer Mann ist. Kurz, der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten Agathon noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem vierzigsten Jahre in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im fünf und zwanzigsten losgerissen. Freilich wird Danae alsdenn ein sehr altes Mädchen sein. Aber hat nicht Ninon in ihrem achtzigsten Jahre noch die lebhaftesten Begierden geweckt? Und dann, giebt es nicht auch ein Alter für die freundschaftliche Liebe?«

Noch immer zögerte Wieland mit der Fortsetzung seines Romans, ungeachtet er den Anfang des zweiten

Theils seinem Verleger Geßner im September 1766 bestimmt versprochen hatte. Zu großem Nachtheil aber gereichte seinem Werke, daß Wieland, nach seinem eignen Geständniß, nie dazu hatte gelangen können, »weder seinen ganzen Plan, noch die zweite Hälfte seines Romans so gut durchzuführen, daß man nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und ein ziemlich auffallendes Bestreben hätte merken sollen, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte durch Raisonnements auszufüllen oder zuüberkleistern.« Mangel an der nöthigen Muße, worüber er oft in seinen damaligen Briefen klagt, scheint es nicht allein gewesen zu sein, was ihn abzog von der Fortsetzung seines Romans. Denn in den Jahren 1761 — 1766, wo er sich damit beschäftigte, entstanden mehrere andere poetische und literärische Arbeiten. Bereits im Juni 1763 hatte er den Plan zu seinem Roman: Don Sylvio von Rosalva entworfen, und dies Werk zu Anfange des Jahres 1764 vollendet. Seinem ungeduldigen Verleger Geßner, der ihn an die Fortsetzung des Agathon wiederholt erinnert, schrieb Wieland den 5. August 1763, daß es ihm schwer, ja fast unmöglich geworden, »immer an einem Werke de longue haleine fortzuarbeiten.« Er habe mit unter etwas anderes vornehmen müssen, um, wie er sich äußert, »die Fibrillen, die uns

denken helfen, nicht allzulange auf den nämlichen Ton gespannt zu lassen.« Vor ein paar Monaten sei er an einem vergnügten Tage auf den Einfall gerathen, einen kleinen Roman zu schreiben, worin Kluge und Narren viel zu lachen finden, und der ihn selbst amüsiren sollte, ohne ihn anzustrengen. »Ich entwarf, schrieb Wieland, meinen Plan, und fing sogleich an zu schreiben. Dies Amüsement interessirte mich unvermerkt so stark, daß ich eine Arbeit daraus machte, und beschloß, aus meinem Fonds, der an sich mürrisch genug ist, etwas so Gescheides zu machen, als mir nur möglich wäre.«

In eben diesem Briefe nennt Wieland den Don Sylvio von Rosalva »eine Art von satyrischen Roman, der unter einem Schein von Frivolität philosophisch genug sei, und, wie er sich wenigstens einbilde, keine Art von Lesern, die austere ausgenommen, langweilen sollte.« Nach seinem Geständniß in einem Schreiben an Zimmermann war ihm diese »geistige Ausschweifung,« wie er sie nennt, das einzige Mittel gewesen, sich zu erheitern in einer Zeit, wo Mißgeschick, Plagen und schmerzliche Empfindungen von allen Seiten auf ihn eingedrungen wären. Durch ergötzliche Thorheiten suchte er das Gefühl seiner Uebel zu mildern und abzustumpfen. So schildert er in jenem Briefe den Ursprung des Don Sylvio. »Da ich, schrieb er, als

Verfasser das incognito beobachte, so bitte ich Sie, wenigstens dem Publikum gegenüber, mich zu schonen; denn die Mehrheit meiner Freunde in den dreizehn Kantonen versteht keinen Spaß, und ille ego qui quondam etc. würde ohne Gnade verdammt werden, weil ich ehrliche Leute zu lachen gemacht habe. Sie wissen, daß Salomo gesagt hat, es sei besser, in das Haus der Trauer zu gehen, als in das Haus der Freude. Darin bin ich aber nicht Sr. Majestät Meinung. Er konnte wohl dieser Meinung sein, da er im Lauf eines ziemlich langen Lebens mit allen Gütern und Vergnügungen dieser Unterwelt übersättigt war. Ich aber habe durch eine lange Erfahrung von Entbehrungen, Leiden, Sorgen und Kummer kennen gelernt, was das Vergnügen werth ist, und bin überzeugt, daß die Freude besser ist, als die Traurigkeit.«

An dieser Stimmung hatte die damalige Lectüre des Cervantes einen wesentlichen Antheil. Daß er diesen Schriftsteller schon früh liebgewonnen, ist bereits in dieser Biographie erwähnt worden. Den Don Quixote hatte er wiederholt und mit immer neuem Vergnügen gelesen. So kam ihm die Idee, nach jenem Muster, ebenfalls die herrschenden Modethorheiten zu verspotten. Sein Hauptzweck war dabei gewesen, dem Aberglauben einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Dafür scheint die

nachfolgende Stelle in einem Briefe an Geßner zu sprechen: »Wenn die Frage ist, ob vor dem Richterstuhl der Vernunft Don Sylvio von Rosalva eine Composition sei, die eines Lehrers der Tugend unwürdig wäre, so denke ich, vermuthlich aus väterlicher Verblendung für das jüngste Kind meines Witzes, ich sollte meinen Proceß vollkommen gewinnen. Man scheint manchmal zu spaßen und zu narriren, und philosophirt besser als Krentor und Chrysippus. Ich zweifle sehr daran, ob Sie bei einem zweiten Durchlesen meines Werks (wenn Sie sich anders dazu entschließen könnten sich in der Idee bestärkt finden werden, daß der Autor des Don Sylvio keine bessere Absicht gehabt habe, als dem geneigten Publikum, wie Sie sagen, einen Spaß zu machen. Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten und Umständen aus der Geschichte und meiner eigenen Erfahrung kennen lernte, je mehr ward ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime vom Aberglauben und Enthusiasmus, wovon jener den pöbelhaftern und thierischern, dieser den edlern und bessern Theil des menschlichen Geschlechts characterisirt, durch die albernen Einbildungen, die abentheuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken, und die ausschweifenden Entwürfe und Handlungen, die der letztere hervorbringt,

und durch die leichtgläubige Einfalt, die Vorurtheile, den Eigensinn und die Brutalität, die eine Frucht des erstern ist, von jeher und noch immer einen gewaltigen Degat im Gebiet der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht haben. — Der Scherz und die Ironie sind, nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinne, immer für eins der besten Mittel gegen jene Ausschweifungen gehalten worden, und in dieser Intention ist die Geschichte des Don Sylvio geschrieben. — Ich bin gewiß, daß ich am Ende doch immer die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde.«

Unter den übrigen literarischen Arbeiten, mit denen sich Wieland damals beschäftigte, ist vor allen seine Uebersetzung des Shakspeare zu erwähnen. Sie fällt in die Jahre 1762—1768 und erschien zu Zürich in acht Octavbänden. Schon während seines dortigen Aufenthalts hatte Wieland den großen brittischen Dichter genauer kennen gelernt. Liebe und Bewunderung fesselten ihn an jenen Riesengeist. Die Bibliothek des Grafen Stadion zu Warthausen hatte ihm die Hülfsmittel dargeboten, durch eine Uebersetzung jenen Dichter auch in Deutschland einzuführen, wo man ihn bisher fast gar nicht kannte, und durch Voltaire's und Gottsched's geringschätzige Urtheile bestochen, sich ihm mehr oder minder entfremdet fühlte. Es war ein kühnes Unter-

nehmen, dessen Wichtigkeit Wieland wohl nicht ganz erwogen haben mochte, als er, nach seinen Aeußerungen in der Vorrede zu seiner Uebersetzung, »jene Arbeit mitten unter allen Arten von Geschäften und Zerstreuungen fortsetzen zu können glaubte.« Immer bleibt ihm jedoch, aller Mängel ungeachtet, die seine Uebersetzung Shakspeare's haben mag, der Ruhm, zuerst die Bahn gebrochen zu haben zu einer vertrautern Bekanntschaft mit dem großen brittischen Genius. Auf Wielands Geist konnte diese Beschäftigung nicht ohne günstigen Einfluß bleiben. Neben der tiefen und ausgebreiteten Welt- und Menschenkenntniß Shakspeare's, entdeckte Wielands scharf spähendes Auge noch manche feinere Züge, die ihn zu einer Vergleichung der poetischen Darstellungsweise Shakspeare's und der griechischen Tragiker führten. Mit gereifterer Weltanschauung, die ihm durch den großen Britten geworden war, neigte er sich immer mehr zu der romantischen Poesie, die man freilich unter diesem Namen damals noch nicht kannte, und noch weniger sie im Gegensatz zur antiken Poesie zu betrachten pflegte. In Shakspeare's Humor glaubte Wieland den Hauptgrund zu finden, weshalb dieser Schriftsteller, ungeachtet Sprache, Sitten und Geschmack seit der Zeit, in der er lebte, sich so sehr verändert, doch noch immer den Reiz der Neuheit behalten für

seine Landsleute, und für sie weit anziehender sei, »als alle neuern Schriftsteller, die nach französischen Modellen gearbeitet hätten.«

Verstärkt ward die durch Shakspeare zuerst geweckte Neigung zum Humoristischen durch einen andern englischen Autor, den er damals fleißig las. Es war Sterne oder Yorik, wie er sich auf dem Titel einiger Schriften zu nennen pflegte. Noch fast von keinem Werke war Wieland so ergriffen worden als von dem damals erschienenen Roman Tristram Shandy's Leben und Meinungen. Eine ungünstige Beurtheilung dieses Werks in der Neuen Bibliothek der Wissenschaften empörte ihn. In seinem Unmuth schrieb er an Zimmermann: »Was für arme Seelen die Kunstrichter zuweilen sind! Spielwerke, Gedichte nach dem Anakreon werden weitläufig als wichtige Erscheinungen recensirt, und ein so außerordentliches und bewunderungswürdiges Werk, wie the life and opinions of Tristram Shandy, würdigt man kaum, seiner im Vorbeigehen zu gedenken. — Ich gestehe Ihnen, daß Sterne beinahe der einzige Autor in der Welt ist, den ich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachte. Ich werde sein Buch studiren, so lange ich lebe, und es doch noch nicht genug studirt haben. Ich kenne keins, worin so viel ächte sokratische Weisheit, eine so tiefe

Kenntniß des Menschen, ein so feines Gefühl des Schönen und Guten, eine so große Menge neuer und feiner moralischer Bemerkungen, so viel gesunde Beurtheilung, mit so viel Witz und Genie verbunden wäre.«

Auch noch in spätern Jahren war er unerschöpflich in dem Lobe jenes Romans, der einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, wie sonst kein Buch. Dem darin herrschenden Geiste war Wieland entgegengekommen mit seiner eignen natürlichen Stimmung, mit reger Empfänglichkeit für das Humoristische. In einem Briefe vom Jahr 1773, als eben Bode's Uebersetzung des Tristram Shandy erschienen war, meinte Wieland, daß Jeder lieber alle seine übrigen Bücher, und im Nothfall seinen Mantel und Kragen dazu verkaufen sollte, »um sich dies in seiner Art einzige, mit allen seinen und seines Verfassers Wunderlichkeiten und Unarten, dennoch unschätzbare Buch anzuschaffen. — Dies Buch, so recht geflissentlich zur Erbauung und Belehrung, zur Züchtigung und zum Trost aller Menschen geschrieben, die Menschenverstand und Menschengefühl und ein bischen Witz als Zugabe aus den Händen der Mutter Natur empfangen hätten.«

In dem Ton der Yorikschen Laune, auf die sich Wielands Seele gestimmt hatte, sich ferner zu erhalten,

dazu wirkten auch seine äußern Lebensverhältnisse, die sich günstiger gestaltet hatten, seit er im September 1764, großentheils durch den Einfluß seiner Gönner, des Grafen Stadion und La Roche, auch von dem katholischen Theil seiner Landsleute als wirklicher Kanzleidirector anerkannt und installirt worden war. Der mannigfachen Verdrießlichkeiten und lästigen Arbeiten überhoben, die der früher erwähnte vieljährige Proceß zwischen den beiden Glaubenspartheien in seiner Vaterstadt für ihn herbeigeführt, schien jetzt seine äußere Existenz im Wesentlichen gesichert. Wie er sein Verhältniß als Stadtschreiber in Biberach betrachtete, geht aus einem damaligen Briefe an Geßner hervor, dem Wieland zugleich meldet, daß er nicht abgeneigt sei, sich nächstens zu verheirathen. »Ich habe nun, schrieb er, auf all' mein Lebelang ein zwar ziemlich mühseliges, aber doch einträgliches und honorables Amt — ein Umstand, der allezeit die Basis von meiner Ruhe ausmacht, und mich über die niederschlagenden Nahrungssorgen hinwegsetzt. Nun geht mir von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nichts ab, als ein Weib, und da ich durch den Tod meines Bruders die Ehre habe, der Einzige von meiner Familie zu sein, so werde ich von meinen lieben alten Eltern über diesen Punkt so sehr in die Enge getrieben, daß ich bald ge-

nöthigt sein werde, in die ganze Welt um ein Weib auszuschreiben. Hier findet sich keine für mich; denn ich sollte eine hübsche, gescheidte, muntere und wo möglich eine reiche Frau haben, und die drei oder vier Jungfrauen, welche hier, Standeshalber, ein Recht an mich haben könnten, sind nicht für mich. Ich wollte, daß sich in den dreizehn hochlöblichen Kantonen ein artiges Mädchen fände, das so viel christliche Liebe hätte, einen ehrlichen Biberachschen Kanzleidirector, der ganz hübsche Verse macht, von seinem Amt ungefähr tausend Gulden Einkünfte, und die zärtlichste Seele von der Welt hat, glücklich zu machen. Wenn Sie ein solches Mädchen wissen, lieber Freund, so recommandiren Sie mich, ich bitte gar schön.«

Bereits den 7. November 1765 meldete er seine Verheirathung. »Ich habe, schrieb er an Geßner, vielleicht eine Sottise begangen, wenigstens insofern wir das in der großen Welt fast durchgängig angenommene Princip gelten lassen, daß ein Philosoph und Dichter frei sein solle. Dem sei nun, wie ihm wolle; ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen; denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. —

Meine junge Frau empfiehlt sich dem liebenswürdigen Dichter des Daphnis und der Idyllen. Sie ist eben nicht so schön, aber ungefähr so neu, so ungekünstelt, so unschuldig als Ihre Melida — keine Biberacherin, das werden Sie ohnehin vermuthen — ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen, und damit Punktum.«

Den Namen und eine noch ausführlichere Schilderung seiner Lebensgefährtin, für die weniger Wieland selbst, als seine Freunde gesorgt zu haben scheinen, enthält ein Brief des Dichters vom 21. November 1765. Er meldet darin, daß seine Frau aus einem Augsburgischen Kaufmannshause stamme, das in der merkantilischen Welt nicht unbekannt sei unter dem Namen Jakob Hillenbrandt's sel. Erben. »Meine Frau, schrieb Wieland, hat noch neun Geschwister, und ist also nicht reich, ob sie gleich mit der Zeit von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag, als sie nöthig haben könnte, wenn sie Wittfrau würde. Das, warum es mir zu thun war, ist ihre Person; sie hat wenig oder nichts von schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich, weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserm Haller zu reden, gewählt für mein Herz, und meinen Wünschen gleich — ein

unschuldiges, von der Welt unangetastetes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf; die bloße Natur, ungefähr wie die Phyllis Ihres Daphnis, nicht ganz so hübsch, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat — eine Prätension, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht.«

Wie sehr Wieland zufrieden war mit der getroffenen Wahl, und wie glücklich er sich in seinem neuen Verhältnisse fühlte, schildert ein Brief an Zimmermann vom 10. Juli 1766. Wieland preist darin sein Schicksal, »vielleicht die Einzige in der Welt bekommen zu haben, die in allen Stücken dazu getaugt,« seine Frau zu werden. »Ich habe sie so herzlich lieb, schrieb er, als je ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat. — Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist. Ich sehe sie zuweilen mit Augen an, wie ungefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu dem er sagte: Age nunc, meorum finis amorum, und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir diese Vorstellung ist.«

In einem frühern Briefe vom 7. November 1765 hatte Wieland geäußert: »wenn er sich nur erst in seinem neuen Stande werde zurecht gesetzt haben, so sollten hoffentlich die Musen, wenn sie anders je-

mals einen Antheil an den Geburten seines Hirns gehabt, nichts dabei verlieren.« Er hatte sich sehr richtig beurtheilt. Auch an ihm bewährte sich die Erfahrung, daß wer für die Musenkünste geboren ist, ihnen nie untreu werden kann. Nur in Augenblicken, wo ihn lästige Amtsarbeiten, vielleicht auch eine unbillige Critik seiner Werke oder die Gleichgültigkeit des Publikums verstimmt hatten, konnte er sich zu der Erklärung gedrungen fühlen, der Poesie für immer entsagen zu wollen. Er kehrte vielmehr mit erneuter Liebe zu ihr zurück, jede Mußestunde jener Lieblingsbeschäftigung widmend. Glaubwürdigen Zeugnissen zufolge sollen selbst mehrere seiner damaligen poetischen Werke auf dem Rathhause, in der Kanzleistube, unter dem Andrange der lästigsten und trockensten Amtsarbeiten von ihm niedergeschrieben worden sein.

Auch wenn Wieland völlig Herr seiner Zeit gewesen wäre, hätte er schwerlich alle Pläne, mit denen sein Geist sich damals beschäftigte, ausführen können. Wahrhafte Bewunderung erregt sein unermüdlicher Fleiß und die Sorgfalt, die er besonders in rhythmischer Hinsicht auf seine literarischen Erzeugnisse verwandte. Die Fruchtbarkeit seines Geistes war nie größer gewesen, als in jener Periode seines Lebens. Sehr beträchtlich ist die Zahl der Werke, die in den Raum von vier Jahren

fallen. Außer der Uebersetzung mehrerer Bände von Shakspeare und der Vollendung des Agathon, dichtete Wieland damals seine Komischen Erzählungen (das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Cephalus), von denen er späterhin jedoch mehrere von der Sammlung seiner Werke ausschloß. Etwa drei Jahre später (1768) erschien sein Gedicht Musarion; in den zwei nächsten Jahren Idris und Zenide; hierauf die erste Hälfte des Neuen Amadis und ein Theil der Grazien.

»Ich gestehe Ihnen, schrieb Wieland den 15. Juli 1764 an Geßner, der poetische Taumelgeist hat mich seit geraumer Zeit mächtig ergriffen, und ich weiß die Fragmente von Zeit, die mir übrig bleiben, nicht angenehmer zuzubringen, als mit Reimen.« In eben diesem Briefe erklärte Wieland seine entschiedene Abneigung gegen reimlose Verse und Hexameter. »Dergleichen, schrieb er, werden Sie von mir schwerlich mehr erleben.« Der höchste rhythmische Wohlklang war sein unablässiges Bestreben, und ihn in seinen Versen zu erreichen, scheute er keine Zeit, noch Mühe. Auf ihn selbst ließ sich anwenden, was er im siebenten Bande seiner Uebersetzung des Shakspeare (S. 18) äußerte: »Die Reime können vermuthlich nichts dazu, wenn sie für einige Dichter schwere Ketten und Fußeisen sind.

Für einen Prior oder Chaulieu sind sie Blumenketten, womit die Grazien selbst sie umwunden zu haben scheinen, und in denen sie so leicht und frei herumflattern, als die Scherze und Liebesgötter, ihre beständigen Gefährten.«

Hierher gehört auch die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Zimmermann vom 26. Juli 1764. »Ich bin sehr wohl zufrieden, daß Sie in dem Endymion Urbanität gefunden. Aber, mein Herr Doctor, haben Sie nicht auch gemerkt, daß in der Versification, in den rimes redoublées, in dem Numerus der Perioden, in der Wahl der Worte u. s. w. eine gewisse Musik ist, welche außer dem höchst unbillig von mir ehemals mißhandelten Herrn Uz, noch kein Deutscher meines Wissens erreicht hat? Dafür aber müssen Sie bedenken, daß ich wirklich zwei Jahre am Endymion arbeite. Das nonum prematur in annum ist bei dergleichen Spielwerk zu viel.«

Die übrigen Gedichte, welche außer dem Endymion nach seinem damaligen Plan den Inhalt der komischen Erzählungen bilden sollten, macht Wieland namhaft in einem Briefe an Geßner vom 24. August 1764. Er nennt Aurora, Ixion, die beiden Liebesgötter und die Grazien. Mehrere dieser Stoffe scheinen unbearbeitet geblieben zu sein. Seine

mannigfachen Entwürfe schildert er in dem erwähnten Briefe mit den Worten: »Unter den Sujets, womit sich meine scherzende Muse künftig für alle die dèsagrements meiner Umstände schadlos zu halten gedenkt, ist auch Adonis, welches ein größeres Gedicht in etlichen Gesängen werden soll, und Musarion, eine Art von komischem Lehrgedicht, das die Bekehrung eines Platonikers und die Widerlegung des ganzen phantastischen Systems dieses weisen Mannes enthalten soll.«

In einem spätern Briefe vom 21. Juli 1766 nennt Wieland das eben erwähnte und bereits vollendete Gedicht »ein ziemlich systematisches Gemisch von Philosophie, Moral und Satyre.« Eine noch größere Wirkung versprach er sich von seinem heroisch-komischen Gedicht Idris und Zenide, das ihn damals lebhaft beschäftigte. Er versuchte darin eine Nachbildung der italiänischen Stanzen, eines Versmaßes, dessen Schwierigkeit, wie er schreibt, »jeden andern, als einen visanum poetam, einen von der Wuth zu reimen besessenen Menschen, abschrecken würde.« Von mehr als 1300 Strophen, aus denen das Gedicht bestehen sollte, hatte er bereits den vierten Theil vollendet. »Ich wundere mich, schrieb er, bisweilen selbst über das seltene Talent, das ich für die Reimerei habe. Es sind auch ganz hübsche Sächelchen in diesen Strophen. Aber das Ganze

— hilf Himmel! Was für ein Stoff! welch ein Plan! was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unsrer Nation zu einem Werke sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines Gleichen weder hat, noch hoffentlich jemals bekommen wird. Stellen Sie sich eine Fabel vor im Geschmack der quatre Facardins oder des Bélier von Hamilton — aber eine Fabel, die keiner andern gleich sieht, die noch aus einem gesunden Kopfe gekommen ist — die Quintessenz aller Abentheuer der Amadisse und Feenmärchen. Und in diesem Plane, unter dieser frivolen Außenseite, Metaphysik, Moral, Entwicklung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Critik, Satyre, Charactere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentiments — kurz, alles, was Sie wollen, mit Zaubereien, Geisterhistorien, Zweikämpfen, Centauren, Hydern, Gorgonen u. s. w. so schön abgesetzt und durch einander geworfen, und das alles in einem so mannigfaltigen Styl, so leicht gemalt, so leicht versificirt, so tändelhaft gereimt, und das in ottave rime. — Vergeben Sie, wenn ich Eitelkeit genug habe, Ihnen zu sagen, daß Sie schwerlich jemals etwas so Drolliges gesehen haben, als I d r i s und Z e n i d e ist. Sind Sie, nach dem, was ich Ihnen davon (mit so viel Bescheidenheit, wie Sie

sehen) angerühmt habe, begierig, ein Muster dieser heteroklitischen Ausgeburt des geheimen Verständnisses meiner Muse mit irgend einem jungen Satyr oder Faun mit eignen Augen zu sehen, so kann ich Ihnen melden, daß die drei ersten Gesänge nächstens von einer sehr zierlichen Hand abgeschrieben werden sollen. Sie sollen der Erste sein, der es zu lesen bekommt, wenn Sie wollen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit dieser tändelhaften Arbeit mehr Zeit zubringe, als ich verantworten könnte, wenn ich in andern Umständen wäre. Aber in Biberach, ohne Freunde, ohne Bibliotheken, ohne Aufmunterung, bei einem solchen Amte, bei solchen Zerstreuungen, was wollen Sie, daß ich thun soll?«

Auf ähnliche Weise äußert Wieland in einem spätern Briefe an Zimmermann den festen Entschluß, sich mit den Musen zu unterhalten, so lange er könne, weil er »in seinen Nebenstunden doch weder immer schlafen, noch mit seinen Herren und Obern L'Hombre spielen möge.« In dem Idris, schrieb er, habe er einen Versuch machen wollen, ob man in der deutschen Sprache nicht auch Ariost sein könne. »Ich meine, äußert Wieland, nur Ariost in Absicht der Laune, des Styls, der Lebhaftigkeit und Versification. Denn ein Gewebe von Abentheuern in 46 Cantos werden Sie mir hoffentlich nicht zutrauen. Ich bin vielmehr so bescheiden, es

bei diesen fünf Gesängen des Idris bewenden, und dieses Gedicht wie die Facardins meines vielgeliebten Hamilton, ein Fragment bleiben zu lassen, ungeachtet der Plan der ganzen Fabel wirklich gemacht, und die Entwickelung eine von den seltsamsten ist, die jemals gesehen worden.

Unter manchen andern Plänen, die ihn damals beschäftigten, und zu denen auch die bald wieder aufgegebene Idee gehörte, Alexander den Großen zum Helden eines heroisch-komischen Gedichts zu wählen, verweilte Wieland mit besonderer Vorliebe bei dem Entwurf eines Gedichts, Psyche betitelt. Es sollte, wie er seiner Sophie schrieb, unter der Außenseite einer blauen Erzählung, oder wenigstens einer ziemlich frivolen Erzählung, die feinste Blüthe der wahren Philosophie enthalten, und eine kritische, und offen gestanden, ein wenig komische Naturgeschichte unserer Seele — dieses unbegreiflichen Ich weiß nicht was, dessen Widersprüche Pascal so gut gekannt, und dessen Größe und Schwäche er durch sein Beispiel dargethan habe. »Was sagen Sie, schrieb Wieland, zu dieser Idee? Schon seit langer Zeit hat sie mich ergriffen, und ich bin entschlossen, aus diesem Gedicht mein Hauptwerk zu machen, durch welches ich nach meinem Tode, wenigstens in der Eigenschaft als Dichter, fortzuleben wünsche.«

Ueber den Vorwurf, in mehreren seiner Gedichte mitunter einen zu muthwilligen, sarkastischen Ton angestimmt zu haben, äußerte Wieland: »Ich gestehe, die Ironie ist meine Lieblingsfigur, und ich schmeichle mir einiges Talent dafür zu haben. Freilich ist's ein ziemlich gefährliches Talent; zum Glück aber hat mich die Natur mit einem guten und redlichen Herzen begabt. Mein Menschenhaß ist nur gemacht. Ich liebe von Natur die Menschheit und die Menschen, und wenn ich auch über die Gebrechen der einen, und die Schwachheiten der andern spotte, so geschieht's in der Regel freundlich und in der Absicht, ihnen scherzend heilsame Wahrheiten zu sagen, die man zuweilen geradezu nicht zu sagen wagt.«

Gegründeter schien der Tadel, den die zunehmende Keckheit traf, womit Wieland in seinen Gedichten den Platonismus in der Liebe, dem er früher gehuldigt, mit allen Waffen des Witzes bekämpfte. Einzelne Scenen im Agathon, späterhin die seinem Don Silvio verwebte Episode von dem Prinzen Biribinker, hatten manchen Anstoß gegeben. Wieland schrieb in Bezug auf jene Schilderungen den 4. Mai 1764 an Geßner: Qui semel verecundiae fines transiit, sagt Cicero, eum oportet graviter esse impudentem. Das erste that ich, da ich vor einigen Jahren die platonische

Parthei verlassen hatte; das andere thue ich jetzt, da ich Ihnen ein so antiplatonisches Ding, als mein Endymion ist, schicke. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber ganz offenherzig. Daß sie sich daran ärgern sollten, traue ich Ihnen nicht zu. Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es aller der puerilen Extravaganz, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat, und wozu die alberne Severität gegen Uz und andere ehrliche Leute gehört. Plinius, der gewiß ein rechtschaffener Mann war, und hundert andere seines Gleichen haben sich nicht geschämt, im männlichen Alter und zu einer Zeit, da sie die ansehnlichsten Würden in Rom bekleideten, mit solchen Spielen sich zu delassiren. Belieben sie nur den vierten Brief des siebenten Buchs zu lesen. Im vierzehnten Briefe des vierten Buches erklärt er sich noch deutlicher, und gesteht, daß unter seinen Gedichten, wovon er seinem Freunde eine Sammlung schickt, manche sehr muthwillige wären. — Vor acht Jahren dacht' ich anders. Aber man kann nicht immer ein Knabe sein. Ich hasse alle Gleißnerei, und sobald ich anders denke, als ehemals, so scheue ich mich auch nicht, es zu sagen. Ungeachtet der Schlüpfrigkeit des Süjets, werden Sie im Endymion wenigstens so viel Retenue und

Bescheidenheit finden, als in der Jo des Correggio, die wir einst mit einander bewunderten. Doch Sie sind weder ein Stoiker, noch Platoniker, weder ein Gleißner, noch Enthusiast, von Ihnen besorge ich also keine moralischen Vorwürfe.«

Desto lauter erklärte sich dagegen die Stimme des Publikums gegen die Tendenz von Wielands Schriften, vor denen man warnte wie vor einem Gift, das, je süßer, nur um so gefährlicher sei. Mit Bedauern sprach man von dem Mißbrauch seines großen und seltenen Talents und nannte ihn geradezu einen unmoralischen Dichter, der die Liebe von der Wollust gar nicht mehr zu unterscheiden scheine. Sein Agathon war zu Zürich verboten worden, als der verweigerte Druck jenes Romans dort heimlich veranstaltet worden war. Für den Don Sylvio hatte Wieland einen Verleger in Ulm suchen müssen. Ueber die komischen Erzählungen sprach im August 1764 das Journal encyclopédique in sittlicher Hinsicht ein hartes Verdammungsurtheil aus. Aehnliche Aeußerungen enthielt der erste Band der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Fast noch schmerzlicher als die öffentliche Mißbilligung seiner Schriften, traf ihn das Schicksal in der guten Meinung seiner Freunde gesunken zu sein. Er, der so warm einst der Tugend und der frommen Rechtgläubigkeit das

Wort geredet, schien jetzt ein Epikuräer und Skeptiker. Von dem Dichter schloß man zurück auf den Menschen, und selbst seine wärmsten Freunde, wie unter andern Zimmermann, versagten nicht allen Glauben den grundlosen Gerüchten, die sich über Wielands sittlichen Wandel verbreiteten. Er rechtfertigte sich dagegen in mehrern seiner damaligen Briefe. Merkwürdig ist besonders sein Selbstgeständniß in einem Schreiben an Julie Bondeli, vom Jahr 1764.

»Ich war, schrieb Wieland, ehedem Enthusiast in Ansehung der Religion, der Metaphysik und Moral; und ich war es ganz aufrichtig. So war damals meine Art zu sein, oder das Resultat von hunderttausend physischen und moralischen Ursachen. Habe ich nun aber auch in Einem Sinne aufgehört, Enthusiast zu sein, so bin ich doch nicht weniger ein Freund der Wahrheit, und finde die Tugend nicht weniger liebenswürdig, wenn ich gleich nicht mehr an die Präexistenz der Seele glaube, und beim Bilde eines rosenfarbenen Seraphs mit Flügeln von Gold und Azur nicht mehr verzückt werde. Solche erkünstelte Speculationen sind nichts als Stelzen, auf denen die menschliche Eitelkeit gern einherschreitet, angenehme Hirngespinnste, woran wollüstige Seelen sich ergötzen. Ich mußte entweder meinen Platonismus reformiren, oder eine Wüste in

Tyrol aufsuchen, um da zu leben. Die Erfahrung hat mir einen Wahn nach dem andern benommen, und endlich kam ich ins Gleichgewicht. Ich denke über das Christenthum, wie Montesquieu auf seinem Sterbebette, über die falsche Weisheit der Sektenmacher und die falschen Tugenden der Schurken wie Lucian, über die speculative Moral wie Helvetius, über die Metaphysik — nichts davon! sie dient mir blos zum Scherze. — In den Tagen meines Enthusiasmus und Platonismus war ich hitzig, jähzornig, grillenhaft, launig, mürrisch; seitdem ich Biribinker's und Endymion's schreibe, habe ich meine Leidenschaften mäßigen gelernt. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich stets, selbst in meinen Fehlern, den Character des Biedermannes, der mir angeboren ist, behauptet habe. Für ein Tugendmuster habe ich mich nie ausgegeben. Man wird finden, daß mein Geist zwar zuweilen thöricht, mein Herz aber immer gut war. Wie mein Züricher Freund mir meldet, hält man mich für locker (libertin) und giebt mir eine Menge Maitressen. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der von 1200 Franken leben muß, jenes sein und dieses haben könnte. Die Wahrheit ist, daß ich in freund- und verwandtschaftlichen Verhältnissen mit zwei oder drei Damen stehe, die, nicht ihrer Gestalt, sondern ihrer Verdienste wegen, Achtung verdienen, und daß

ich einige flüchtige Neigungen für junge Personen gehabt habe, die ich heirathen sollte, ich weiß nicht warum, und die ich bitte, sich ihre Freier anderswo zu suchen. — Ich habe, dem Himmel sei Dank, seit meinem siebzehnten Jahre wenigstens ein volles Dutzend liebenswürdiger Frauen geliebt. Alle diese haben mir große Pein verursacht; alle meine Liebschaften waren von der Art, die man passions nennt, alle meine geliebten Göttinnen, die ich anbetete, und ich habe wohl einigemal die platonische Liebe bis zu einem Heroismus getrieben, dessen ich mich nicht mehr fähig fühle. — Vergesse man doch endlich diese moralischen Donquixoterien meiner frühern Jugend, beurtheile mich nach der allgemeinen Regel, und gestehe mir dieselbe Freiheit zu, welche sich die würdigsten Schriftsteller der alten und unserer Zeit genommen haben, und die ihnen Niemand bestritten hat. — Wenn sich ernste und strenge Personen verwundern, mich als den Verfasser meiner neuen Werke zu sehen, so bin ich zu beklagen; sie können mich schelten, aber sie sollen nicht so weit gehen, deshalb nachtheilig zu denken von meinen Sitten und von meinem Character.«

Verstimmt durch das Urtheil des Publikums über seine Schriften, schrieb Wieland im Jahr 1766 an Geßner: »Ich gestehe Ihnen, daß dieses Geseufze

und Geheul über die komischen Erzählungen, welches mir von allen Orten und Enden her zukommt, meinen Geist und die Flügel meiner Muse ganz darniederschlägt, da ich keinen Menschen sehe, der sich die Mühe nehmen will, ein paar Stunden dazu anzuwenden, den Leuten die Köpfe über diesen Punkt zurecht zu setzen. Ich muß daraus schließen, daß wirklich Niemand ist, oder daß es nur einige Wenige sind, die günstiger von diesen unglücklichen Erzählungen denken; und sobald ich hiervon überzeugt sein werde, werd' ich den Idris ins Feuer werfen, und den Musen auf ewig gute Nacht sagen. — Der Henker hole die Autorschaft, wenn sie mir von allen Seiten Deutschlands nichts als Verdruß zuziehen soll. Ich weiß wohl, daß sich ein Schriftsteller das laudatur ab his, culpatur ab illis, gefallen lassen muß. Aber immer gescholten, und öffentlich gescholten, von Niemand, oder nur sub sigillo amicitiae approbirt zu werden, das ist mehr, als meine Geduld ertragen kann.«

Mitten unter diesen Ausbrüchen des Unmuths, die in seinen damaligen Briefen oft wiederkehren, gewann Wieland doch wenigstens auf Augenblicke eine ruhigere Fassung und das Selbstgefühl seines Talents wieder. »Sie sollen mich, schrieb er im Jahr 1767 an Zimmermann, nicht mehr pinseln hören in diesem albernen

weinerlichen Tone. Ich habe nun in Absicht der komischen Erzählungen meinen Kopf aufgesetzt, und werde gelegentlich Allen und Jedem, und wenn es auf einem poetischen Concilium geschehen sollte, in's Angesicht sagen, daß sie in ihrer Art wenigstens so gut und moralisch sind, als die Briefe der Leute aus der andern Welt in der ihrigen. Indeß habe ich bereits angefangen, von der Critik der Berliner zu profitiren, und etliche hundert Verse durchgestrichen, die nichts Besseres verdienen, auch hie und da Aenderungen gemacht, wodurch, wie ich hoffe, das Ganze gewinnen soll.«

Das innere Bewußtsein, daß sein sittliches Gefühl sich völlig rein erhalten, mußte den verkannten Dichter trösten, als ihn der grundlose Verdacht traf, der Unmäßigkeit und Wollust ergeben zu sein. Ungeachtet der merkwürdigen Umwandlung seiner Denk- und Empfindungsweise hatte er sich doch nicht so ganz verändert, daß nicht mitunter sein sehnsüchtiger Blick mit Rührung verweilte in den ersten Zeiten der unschuldigen Liebe. Dafür spricht sein eigenes Geständniß in einem Briefe an Zimmermann vom Jahr 1765. »Nichts kann uns, schrieb er, jene wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, jene namenlosen Entzückungen wiedergeben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener,

kaum entfalteter Jugend erfahren ließ. Welche andere Freuden, welche Ehren, welche Güter, ja, lassen Sie mich noch sagen, welche Weisheit ist die glückliche Thorheit werth, worin wir in diesem Zustande einer wahren Bezauberung unser Leben verträumen. Lachen Sie immer, weiser Zimmermann! Sie mögen mich noch so sehr auslachen, als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wiederkehrt, wenn sie einmal verloren ist.«

Wer einer solchen Empfindung fähig war, konnte kein Epicuräer im schlimmsten Sinne des Wortes sein, wenn ihm auch der Platonismus der Liebe verdächtig geworden sein mochte. Glaubwürdige Zeugnisse verbürgen es hinlänglich, daß auf Wielands damaliges Leben auch nicht der geringste Makel haftete. Es war ein bloßes Spiel seiner Phantasie, als er der Sinnlichkeit in seinen poetischen Erzeugnissen das Wort zu reden schien. Er dachte sich kein Arges bei den ihm zur Last gelegten Schilderungen, die ihm Erholung und Trost gewähren sollten in beschwerlichen Amtsverhältnissen. Einen wesentlichen Antheil an der Tendenz seiner damaligen Producte mochte auch seine Lectüre gehabt haben. Lucian, Horaz, Cervantes, Ariost, und besonders Sterne waren seine Lieblingsschriftsteller. Bei

der Behandlung heiterer Gegenstände leitete ihn die Ueberzeugung, daß Frohsinn keine Sünde sei, daß Trübsinn zu keiner Seligkeit verhelfe.

Ihn in der heitern Stimmung zu erhalten, worin er damals seinen Idris dichtete, dazu dienten auch Wielands häusliche Verhältnisse. Er fühlte sich sehr glücklich an der Seite seiner Gattin, Dorothea Hillenbrandt, obgleich sie, seinem eignen Geständniß nach, keine Musarion war. In einem Raum von etwa funfzehn Jahren hatte er so manche Erfahrungen in der Liebe gemacht, daß er sie wohl im Stillen einer Musterung für werth hielt. Schon in früherer Zeit hatte er den Plan entworfen, eine philosophische Geschichte der Liebe zu schreiben. Dieser Plan blieb unausgeführt; aber er bot dem Dichter den Stoff zu seinem Idris. Es scheint seine Absicht gewesen zu sein, in diesem Gedicht die verschiedenen Arten der Liebe gegen einander in Contrast zu stellen, und zu diesem Behuf verschiedene Charactere in eigenthümlichen Situationen sich entwickeln zu lassen.

Nicht undeutlich erklärt sich Wieland hierüber in einem Briefe an Geßner vom Jahr 1766: »Sie sagen mir, schrieb er, während Sie meinem Idris mit dem Beifall Ihrer Geliebten, auf den ich gewiß stolz bin, schmeicheln, daß sie einige Bosheit gegen das weibliche

Geschlecht in meinem Gedicht entdeckt hätten. Das verhüte die gütige Venus und die Grazien! Gegen die verstellten Spröden und gegen einige andere alltägliche Arten von Weibsgeschöpfen, dergleichen z. B. die gute Prinzessin Dennire ist, da gebe ich zu, was Sie wollen. — Indessen erlauben Sie mir, außer vielen Stellen, wo des liebenswürdigen Geschlechts in gebührenden Ehren gedacht ist, Sie zu erinnern, daß, wenn einige Nymphen und Feen demselben eben keine sonderliche Ehre machen, (welches meine Schuld nicht ist, s'il vous plait) die schöne Lila und besonders die Heldin meines Gedichts alles wieder vergüten, und dem schönen Geschlechte die vollkommenste reparation d'honneur erstatten, die Sie nur von mir verlangen können. Denn das werden Sie mir doch nicht zur Sünde anrechnen, daß ich mir die Freiheit nehme, manchmal ein wenig aus der Schule zu schwatzen, und ein oder das andere kleine unschuldige Geheimniß des weiblichen Herzens zu verrathen, womit in der That die Damen keine Ursache hätten, so geheim zu thun, wenn die Welt noch so natürlich wäre, wie zu Homers Zeiten, oder so philosophisch dächte, wie Lady Worthley zum Exempel. Ich meine unter diesen kleinen Geheimnissen eben nicht gewisse hazardirte und in der That impertinente Einfälle des Seigneur Itifall, denn dieser ist in der That ein Taugenichts, den ich für nichts

Besseres gebe, als er ist. Er denkt von dem weiblichen Geschlechte nach denen, die er gekannt hat, und was ist überhaupt von einem Menschen mit Bocksfüßen zu erwarten? Denn so ein hübscher Junggeselle er gegenwärtig ist oder zu sein scheint, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er, ne vous deplaise, nur ein Satyr ist — und also kein Mann, der das weibliche Geschlecht schimpfen kann. Dem sei wie ihm wolle, so bitte ich mir von Madame Geßner eine kleine Erklärung aus, damit ich, wofern ich ja ein wenig gesündigt habe, im Stande sein mag, mich zu bessern; — denn ich wiederhole es, ungeachtet meiner gerechten Rachsucht gegen gewisse Frauenzimmer-Charactere und gewisse Frauenzimmer-Gebrechen (mit allen geziemenden Protestationen, Restrictionen und Reservationen sei es gesagt) ist kein Mensch auf der Welt, der die Damen mehr ehrt und liebt, als Dero gehorsamster Diener, der Autor.«

Die heitere Stimmung, worin Wieland diese Zeilen niederschrieb, ward getrübt durch häusliche Leiden. Eine unglückliche Niederkunft seiner Gattin entriß ihm sein erstgebornes Kind. Er verlor dadurch alle Lust an seinem Idris fortzuarbeiten, mit dem er in den ersten Monaten nach seiner Verheirathung sich fleißig beschäftigt hatte. Ein bloßer Scherz war wohl nur Wielands

Aeußerung vor der ersten Ausgabe des Idris gewesen, daß dies Gedicht so lange Fragment bleiben sollte, »bis sich etwa einmal drei Kunstrichter und drei Pruden mit einander einverstehen würden, in einer namentlich unterzeichneten Bittschrift, ihn um die Ergänzung seines Gedichts zu ersuchen.« Im Wesentlichen unverändert kehrte die Idee, die dem Idris zum Grunde lag: ob das idealistische oder materialistische Princip in der Liebe geltend sei, dem Dichter wieder in dem Neuen Amadis, zu welchem ihn, außer dem Tristram Shandy, ein humoristisches Spottgedicht begeistert haben soll, the new Bathguide betitelt. Nicht blos dem Inhalt nach, auch in der Form suchte er in dem Amadis sich dem Vorbilde zu nähern, das ihm Ariost in seinem rasenden Roland aufgestellt hatte. Den Sieg der Natur über die Schwärmerei, der Wahrheit über die Heuchelei zu verherrlichen, war in Bezug auf die Tendenz des Amadis die Aufgabe, die sich der Dichter stellte.

Von dem Muster, das ihm bei dem eben erwähnten Gedicht vorgeschwebt hatte, entfernte sich Wieland auf unverkennbare Weise in seinen Grazien, deren Entwurf ebenfalls in jene Zeit fällt. Schon die mit Versen untermischte Prosa, und noch mehr die leichte und muntere Darstellungsweise erinnern an französische Vorbilder, namentlich an Chapelle und Chaulieu.

Mit dem scheinbar blossen Spiel seiner Phantasie schien er indeß einen ernsten Zweck verbunden zu haben. Er wollte den Uebergang des Menschen zeigen aus dem rohen Naturzustande zur Stufe einer verfeinerten Bildung. Ein glücklicher Umstand trug zur größern Verbreitung jenes Gedichts bei. Der Graf Bouflers, als geistreicher Mann und Dichter geschätzt, übersetzte während seines damaligen Aufenthalts in Wien die Grazien stückweise in's Französische und las sie einigen Damen vom ersten Range vor. Wieland gewann dadurch in jener Residenz zahlreiche Leser und Freunde, als man sich durch eine Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original überzeugte, wie weit jene hinter diesem zurückgeblieben war. Ein seltsames Spiel des Zufalls war es, daß Wieland durch einen Franzosen empfohlen werden mußte, er, der nie eine Vorliebe für die französische Poesie gezeigt, und dessen Muster vielmehr bisher Italiäner und Engländer gewesen waren, deren Geschmack mit dem französischen nie sonderlich harmonirte. Eine gewisse Aehnlichkeit hatte zwar seine Manier mit der französischen, und der Eindruck davon war um so stärker durch Wielands zufälliges Zusammentreffen mit dem Geiste der Lebensphilosophie, die sich von Frankreich aus damals immer mehr zu verbreiten anfing.

Ein treffendes Bild von dem Einfluß, den Wieland

damals auf seine Zeitgenossen ausübte, entwirft Goethe, der damals zu Leipzig studirte, im zweiten Bande seiner Selbstbiographie, Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben betitelt. »Ganz ohne Frage, sagt Goethe, besaß Wieland unter allen Dichtern jener Zeit das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen und gefiel sich und Andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Musarion wirkte am meisten auf mich unter so manchen seiner glänzenden Productionen. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles, was in Wielands Seele plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste; und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man

verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen machte.«

Von dem Eindruck, den seine Schriften auf das Publikum machten, erfuhr Niemand weniger als Wieland selbst. Aus den öffentlichen Critiken, größtentheils partheiisch, konnte er diesen Eindruck nicht kennen lernen. Ueberhaupt scheint er ziemlich unbekannt mit dem Gange der deutschen Literatur geblieben zu sein. Der Grund davon lag in seinen Verhältnissen. Die meiste Zeit brachte er in der Kanzlei zu, in den Rathssessionen und an seinem Actentische, ohne am Abend andere Gesellschaft zu finden, als an einem L'Hombretisch oder in häuslichen Cirkeln, wo seine Literaturkenntniß eben nicht erweitert werden konnte. Durch Gewohnheit fühlte er sich nicht unbehaglich in jenen einförmigen Verhältnissen, und ein unverwüstlicher Humor blickt selbst hervor aus seiner scheinbaren Verstimmung. »Wenn ich, schrieb er an Zimmermann, auch zuweilen schwermüthig werde, und mit dem Strumpfband in der Hand mich nach einem tauglichen Nagel umzusehen anfange, so besinne ich mich doch allemal so lange, bis wieder nichts daraus wird — ein überzeugender Beweis, daß ich noch etwas in mei-

nem Zustand finde, das der Versuchung, mich aufzuhängen, wenigstens das Gleichgewicht hält.«

Diese Zeilen hatte Wieland noch vor seiner Verheirathung geschrieben. Seine sehr glückliche Ehe zeigte ihm auch seine Amtsverhältnisse, über die er oft bitter geklagt, in einem minder ungünstigen Lichte. In einem Briefe an Riedel bittet Wieland diesen Freund, »sich die Sache eben nicht so gar gräßlich vorzustellen.« Ueber die meisten Nachmittage könne er (Wieland) frei disponiren, und seine Geschäfte gingen ihm leicht von der Hand. »Dafür bin ich aber auch, fügt er hinzu, einer der expeditivsten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tuskulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde (wozu in den nächsten zwanzig Jahren wenig Hoffnung ist) sehe ich auch keine Möglichkeit, eins zu bekommen. In Ermanglung dessen habe ich ganz nahe an unsrer Stadt, aber doch in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und, so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich im Sommer meine meisten müßigen Stunden zu, solus cum sola, oder ganz allein mit den Musen, Faunen und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesichte habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler un-

versucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfrischenden Geruch des Heu's; ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben soll, so lange und gut ich kann; auf der andern Seite lockt mir ein durch Gebüsche halb verdeckter Galgen fernher den Wunsch ab, daß ein halb Dutzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herumgehen sehe, daran hängen möchten. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe, ein langes angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem schönen schneeweißen Kirchthurme endet, und über demselben eine Reihe ferner, blauer Berge, aus denen im Abendrothe Horn, ein uraltes, seit kurzem von den jetzigen Besitzern neu aufgebautes Schlößchen hervorglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich alles, was mir unangenehm sein kann, vergesse, und, mit diesem Prospect vor mir, sitze ich an einem kleinen Tisch und — reime.«

So glücklich fühlte sich Wieland in der Gegenwart. Aber auch wegen der Zukunft, wenn sich sein Blick dahin verirrte, konnte er unbesorgt sein, nachdem er sich durch Pünktlichkeit und unermüdete Berufstreue das Vertrauen seiner Obern erworben. Seine ökonomischen

Verhältnisse überhoben ihn der Nahrungssorgen und sein stilles häusliches Glück war erhöht worden durch die Geburt einer Tochter. Nie hatte sich daher der Wunsch in ihm geregt, seine Lage mit einer andern zu vertauschen, und er wußte es anfangs seinen Freunden wenig Dank, als sie ihm eine andere Stellung zu verschaffen suchten, die, wie sie glaubten, mit seinen Fähigkeiten und Neigungen mehr harmonirte.

Der damalige Churfürst von Mainz wünschte zu einem größern Flor der Universität Erfurt auf mannigfache Weise beizutragen, besonders auch dadurch, daß er jüngere und thätigere Professoren dorthin berief. Durch eine im Gespräch zufällig hingeworfene Aeußerung Wielands, daß er nicht abgeneigt sei, ein academisches Amt zu bekleiden, hatte der Minister Graf v. Großschlag, längst ein Verehrer von Wielands Schriften, die Idee lebhaft ergriffen, ihren Verfasser, den er zu Warthausen persönlich kennen gelernt, nach Erfurt zu ziehen. Dort lebte Wielands Freund, der Professor Riedel, dem viel daran lag, ihn zum Collegen zu erhalten, und der daher mit Eifer für denselben Zweck wirkte. Zufrieden mit seinen bisherigen Verhältnissen, schwankte Wieland eine Zeitlang in einen neuen Wirkungskreis zu treten, den er nicht genau kannte. Ohnedies fesselten ihn Familienverhältnisse, Eltern, Schwie-

gereltern an Biberach. Die Trennung von seinem alten Vater ward ihm schwer. Aber auch von seiner neuen Lage selbst fürchtete er manche Unannehmlichkeiten. Eine der ersten war die Magisterpromotion, die er zu umgehen wünschte. »Magister zu werden, meinte er in einem Briefe an Riedel, werde sich für ihn um so weniger schicken, da er die Ehre habe, Comes Palatii Caesarei zu sein, und vermöge seines Diploms selbst fähig sei, Meister der freien Künste zu creiren.« Auch nachdem Riedel mannigfache Hindernisse zu beseitigen gesucht, und Wieland sich auf La Roche's Rath schriftlich an den Minister v. Großschlag gewendet hatte, schien er noch immer zu schwanken, ob er unter den ihm angetragenen, nicht unvortheilhaften Bedingungen seinen bisherigen Wirkungskreis mit einem andern vertauschen sollte.

Seine Bedenklichkeiten schildert ein Brief an Riedel, im Januar 1769 geschrieben. »Ich habe, äußert Wieland, allem Ansehn nach schon lange über die Hälfte meines Lebens gelebt, und ich sitze, was das Aeußerliche betrifft, da, wo ich sitze, gut — et si qua sede sedes — das wissen Sie. Es ist also sehr vonnöthen, alle möglichen Präcautionen zu nehmen, damit man nichts thue, was uns wieder reuen möchte. Denn meine Vaterstadt ist für mich wie meiner Mutter Leib;

wenn ich einmal draus bin, so komme ich nicht wieder hinein, und wenn ich mich nicht wirklich omni modo verbessere, so wäre ich ein Sot et demi, wenn ich den Hund im Nil agiren wollte.«

Ueberwogen ward Wielands Schwanken, ob er dem Ruf nach Erfurt folgen solle, durch die Vorstellung, dort die längst ersehnte Muse zu literärischen Arbeiten zu erhalten. Denn das Schreiben, in welchem ihm eine Professur der Philosophie mit dem Character eines Churfürstlich Mainzischen Regierungsraths und einem Gehalt von 600 Rthlr. zugesichert worden war, enthielt zugleich die schmeichelhafte Aeußerung, daß sein Name das Hauptmotiv gewesen sei, ihn nach Erfurt zu ziehen. Man sei, hieß es ausdrücklich in jenem Schreiben, zufrieden, wenn er nur komme, sollte er auch gleich nichts andres thun, als da sein, und machen, was ihm selbst gefalle. Diese Aussicht einer völlig unbeschränkten literärischen Thätigkeit hatte so viel Lockendes für Wieland, daß er sich sofort entschloß, den Ruf anzunehmen, und der Magisterpromotion, gegen die er früher Manches einzuwenden gehabt, sich zu unterwerfen.

»Muß es sein, schrieb er an Riedel — à la bonne heure, so werde ich, wie Don Quixote vor dem Wirth, von dem er zum Ritter geschlagen wurde,

vor Ew. Liebden niederknieen, und nach Empfang so vieler Schläge, als Sie wollen, und nachdem ich die Wache der Waffen, oder welche Buße Sie mir auferlegen, prästirt haben werde, um die Collation dieses edlen Ehrenzeichens der gebenedeiten Mantille (welche sich gegen das alte pallium philosophicum à peu près verhält, wie die Magistri nostri gegen die alten Philosophen) aus Ihren magisterlichen Händen zu empfangen.«

Während sich Wieland nach dem Augenblicke sehnte, der ihn mit seinem Freunde Riedel »für den Rest des Lebens vereinigen sollte, beschäftigten ihn mannigfache Pläne, zu deren Ausführung er die in Erfurt ihm gegönnt egrößere Muße benutzen wollte. »Briefe über die Literatur zu schreiben,« heißt es in einem Schreiben an Riedel, »sie in kleinen Bändchen in die Welt fliegen zu lassen, und durch einen Versuch dieser Art der Nation nützlich zu werden — dazu ist noch nie ein Zeitpunkt günstiger gewesen. Der Ton, wodurch wir uns von dem oft impertinenten Persifleur-Ton der allgemeinen deutschen Bibliothek und der Klotzischen unterscheiden werden, der Ton der feinen sokratischen Philosophie, der sanften, mehr wohlthätigen, als boshaften Ironie, eines Geschmackes, der sich auf Einsichten mehr, als launische Empfindung gründet, wird ein

solches Werk, unter andern dieser Art, wie ich hoffe, hervorstechend machen.«

Zu der in diesem Briefe mitgetheilten Idee war Wieland vielleicht durch Herder's Fragmente zur deutschen Literatur geführt worden. Sein Urtheil über den genannten Schriftsteller ist zu merkwürdig, um hier übergangen zu werden. »Noch nie, schrieb Wieland an Riedel, hab' ich einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz und griechische Literatur und Geschmack und Laune auf eine abentheuerlichere Weise durch einander gährt, als in Herder. Der Ton, worin dieser seltsame Mensch von mir und andern ehrlichen Leuten spricht, deucht mich das Lustigste dabei. Ich bin begierig, zu sehen, was noch aus ihm werden wird. Ein sehr großer Schriftsteller oder — ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.«

Die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Biberach benutzte Wieland, nachdem er die ihm noch obliegenden Kanzleigeschäfte pünktlich besorgt, zur Verbesserung seiner poetischen Schriften, die damals neu gedruckt werden sollten. Einen merkwürdigen Beitrag zu Wielands Characteristik liefert die Vorrede zu jener Sammlung. Längst zerfallen mit seinem frühern Freunde Bodmer, der sogar Spottgedichte gegen ihn gerichtet, folgte Wieland, der Vergangenheit sich dankbar erin-

nernd, nur den Eingebungen seines Herzens, als er dem greisen Dichter, gegen dessen verfehlte poetische Bestrebungen die Critik sich fast einstimmig erklärt, seine Dankbarkeit zu beweisen suchte.

»Ich widme, schreibt Wieland, diese Gedichte meinen alten und ehrwürdigen Freunden, dem Herrn Kanonikus **Breitinger** und dem Herrn Professor **Bodmer** in Zürich, zum öffentlichen Zeichen der dankbaren Erinnerung an die unverdiente Güte, womit sie mich in meinen glücklichen Jünglingsjahren überhäuft, und der Freundschaft, deren sie mich zu einer Zeit, da die Welt noch nichts von mir wußte, gewürdigt haben. Mit Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, zu gestehen, daß, wenn ich einiges Verdienst habe, es hauptsächlich dem vieljährigen vertrauten Umgange mit diesen zwei vortrefflichen Männern beizumessen ist. Aber mit gleicher Freimüthigkeit erkläre ich auch, daß ich diesen besondern Beweggrund nicht vonnöthen habe, um ihrem Geist, ihrem Character, und ihren wahren Verdiensten um die Philosophie und den Geschmack eine Hochachtung zu widmen, die nur mit meinem Leben aufhören kann.«

Den 24. März hatte Wieland das churfürstliche Dekret, nebst einem sehr verbindlichen Schreiben des Statthalters erhalten. Immer näher rückte der Zeit-

punkt, wo er sich trennen sollte von seiner Vaterstadt. Man entließ ihn dort ungern, und mehrere Merkmale gaben ihm, wie er an Geßner schrieb, »zu erkennen, daß seine Herren und Obern sich etwas einbildeten auf ihren Landsmann.« Zwei Tage nach Pfingsten trat er die Reise an, außer seiner Frau und einem etwa »drei und zwanzig Wochen alten Töchterlein« von Fritz La Roche, einem Sohne seines Freundes, und einer schon bejahrten Jungfrau begleitet, die über zwanzig Jahre in seiner Familie in Diensten gestanden und nicht von dem Entschluß abzubringen gewesen war, ihn auf der Reise nach Erfurt zu begleiten. Sie ging über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Coburg, Frauenwalde, Ilmenau und Arnstadt.

Es war den ersten Juni 1769, als Wieland, nachdem er Hitze, Staub und andere Unannehmlichkeiten in reichem Maße ertragen, in Erfurt anlangte, seiner eignen Beschreibung nach, »einem Ritter von der traurigen Gestalt um ein gutes Theil ähnlicher, als einem der sieben Weisen.« Das Schicksal hatte ihn wieder zurückgeführt zu dem Orte, wo er seine philosophischen Studien begonnen, und ihm ein Amt verliehen, zu dem er früher wenig Neigung in sich verspürte. »Welche Figur, heißt es in einem noch in Biberach geschriebenen Briefe an Riedel, welche Figur werde ich spielen unter

den neumodischen, süßen, philosophischen, literarischen Kleinmeistern, womit die Baumgartensche, Meinhardsche und Klotzische Schule Sachsen angefüllt haben? Ich verspreche, tröstete er sich, mich so ganz leidlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne große Bewegungen und viele Maschinen dazu zu gebrauchen, den Sachen eine andere Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.« In jedem Falle glaubte er sich der Hoffnung überlassen zu können, mit den Dichtern, Philosophen und Critikern seiner Zeit in nähere Berührung zu kommen, als es ihm in seinen bisherigen Verhältnissen möglich gewesen war.

Unter den Gelehrten, die damals als Professoren in Erfurt angestellt, zum Flor dieser Universität beitragen sollten, befanden sich, außer Riedel, unter andern J. G. Meusel, als Literator und Statistiker späterhin rühmlich bekannt, Chr. H. Schmid, Verfasser einer damals vielgelesenen Theorie der Dichtkunst und anderer belletristischen Schriften, und K. F. Bahrdt, eben so berühmten als berüchtigten Andenkens. Keiner von diesen talentvollen Köpfen hatte damals schon einen so fest begründeten literarischen Ruf als Wieland, der von mehrern seiner Collegen schon deshalb beneidet werden mochte. Vorzüglich aber fühlten sie sich verletzt durch seine Ernennung zum ersten Professor der Phi-

losophie. Der Neid, womit sie ihn betrachteten, erhielt neue Nahrung, als ein churfürstliches Dekret ihn sieben Monate nach seiner Ankunft auch zum außerordentlichen Beisitzer des Concilii academici und zum Mitgliede der churfürstlichen Commission bei der Academie ernannte. Daß man beabsichtige, Wieland und Riedel an die Spitze der Universität zu stellen, war ein Gerücht, das, obschon völlig grundlos, vielen Glauben fand, und jedenfalls dazu beitrug, die Spannung zu unterhalten, die bereits zwischen Wieland und seinen Collegen herrschte.

Riedel war fast der einzige, an den er sich näher anschloß. Gänzlich vermeiden konnte er jedoch selbst nicht Männer, wie Schmid und Bahrdt, die ihm gleich verhaßt waren, jener wegen seiner Marktschreierei in seinen literarischen Bestrebungen, dieser wegen des üblen Rufs, in dem er schon damals stand. Traf er auch sonst nicht oft mit beiden zusammen, so fand er sie gewöhnlich in einem wöchentlichen Abendcirkel, dessen Mitglieder Baumer, Schorch, Jordan, Simon u. a. Professoren waren. Außerdem besuchte er wenig Gesellschaften in Erfurt. Der herrschende Ton, der sich in einer gewissen natürlichen Derbheit gefiel, behagte ihm nicht, was manchen vielleicht be-

fremden mochte an dem Verfasser der komischen Erzählungen.

Die Einsamkeit ward ihm wieder lieb, und gern entsagte er den Freuden des geselligen Lebens, die nie großen Reiz für ihn gehabt, seit er eine freundliche Gartenwohnung bezogen. Im Gasthofe zum Schwan, hinter dem Schottenkloster war es, wo er ein Asyl gefunden, das in jeder Hinsicht seine mäßigen Wünsche befriedigt. Er fühlte in seinem ganzen Umfange das Glück, seiner Familie, sich selbst und den Musen ungestörter leben zu können, als es seine Verhältnisse in Biberach ihm gestattet hatten. Um so mehr befremdete ihn das Gerücht, er sehne sich wieder hinweg von Erfurt. »Wer Ihnen gesagt hat, schrieb er den 9. December 1769 an Gleim, es behage mir hier in Erfurt so schlecht, daß ich meine Stelle gegen die schlechteste in Halle vertauschen würde, hat Ihnen eine insolente Unwahrheit gesagt. Ich begreife nicht, woher solche Gerüchte kommen können, und schreibe sie Leuten zu, die der hiesigen Akademie nicht viel Gutes gönnen. Ich habe alle ersinnliche Ursachen, gern hier zu sein. Der Churfürst giebt mir alle Proben von Distinction und Vertrauen, die ich nur wünschen kann. Sein erster Minister, Baron v. Großschlag, liebt mich und schreibt mir Briefe, die des Drucks würdig sind. Unser

Statthalter überhäuft mich mit Merkmalen freundschaftlicher Gewogenheit. Ich lebe in der vollkommensten Freiheit, und was ich für die Academie thue, wird mir mehr für ein Verdienst, als für eine Schuldigkeit angerechnet. — Mit Einem Wort, ich bin so zufrieden mit meinem Schicksal, als man es sein kann, und habe noch nie daran gedacht, meine Stelle selbst gegen die beste an irgend einem Orte zu vertauschen. — So lange der Himmel unsern vortrefflichen Churfürsten erhält, habe ich nichts zu besorgen, und ich würde undankbar sein, an eine Veränderung zu denken.«

Zu dem Gerücht, daß er Erfurt verlassen wolle, mochte Wieland vielleicht selbst Anlaß gegeben haben, als er, entrüstet über den rohen Ton, der damals unter den Studirenden herrschte, in raschem Unmuth an Geßner geschrieben hatte: »Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! — Zu Menschen soll ich sie bilden diese Leute! Bona verba quaeso! Was für ein Thaumaturg müßte ich sein!«

Ungeachtet dieser Aeußerungen gab er die Hoffnung nicht auf, auch dem verderblichen Geiste, der unter der damaligen Studentenwelt herrschte, eine bessere

Richtung zu geben. Zu diesem Zwecke sollten seine öffentlichen Vorträge über die Geschichte der Menschheit wirken, bei denen er ein bekanntes Werk von Iselin über diesen Gegenstand zum Grunde gelegt hatte. Zugleich erläuterte er Montesquieu's berühmtes Werk vom Geist der Gesetze. Ein Compendium von Formey diente ihm als Leitfaden bei seinen späterhin gehaltenen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Zu diesen Vorträgen trat noch ein Collegium über allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste. Auch erklärte er einige Lustspiele des Aristophanes und die Briefe des Horaz. Für die Literärgeschichte ward er thätig durch eine historisch-kritische Uebersicht der besten griechischen, lateinischen, italiänischen, englischen und französischen Schriftsteller. Unter mehrern andern Lehrvorträgen fand auch ein Collegium, vor zahlreichen Zuhörern gehalten, großen Beifall. Unter diesen befand sich auch Wilhelm Heinse, der späterhin so berühmt gewordene Verfasser des Ardinghello, der unerschöpflich war in dem Lobe Wielands, und in seinen Briefen an Gleim nicht genug rühmen konnte, wie groß der Einfluß gewesen, den Wieland auf den Geist und selbst auf die Sitten seiner Zuhörer ausgeübt durch die Lehren ächter Lebensweisheit, die er durch sein eignes Leben bewährte.

Am liebenswürdigsten erschien er in seinem Familienkreise. Mit Begeisterung äußert Heinse, der sich ihm, wie alle bessern Köpfe unter den Studirenden, innig angeschlossen, sich hierüber in einem Briefe an Gleim. »Unser Wieland, schrieb er, hat zwei Töchterchen; mit diesen scherzt, plaudert und kurzweilt er. O könnten Sie nur minutenlang das Vergnügen genießen, ihm hiebei zuzusehen! Jedes Lallen, jedes Wörtchen, jeder Blick, jede Miene, jede Gebehrde ist dem tiefsehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philosophie des menschlichen Herzens und der musikalischen Sprache. Mit einem Blicke, nur mit einem einzigen sollte der Bürger von Genf, der Verfasser der Schrift über die Ungleichheit der Menschen, diese Vaterliebe sehen; reisen durch ganz Europa würde er dann gewiß, und stehlen und verbrennen dieses sein Buch. Wenigstens würd' er es widerrufen, daß die vage Liebe des vaterlosen wilden Zustandes des menschlichen Geschlechts die glückselig machende Liebe sei.«

Wieland selbst gestand in einem Briefe an seine Freundin Sophie La Roche, daß er »das Vergnügen mit seinen kleinen Kindern zu spielen, allem Vergnügen der Welt vorziehe.« Das verdanke er, meinte Wieland, den Grazien, die überhaupt für ihn sehr wesentliche Gottheiten wären. Die Grazien,

schrieb er bei Uebersendung des unter diesem Namen verfaßten, im Juli 1770 vollendeten Gedichts, »die Grazien thun mir unendlich viel Gutes; sie geben meinen Gedichten Reiz, mir zuweilen Heiterkeit und noch öfter Zufriedenheit mit meinem Zustande; kurz, sie sind meine Schutzgöttinnen; und ich werde ihnen bis zum letzten Lebensaugenblicke dienen. — In einem spätern Briefe an die obenerwähnte Freundin findet sich die Stelle: »Nie, mit Gottes und meines gesunden Menschenverstandes Hülfe, werde ich eine andere Philosophie haben, als die der Grazien. Ich betrachte alles, so viel ich kann, im mildesten Lichte, in einer Art von Helldunkel oder Mondlicht, welches mir viele Fehler verbirgt und die Schönheiten rührender macht. — Ich bin vielleicht in meinen Phantasien und Gefühlen eben so idealisch, d. h. eben so thöricht, als der entschiedenste Enthusiast; aber meine Thorheit thut mir wohl an Seele und Leib, und niemals übel.«

Nichts weniger als das Ideal eines Weisen sollte auch der Diogenes von Sinope sein, dessen Dialogen Wieland noch während des Sommers 1769 herausgegeben hatte. Auch ohne Lucian's Vorliebe für jenen Sonderling, mußte schon die Untersuchung für Wieland Interesse haben, wie ein Mann wohl hätte sein können, über den so seltsame und widersprc-

chende Gerüchte herrschten. Jenen Stoff behandelte er mit poetischer Freiheit, und gab seinem Helden weniger Cynismus und mehr ächte Lebensweisheit, als man ihm bisher gewöhnlich zugestanden. Das kleine Werk, mit abwechselnd ernsten und komischen, sentimentalen und satyrischen Schilderungen, empfahl sich besonders durch eine Basis von Sokratischer Philosophie. Den ziemlich allgemeinen Beifall, den das Buch fand, scheint nur die katholische Geistlichkeit nicht getheilt zu haben.

An Sophie La Roche, die ihm gemeldet, welche freundliche Aufnahme sein Werk in Warthausen gefunden, schrieb Wieland: »Auch in hiesigen Landen wird diesem sokratischen Diogenes von allen Seiten, Orten und Enden her entgegen gejauchzt. Dagegen sind die Mönche desto weniger mit der Vorrede zufrieden. Sie sollen unter der Hand ihre Klagelieder schon an den Herrn Statthalter gebracht haben, und es ist kein Zweifel, daß sie ein noch jämmerlicheres Miserere zu Mainz anstimmen werden. Ich weiß nicht, inwiefern sie Gehör gefunden; aber ich werde Ihnen ein Detail von Umständen vorlegen, aus denen sie mit mir begreifen werden, daß man leichter einen Mohren weiß waschen, als die — — emporbringen könnte. — Wenn ich ruhig leben wollte, müßte ich meinem Geist und meinem Humor, meiner Philosophie und meiner

Denkart, meiner Liebe zur Literatur, meinem Geschmack, kurz meinem ganzen Ich entsagen, wie man in der Taufe dem Teufel entsagt und allen seinen Werken und Wesen. — Daß gerade die Stücke von Diogenes, welche Sie mir genannt haben, Ihnen und La Roche am besten gefallen würden, hab' ich vorausgesehen. Begierig bin ich zu hören, was La Roche zu der Republik sagen wird. Ich halte sie für mein Meisterstück. Die meisten Leser sind Köpfe, wie — die Kohlköpfe, hauptsächlich unter dem gelehrten Volke. Alle diese Leute bewundern die Rede über den Mann im Monde als eine — Satyre gegen die alten Sophisten, und die Republik des Diogenes als eine Satyre gegen die Republik des Plato. Und das sind Leute, die sich mit dieser Entdeckung für sehr feinsinnig halten. Unendlich schmeichelhaft ist mir der Beifall Ihrer vortrefflichen Gräfin gewesen. Das Wort, welches ihr mißfällt, würde nicht in meinem Buche sein, wenn ich selbst spräche. Allein Diogenes der Cyniker ist's, welcher spricht. Ich habe ihn so verschönert, daß ich wohl hie und da einen Zug von Cynismus anbringen mußte, um den Mann für die Herren Gelehrten nicht ganz unkenntlich zu machen.«

Ein späterer Brief Wielands an seine Freundin enthält das Geständniß, daß er über manche Dinge,

die sich auf den moralischen Theil der menschlichen Natur bezögen, nicht mehr so denke, wie ehemals, und z. B. die Clarissen, die Carl Grandison's und ähnliche Werke nicht liebe, aus dem einzigen Grunde, weil sie ihm zu vollkommen wären. »Vielleicht hab' ich Unrecht, schrieb er; sollte ich aber Recht haben, so spotte ich doch nicht über ihre Denkart. Ich halte vielmehr dafür, daß die Verschiedenheit der Ansichten der Dinge von der Natur herrührt, und ihr nicht weniger gemäß ist, als der Unterschied, den sie in den Gesichtern, in den Temperamenten, und in allem macht, was damit in Beziehung steht; und wofern die öffentliche Ruhe und das allgemeine Wohl nicht darunter leidet, behaupte ich, es müsse erlaubt sein, daß der Eine für heilig halte, was dem Andern als sehr profan erscheint; daß der Eine mit dem ein Spiel treibe, was der Andere für sehr ernst und wichtig nimmt u. s. w.«

So suchte sich Wieland als humoristischer Schriftsteller, wofür er gelten wollte und nach seinen Anlagen auch wohl gelten konnte, von den Fesseln zu befreien, die den Flug seines Geistes hemmten. Aber auch die öffentliche Meinung mußte er bekämpfen, die den Ton, den er in seinen Schriften angestimmt unter der Würde eines Professors der Philosophie zu halten schien. »Man glaubt hier seit undenklichen Zeiten, schrieb

er, die Geistesschwere, gewöhnlich Gravität genannt, sei eine wesentliche Eigenschaft eines academischen Lehrers, und man kann oder will nicht sehen, daß ein Autor, der für das Publikum und für Menschen von Geist schreibt, nicht wie ein Schulmeister schreiben darf.«

Ungeachtet dieser Aeußerungen glaubte er doch seinen Beruf als Professor auch in literärischer Hinsicht rechtfertigen zu müssen. Dies sollte geschehen durch eine Geschichte des menschlichen Geistes, und dies Werk, zu welchem er bereits den Plan entworfen, dem Churfürsten zugeeignet werden. »Gefällt Ihnen dies Vorhaben, schrieb er an Bodmer, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir aus dem reichen Schatz Ihrer Lectüre, Erfahrung und Meditation gelegentlich einen Beitrag liefern wollten. Denn ich möchte nicht gern einen Philosophen von der Art agiren, in welche Aristophanes den ehrlichen Sokrates travestirt hat. Das bene mereri de humano genere hat einen mächtigern Reiz für mich als jemals.«

Der erwähnte Entwurf blieb unausgeführt, und ward vielleicht verdrängt durch poetische Arbeiten. Vorzüglich beschäftigte ihn damals der Neue Amadis. »Ich muß, schrieb Wieland, in Einem Zuge daran arbeiten, aus Besorgniß, daß ich bald den Geschmack

daran verlieren möchte.« Bald kehrte er jedoch wieder zu philosophischen Studien zurück, die ihm schon sein amtlicher Beruf zur Pflicht zu machen schien, wenn ihn auch seine Neigung nicht dazu getrieben hätte. Gewissermaßen Bruchstücke einer Geschichte des menschlichen Geistes, die er hatte schreiben wollen, sind alle die Werke Wielands, die in die Jahre 1770 — 1772 fallen. Das Studium der Menschennatur ward sein angelegentlichstes Geschäft. In den Aufsätzen: Was ist Wahrheit? und Welchen Zweck hat die Philosophie? hatte er sich zwei wichtige Fragen vorgelegt, ohne sich einzubilden, daß er mit den kurzen Antworten, die er darauf gab, seinen Gegenstand erschöpft habe. Viel Mühe gab er sich, die irrigen Ansichten Rousseau's zu berichtigen, die dieser berühmte Schriftsteller damals in zwei Preisschriften niedergelegt. Seine Betrachtungen über Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen fügte er, gewissermaßen als Ergänzung, einen Aufsatz bei über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sei. Auch durch Beispiele wollte er den Contrast zeigen zwischen diesen Ideen Rousseau's und der Beschaffenheit der menschlichen Natur. Zu diesem Behuf schrieb er, außer der bereits früher erwähnten Republik des Diogenes,

einen Roman Korkor und Kikequetzel betitelt, und die Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfanaris. Das Resultat seiner eignen Forschungen war, nach seinen eignen Aeußerungen: »die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens sei das große Ziel aller Bestrebungen, die die Natur in den Menschen gelegt habe, und also der Natur eben so gemäß, als die Einfalt, insofern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, so wie bei dem einzelnen Menschen, sei.«

Zu den schönsten Erwartungen für beide schien ihn die Morgendämmerung zu berechtigen, die für die Geistesfreiheit hervorzubrechen schien, seit einer der größten Monarchen seines Jahrhunderts, Joseph II., den Jesuitenorden und die meisten Klöster in den österreichischen Staaten aufgehoben und dadurch die Gewalt des Mönchthums auf mannigfache Weise beschränkt hatte. In jene Zeit (1773) fällt Wielands Roman: der goldene Spiegel. Er hatte dem Kaiserl. Staatsrath Freiherrn v. Gabler zu Wien, der auch als dramatischer Dichter nicht unvortheilhaft bekannt war, das erwähnte Werk zugeeignet. Wielands Gefühl spricht sich unverkennbar aus in dem Schreiben, mit welchem

er dies Geschenk begleitete. »Wenn ich jemals, heißt es in jenem Briefe, nach dem Beifall von Principibus viris gestrebt habe, so geschah es in diesem Buche, wodurch ich unter dem Vehiculo einer ergötzenden Erzählung große, gemeinnützige, freimüthige und zum Theil kühne Wahrheiten den Edlen und Großen unserer Nation vor Augen gelegt habe. Sie werden zu Ende des dritten Theils eine Stelle finden, die nur auf einen Fürsten paßt, unter allen, die gewesen sind. Schon seit geraumer Zeit suchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz für diesen wahrhaft großen Herrn erfüllt, irgend einen Ausgang; und immer hielt mich die Besorgniß zurück, die Welt möchte das, was ein bloßes Ueberfließen eines gerührten Herzens gewesen wäre, irgend einer Nebenabsicht beimessen, wovon ich doch weit entfernt bin. Aber da sich in dem Fortgang meines Buchs für die Könige eine so natürliche Gelegenheit darbot, meinem Herzen freien Lauf zu lassen, und es zugleich auf eine von allem Verdacht einiger Prätension gänzlich freie Art zu thun, so konnte ich nicht widerstehen.«

Daß sein Werk, wie er schrieb, »das unerwartete Glück gehabt habe, von der Bücher-Censur-Commission in Wien und Prag gebilligt zu werden,« schien ihm von guter Vorbedeutung. »Bald möcht' ich, schrieb

er, in prophetischer Begeisterung, mit Virgil ausrufen: Jam redit virgo, redeunt Saturnia regna. Und billig erwarten wir von Josephs Zeiten alles, was schön und gut, und groß und herrlich ist. Glücklich, wer gelebt hat, seine Tage zu sehen, glücklich, wer dazu ersehen ist, bei dem glorreichen Werke, ganze Nationen zu bilden, zu erleuchten und glücklich zu machen, sein Gehülfe zu sein.«

In einem damaligen Briefe an seine Freundin Sophie La Roche äußerte Wieland, daß er mit einer nicht gewöhnlichen Unerschrockenheit den Großen der Erde einen Spiegel vorgehalten habe, der ihnen wahrlich nicht schmeichle. »Sein Sie deshalb ohne Furcht, schrieb er. Ich fürchte weder Bastille, noch Löwengrube, noch feurigen Ofen. Habe ich auch nicht die Ueberzeugung, daß die Fürsten und Minister meines Buches willen mich mehr lieben werden, so bin ich doch gewiß, daß sie sich wohl hüten möchten, mir eine böse Miene darüber zu machen. In Ansehung Ihrer, meine theure Freundin, täusche ich mich gewiß nicht, wenn ich darauf rechne, daß Sie mich, nachdem Sie dies Buch gelesen, von ganzer Seele lieben werden.«

Nicht zu viel sagt ein geistreicher Schriftsteller von jenem Roman, wenn er behauptet, er umfasse das monarchische Staatsleben in allen seinen Abstufungen, und

die verschiedenen Regierungsmaximen, die Verhältnisse der Politik und Religion, die Verhältnisse der drei Stände gegen einander und zum Staatsoberhaupt, das dadurch bewirkte Steigen und Fallen der Staaten seien dort so treu dargestellt, daß schon daraus viel Belehrung zu schöpfen sein würde, wenn sie auch nicht ausdrücklich eingewebt wäre über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung, öffentliche Erziehung und Prinzen-Erziehung, kurz über die wichtigsten hieher gehörigen Punkte.

Nur bei fast gänzlicher Zurückgezogenheit und anhaltendem Fleiße hatte Wieland während seines kaum dreijährigen Aufenthalts in Erfurt so viel als Schriftsteller leisten können, wie er wirklich geleistet. Ohnedies ward er oft unterbrochen in seinen literarischen Bestrebungen, theils durch Arbeiten, die ihm die Churmainzische Regierung übertrug, theils durch Aufforderungen zu zweckmäßigen Vorschlägen, wie durch Berufung tüchtiger Lehrer der Flor der Universität zu befördern sei. Auf Wielands Empfehlung wurde Froriep und Springer nach Erfurt gerufen, jener als Professor der Theologie, dieser als öffentlicher Lehrer des Staatsrechts und der Kameralwissenschaften. Doch nicht blos von der Berufung geeigneter Individuen für erledigte Lehrfächer, meinte Wieland, hänge der Flor

der Universität ab. »Nothwendig ist es auch, schrieb er, darauf Bedacht zu nehmen, daß diejenigen beibehalten werden mögen, die schon da sind, und der Academie wirklich Ehre machen und gute Dienste thun, und noch weit größere thun könnten, wenn sie nur nothdürftig unterstützt würden.«

In dieser Hinsicht verwandte sich Wieland unter andern für Meusel wegen einer Gehaltserhöhung, damit »dieser wackre Mann nicht gezwungen wäre pro pane quotidiano zu schreiben, da er Fähigkeiten habe, Werke zu unternehmen, die der Universität und ihm selbst viele Ehre bringen würden, und er aus Mangel an Subsistenz gehindert würde, manche nützliche, aber viele Zeit wegnehmende Collegien zu lesen, weil er genöthigt sei, seine meiste Zeit zum Schreiben, und unglücklicherweise zum Vielschreiben, zu verwenden.«

Während Wieland so die Lage Anderer zu verbessern bemüht war, überhob seine eigene ihn nicht der Sorgen, mit seiner Familie anständig leben zu können. Sein Gehalt war mäßig, und er hatte wenig Gewinn von seinen Lehrvorträgen, so zahlreich sie auch besucht wurden. Auch ohne innern Trieb dazu, hätte er zur Schriftstellerei seine Zuflucht nehmen müssen. Nur von seinem anhaltenden Fleiß, nicht von der Gnade seines Fürsten, hoffte er eine Verbesserung seiner Lage.

Lebhaft äußert sich Wielands Unmuth in einem Briefe an Gleim. »Ich möchte ungeduldig darüber werden, schrieb er, daß ich in den nämlichen Tagen, die ich mit meinem Gleim in süßem, freundschaftlichem Müßiggange zuzubringen hoffte, vom Morgen bis in die Nacht über meinen Schreibtisch gebückt sitzen und schreiben muß, woran ich nie gedacht hätte, wenn ich mein eigener Herr wäre. Aber zu Ihnen kommen kann ich nicht; es ist unmöglich. Ich bin mit einer Arbeit beladen worden, die ich weder ablehnen konnte, noch aufschieben kann. Ich arbeite mich hypochondrisch und krank. — Aber, mein lieber Gleim, was thut nicht ein weiser Mann, wenn er — muß? Und was thut ein Vater nicht, wenn er durch seine Arbeit das Schicksal seiner Kinder zu verbessern hofft? — Ich kenne die Großen; Dankbarkeit ist selten ihre Tugend. Indessen hofft man doch immer glücklich genug zu sein, und eine Ausnahme anzutreffen. Man versucht alles; reüssire ich, so verschaffe ich mir eine ungleich bessere Situation, und dann soll — das schwöre ich zu den Grazien und der Freundschaft — gewiß kein Jahr vorübergehen, in welchem ich nicht acht Tage mit meinem Gleim verlebt hätte. Das ist alles, was ich zu Ihrem und meinem Troste für jetzt sagen und hoffen kann.«

Einzelne Ausflüge nach Weimar, die er dann und wann unternahm, mußten ihm Ersatz bieten für eine größere Reise, die weder seine beschränkte Zeit, noch seine pecuniären Verhältnisse erlaubten. Als ihm einst in der genannten Residenz Lessings Emilie Galotti in die Hände fiel, begeisterte ihn dies Trauerspiel zu einem von Lob überströmenden Briefe an den Verfasser. »Es war das erste Schreiben, äußerte Wieland, das ich an diesen großen Mann gerichtet.« Literärische Bekanntschaften und Verbindungen anzuknüpfen, und einen Briefwechsel zu unterhalten zu Verfolgung schriftstellerischer Zwecke, fühlte er kein eigentliches Bedürfniß, da er sich sagen mußte, wie viel literärische Pläne er schon hatte aufgeben müssen, weil es ihm an Zeit mangelte, sie auszuführen. So war der Kreis seiner auswärtigen Freunde, mit denen er in Correspondenz stand, verhältnißmäßig nur gering. Er schrieb an wenige, und meistens nur an solche, die sich zuerst an ihn gewendet. In einen engern Freundschaftsbund war er mit Gleim und J. G. Jacobi getreten. »Beide, schrieb er an Sophie La Roche, gehören zu der kleinen Zahl der schönen Geister, die eine zu schöne Seele haben, um des Neides und der Eifersucht fähig zu sein, und Sie wissen, daß solche zu den weißen Raben gehören.« Späterhin lernte er auch Jacobi's jüngern Bruder, Friedrich

Heinrich, kennen und schätzen. »Sie haben Recht, schrieb Wieland an diesen, wenn Sie mich einen glücklichen Mann nennen. Ich bin es wirklich, da ich meinen Grazien die Freundschaft meines Gleim und der Brüder Jacobi zu danken habe. Wie viele schöne Seelen würden mir unbekannt geblieben sein, welcher süßen Zufriedenheit, welcher göttlichen Wollust der Seele in dem Gedanken, von ihnen geliebt zu sein, würde ich entbehrt haben, wenn mir jene holden Göttinnen nicht den Gedanken eingehaucht hätten, ihre Philosophie und ihre Geschichte zu singen! Die Natur hat nie Unrecht, lieber Jacobi! Keine Liebe gleicht der, welche wir für diejenigen fühlen, in denen wir uns gleichsam vervielfältigt sehen. Ich empfinde es in dem Innersten meines Herzens, daß ich Sie, Ihren Bruder und unsern Gleim eben so innig, durch einen eben so sanften, eben so mächtigen Zug der Natur liebe, wie meine Kinder, zwei kleine liebe Mädchen.«

Verhehlen konnte sich jedoch Wieland nicht, daß in jenem Kleeblatt von Freunden ihn eine vorherrschende Neigung, eine Art von Geistesverwandtschaft zu Johann Georg Jacobi zog. Er pflegte ihn seinen eigenen Dichter zu nennen, und freute sich innig über seines Freundes Streben, in der Poesie das Ideal von Vollkommenheit zu erreichen, das vor seiner Seele

schwebte. »Ich kann Ihnen nicht sagen, schrieb Wieland, wie sehr ich Ihre aufrichtige, unverfälschte Bescheidenheit, dies schüchterne Mißtrauen in sich selbst, diese Bereitwilligkeit, dem Genius des Schönen alles aufzuopfern, was nicht innerlich Werth genug hat, oder vollendet genug ist, um einen Platz in seinem Tempel zu verdienen — wie sehr ich alle diese Züge, welche zugleich das edle Herz und das ächte Genie bezeichnen, an Ihnen liebe.«

Die neueste Ausgabe von Jacobi's poetischen Werken, vom Jahre 1819, beweist, wie nützlich ihm die Critik Wielands geworden, der oft bei seines Freundes Gedichten über Ausdruck, Ton, Versbau sich bis auf das kleinste Detail einzulassen pflegte. Daher wechselten in Wielands Briefen an Jacobi oft Lob und Beifall mit Tadel und mit Rath ab, ohne daß ihre freundschaftlichen Gesinnungen dadurch auf irgend eine Weise gestört wurden. »Die meisten Ihrer bisherigen Gedichte, schrieb Wieland, haben einen eigenthümlichen Character von schöner einfältiger Natur, feiner Empfindung, sanfter Freude und von einer gewissen moralischen Grazie, welche sich leichter fühlen, als definiren läßt. Diese wahren und rührenden Schönheiten werden eine auserlesene Sammlung Ihrer Poesien ganz gewiß unsterblich und classisch machen. Aber dennoch

wünschte ich nicht, daß Sie immer in dem gleichen Tone fortführen. Man erschöpft sich gar zu leicht, wenn man sich blos auf eine Art sanfter Empfindungen und leichter lachender Bilder einschränkt, und auch der gefühlvollste Leser kann sich endlich einer gewissen Sätietät nicht erwehren. Hier ist kein besserer Rath, als der, den ich die Freiheit genommen habe Ihnen zu geben. Vos exemplaria graeca — Rem tibi socraticae etc. Einem Jacobi brauche ich kein Wort mehr hierüber zu sagen.«

Noch fester geknüpft ward das innige Freundschaftsband, das ihn an die Gebrüder Jacobi fesselte, durch ihre persönliche Bekanntschaft. Er fand sie zu Ehrenbreitstein, wo er im März 1771 seinen Freund La Roche besuchte, der dort als Geh. Conferenzrath am Trierschen Hofe mit seiner Familie lebte. Am rührendsten war das Wiedersehen seiner Jugendfreundin Sophie. »Sie ging, wie J. H. Jacobi erzählt, ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen. Wieland aber, statt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände, und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon nachzuahmen fähig sein möchte: Wieland! o ja, Sie sind es! Sie sind noch immer mein lieber Wieland! Von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete Wieland sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten. — Wieland

kam auf mich zu, drückte mir die Hand, und sagte zu mir: Die Mühe, gelebt zu haben, lohnt sich doch, lieber Jacobi; der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viel sein; wenn sie nur zu einer Stunde führen, wie diese ist; die ersetzt Alles.«

In einem Briefe Jacobi's hat sich eine Schilderung von Wielands äußerer Gestalt aus jener Periode seines Lebens erhalten. Jacobi beschreibt ihn als einen zarten, hagern Mann, von mittelmäßiger Größe. »Beim ersten Anblick, schreibt er, scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend; denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Gebehrde das Feuer seines Geistes und der Character seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurf zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken oder eine Situation durchgeschaut und durch-

empfunden hat; bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte.«

Zu den Eigenschaften, die, nach Jacobi's Ausdruck, »Wielands Character eben so liebens- und verehrungswürdig machten, als sein Genie,« rechnet Jacobi »die natürliche, schöne und männliche Empfindsamkeit seiner Seele; die unzerstörbare Güte seines Herzens; seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen; seine ungeheuchelte Bescheidenheit und unglaubliche Aufrichtigkeit.« Oft kehrte dem treuen Freunde, noch in seinem Greisesalter die Erinnerung zurück an die schönen Tage, wo er Wieland und Sophie zum erstenmal gesehen, und sie begleitet auf einer damaligen Fahrt auf dem Rhein.

Jene freundschaftlichen Verhältnisse wurden für Wieland noch besonders wichtig durch den Einfluß des jüngern Jacobi, Friedrich Heinrich, dessen feiner kritischer Tact sich ihm zuerst offenbart hatte, als sie mit einander die Grazien gelesen. Wiederholt hatte Jacobi den Wunsch geäußert, daß Wieland seinen noch immer unbeendigten Agathon vollenden möchte. Durch eine Pränumerationsanzeige, von Jacobi in Wielands Namen abgefaßt, sollte eine neue und verbesserte Ausgabe jenes Romans bewerkstelligt werden, und zwar auf eine Weise, daß der Verfasser desselben sich einigermaßen belohnt sähe für sein Geistesproduct. »Meine Gemüthsart, schrieb Wieland an Geßner, ist nicht zur Habsucht geneigt; meiner Begierden sind wenig, und diese wenigen sind mäßig. Ich bedarf wenig für mich selbst.

Aber in diesem Augenblicke spielen drei kleine allerliebste Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Thräne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schätze für sie sammeln; aber ich könnte doch etwas für sie thun.«

Als nun Wieland sich fleißig beschäftigte mit der Vollendung des Agathon, revidirte Jacobi das Manuscript, und theilte, eh' es dem Druck übergeben ward, dem Verfasser manche feine kritische Bemerkungen und Vorschläge zu Abänderungen mit, die Wieland im Allgemeinen freundlich aufnahm und benutzte, in einzelnen Fällen jedoch auch seine eigene Ueberzeugung mit Nachdruck geltend machte. »Was die Dispüte des Hippias und Agathon betrifft, schrieb er unter andern, so kann ich darin nicht Ihrer Meinung sein. Ich habe die Antwort, die Agathon dem Sophisten giebt, nochmals wohlbedächtig durchgelesen, und ich finde, daß sie nicht nur die einzige ist, welche Agathon nach seiner damaligen Denkart dem Sophisten geben mußte, sondern auch die beste, allgemein überzeugendste, die irgend ein Mensch demjenigen geben kann, der die Tugend für ein Hirngespinst hält; daß also wohl diese Stelle nicht das sein kann, was Herrn Lessing bewegen konnte zu sagen: das Resultat dieses Buches sei, daß die Tugend sei ich weiß nicht was. Aber, sagen Sie, dieß ist nicht genug, allen Mißdeutungen, allen schädlichen Eindrücken abzuhelfen, die das System des Hippias verursachen kann. Es sollte mir leid sein. Aber in diesem Falle weiß ich keinen andern Rath, als den ganzen

Discurs des Sophisten zu vernichten. Ueberhaupt finde ich, daß Ihr ganzes Räsonnement über diesen Punkt nichts oder zu viel beweist; denn entweder ist nichts daran gelegen, daß manche Leute mich aus Schwachheit oder Flüchtigkeit nicht recht verstehen, oder, wenn man auf solche Leser Rücksicht nehmen soll, so muß man keinen Agathon schreiben. Verbieten Sie dem Verfasser die feinen Züge, die in einem schiefen Kopfe zu schiefen Zügen werden, was wird übrig bleiben?«

So innig und zugleich so einflußreich auf Wielands literarische Bestrebungen wie jener Freundschaftsbund mit Jacobi, ward keine von den Bekanntschaften, die Wieland damals in Leipzig anknüpfte, wohin er auf kurze Zeit gereist war. Zu den Wenigen, an die er sich näher anschloß, gehörten Weiße und Garve, beide Freunde Gellerts, den Wieland nicht mehr unter den Lebenden fand, aber zu nicht geringem Verdruß hören mußte, wie Jung und Alt sich bemühte, den geliebten Dichter durch matte Lobgesänge zu verherrlichen. Es war ein »entsetzliches Gesinge, Geplärre, Geseufze und Geheule,« wie Wieland sich in einem seiner damaligen Briefe ausdrückt. Weiße's liebenswürdiger Character zog ihn an. Er gehöre zu denen, äußerte Wieland, mit denen er sein Leben zuzubringen wünsche. In Garve verehrte er den Philosophen und scharfsinnigen Denker. Nur in geringe Berührung scheint er mit Clodius gekommen zu sein, der ihn durch sein Talent für den geselligen Umgang mehr anzog, als durch seine geistigen Vorzüge. Eine gewisse Seelenverwandtschaft kettete ihn an Oeser, dessen Bekanntschaft

er in der reichen Winklerschen Gemäldegallerie gemacht hatte. »Deser ist, schrieb er an Sophie La Roche, unter allen Männern, die ich in Leipzig kennen gelernt, der, den ich am meisten nach meinem Herzen gefunden habe — eine schöne Seele, ein vortreffliches Herz, bei aller Einfachheit von außen, die sich an dem wahren Genie findet.«

Entscheidend für sein späteres Leben und Wirken ward ein Ausflug nach Weimar. Er hatte dort das Glück, durch die Bekanntschaft mit dem Grafen von Görz, der verwittweten Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar vorgestellt zu werden. Seine Persönlichkeit und interessante Unterhaltung machten, verbunden mit dem literärischen Ruf, der ihm voranging, den vortheilhaftesten Eindruck auf jene, den Musen befreundete Fürstin. Wielands Schicksal nahm unvermuthet eine Wendung, die er wohl nicht ahnen mochte. Es war der Herzogin Amalia Wunsch, ihm die Erziehung des damaligen Erbprinzen und nachherigen Großherzogs Carl August zu übertragen, und sie ersuchte in einem Schreiben vom 24. Juli 1772 den Churfürsten von Mainz um Wielands Entlassung aus seinen Diensten. »Sie wage, äußerte sie in jenem Briefe, zwar viel durch diese Bitte, da sie wisse, wie sehr der Churfürst auf Wieland hinsichtlich der Aufnahme der Erfurter Universität rechne, werde aber die Gewährung dieser Bitte als einen zuverlässigen Beweis von der Wirklichkeit und Fortdauer der freundschaftlichen Gewogenheit des Churfürsten betrachten.«

Wielands Brief an den Churfürsten ist noch erhalten, und verdient hier wohl eine Stelle. »Von dem Augenblicke an, schrieb er, da die göttliche Vorsicht und Ew. Churfürstl. Gnaden Ruf mich zum öffentlichen Lehrer der philosophischen Wissenschaften auf Hochdero Universität zu Erfurt bestellte, war mir nichts angelegener, als durch möglichste Verwendung für die Aufnahme dieser Academie und für die daselbst studirende Jugend des in meine Wenigkeit gesetzten Vertrauens mich nicht unwürdig zu zeigen. Zufrieden mit dem mir angewiesenen Platze unter dem Scepter eines Fürsten, welchen, neben so vielen andern erhabenen Eigenschaften, auch die thätige Beförderung nützlicher Künste und Wissenschaften der spätesten Nachwelt noch verehrungswürdig machen wird, hatte ich keinen Gedanken, das Glück, unter Ew. Ch. G. höchstem Schutze zu leben, mit einem andern zu vertauschen, und noch in diesem Augenblicke kann ich mit reinstem Gewissen die Versicherung zu Ew. Ch. G. Füßen legen, daß keine Verbesserung meiner Umstände, keine Rücksicht auf irgend einen größern Privatvortheil, jemals fähig gewesen wäre, so lange ich Ew. Ch. G. höchster Zufriedenheit mit meinen unterthänigsten Diensten mich zu trösten gehabt hätte, mich zu einiger Veränderung zu bewegen. Nichts kann die Entschließung erschüttern, als ein Antrag wie derjenige, so dieser Tage ganz unvermuthet von der Herzogin Regentin zu Sachsen-Weimar und Ew. Durchlaucht an mich gebracht worden, da nämlich Höchstgedachte Herzogin, unter Umständen, die ein ganz besonderes Zutrauen zu meiner

Wenigkeit beweisen, mich zum Amt eines Instructors Sr. Durchlaucht des Herrn Erbprinzen von Sachsen-Weimar in Höchstdero Dienste zu berufen geruht haben. Eine schuldige ehrfurchtsvolle Zurückhaltung verbietet mir Ew. Ch. G. alle die Betrachtungen, deren bewegendem Einflusse in einer so wichtigen Sache ich mich nicht entziehen konnte, unterthänigst vorzulegen. Nur dies sei mir erlaubt zu sagen, daß in der Verlegenheit, worin mein Gemüth durch diesen unerwarteten Antrag gesetzt ward, nichts als die völligste Ueberzeugung meines Gewissens, daß ich die Gelegenheit durch Theilnahme an der Erziehung und Bildung eines hoffnungsvollen und mit seltenen Fähigkeiten begabten jungen Fürsten einen vorzüglichen Nutzen zu stiften, ohne Verletzung meiner wesentlichsten Pflichten gegen Gott und Vaterland, nicht von mir abweisen könne, meinen wankenden Entschluß endlich dahin entscheiden konnte, einen Ruf, in welchem ich, allen Umständen zufolge, den göttlichen Fingerzeig unmöglich verkennen kann, keinen Platz zu geben, insofern ich Ew. Ch. G. höchste Genehmigung und gnädigste Entlassung von meinen bisherigen Pflichten und Diensten zu solchem Ende erhalten haben werde.«

Nach einem vorhandenen Schreiben des Churfürsten an die Herzogin von Weimar, scheint der Churfürst »einen so verdienstlichen Mann, wie Wieland,« ungern und nur deshalb entlassen zu haben, um der »Verbesserung seiner Glücksumstände« nicht hindernd entgegenzutreten. Es war ein Zeichen des Wohlwollens von Seiten des Churfürsten, mit welchem Wieland auf der

Rückkehr von seiner Rheinreise eine persönliche Unterredung gehabt, daß er das Prädicat eines Churfürstl. Mainzischen Regierungsraths auch fernerhin beibehalten möchte.

Nicht lange zuvor, ehe ihm die Stelle eines Instructors des Erbprinzen von Sachsen-Weimar angetragen worden war, hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, nach Wien berufen zu werden. Diese Hoffnung gründete sich auf das damals ziemlich allgemein verbreitete Gerücht, Kaiser Joseph II. beabsichtige, die vorzüglichsten Geister der deutschen Nation in der Hauptstadt des deutschen Reichs zu vereinigen. In einem Briefe an Riedel, der damals in die österreichische Kaiserstadt berufen worden, schrieb Wieland: »Wien sollte in Deutschland sein, was Paris in Frankreich ist, und wir alle sollten zu Wien sein. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wohl nichts daraus werden, und dann nos habebit humus. Wenn es Ihrer Auguste Ernst wäre... Aber dies ist nicht, und kann nicht sein. Und wäre es auch, was hälfe es mir? Man muß ledig sein, um in Wien sein Glück zu machen, oder reich, um mit Familie da zu leben. Dies ist der Hauptumstand, qui me ferme la porte.«

Ungeachtet dieser Aeußerungen schmeichelte er sich noch bisweilen mit der Hoffnung nach Wien zu kommen. Seine unbestimmten Aussichten in die Zukunft mochten ihn bewegen, jenem Gedanken auch da noch Raum zu geben, als er die Stelle in Weimar bereits angenommen hatte. »Ich stehe nun, schrieb er, in mei-

nem vierzigsten Jahre, und wenn die Göttin Fortuna etwas für mich thun will, so ist's hohe Zeit; en attendant und weil ich dieser Humoristin nicht sonderlich traue, bemühe ich mich, ne ipse desim mihi.« Die neuen Verhältnisse, in die er zu treten im Begriff stand, überhoben ihn nicht gänzlich der Sorge für die Zukunft, oder eigentlicher gesagt, für das Schicksal der Seinigen. Ihre Lage war ungewiß. Denn mit seinem Tode erlosch die lebensjährliche Pension von 600 Rthlr., die ihm zugesichert worden, wenn er nicht mehr Instructor des Erbprinzen sein würde. Bis zu diesem Zeitpunkt, der mit dem 3. September 1775 herannahte, bezog er einen Gehalt von 1000 Rthlr.

Hatten sich daher Wielands Einkünfte eigentlich nur für wenige Jahre verbessert, so war wenigstens mit der Anstellung als Prinzenerzieher ein früh gehegter Lieblingswunsch erfüllt worden, mit dem er sich schon während seines Aufenthalts in der Schweiz oft beschäftigte. Wie er aber sein neues Verhältniß betrachtete, geht aus einem Briefe an Sophie La Roche hervor. »Ich denke, schrieb Wieland, meiner Freundin, die mein Herz so gut kennt, brauch' ich nicht zu sagen, daß die wenige Verbesserung meines Einkommens der Beweggrund nicht gewesen ist, der mich vermögen konnte, einen Entschluß zu fassen, wobei ich in mehr als Einer Betrachtung so viel riskire. Ich sehe nur gar zu wohl, daß in der Bestrebung, immer so viel Gutes zu thun, als wir Gelegenheit haben, etwas liegt, das die Leute, die nur sich selbst lieben, Don Quixoterie nennen. Ich hätte hier in Erfurt, zumal bei dem neuen Herrn Statthal-

ter v. Dalberg sehr ruhige Tage dahin leben können. Es hätte nur bei mir gestanden, mir einzubilden, daß ich als Lehrer und Schriftsteller der Welt wer weiß wie große Dienste thue. Aber da NB. wider mein ehemaliges Vermuthen, und ohne daß ich den kleinsten Schritt gethan, die Sache zu befördern, der Antrag an mich kam, den Verstand und das Herz eines jungen Fürsten ausbilden zu helfen, der in wenigen Jahren regieren soll, so konnt' ich unmöglich anders, als denken, dies sei eine Gelegenheit, mehr Gutes zu bewirken, als ich in meinem ganzen bisherigen Leben zu thun im Stande gewesen bin. Ich habe um so mehr Ursache zu glauben, daß ich mich hierin nicht betrogen habe, weil die Herzogin sowohl als der Erbprinz selbst, sehr gut für mich denken, und der letztere insonderheit so glückliche Dispositionen hat, und so viel Neigung zu mir zeigt, daß ich das Beste hoffen darf. Der Himmel gebe nun seinen Segen zu meinen Absichten. Fleiß und Mühe will ich mich nicht dauern lassen. Das Uebrige sei dem Schicksal anheimgestellt. Die Hofluft soll mich, wie ich hoffe, nicht anstecken, und meine Feinde und Mißgönner sollen das Vergnügen nicht erleben, mich den Grundsätzen meines Danischmends und Dschengis ungetreu werden zu sehen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß ich jemals ein Günstling werden, und für noch unwahrscheinlicher, daß ich mich an einem so schlüpfrigen Platz länger sollte erhalten können, als Danischmende bei der Würde eines Itimadulet. Aber was ich gewiß weiß, ist, daß Sie, meine theuerste Sophie, die Freude haben werden, zu sehen, daß ich

keine andere Ambition kenne, als im Stillen und mit so wenigem Geräusch als möglich das Gute zu befördern, und keinen andern Eigennutz, als auf die rechtmäßigste Art für die unentbehrlichsten Bedürfnisse meiner Familie zu sorgen. Mit Einem Wort, das Glück mag mich anlächeln oder angrinsen, so werd' ich nach meinen Grundsätzen leben; und damit Punctum!«

Dem Hofleben konnte Wieland zwar, wenigstens anfangs, keinen Geschmack abgewinnen, obgleich die Fesseln, die es ihm anlegte, seinem eignen Geständniß nach, nichts weniger als drückend waren. Etwas erfreulich Belebendes hatte vielmehr die Nähe einer durch Geist und Herz ausgezeichneten Fürstin, die in jeder Hinsicht eine Zierde ihres Geschlechts und des Throns genannt werden konnte. Ihr vielseitig gebildeter Geschmack machte sie empfänglich für alles Große und Schöne, für Wissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Worts. Daher versammelte sie gern um sich einen Kreis feingebildeter Männer und Frauen, und jedes Talent konnte sich in ihrer Nähe um so freudiger entfalten, da Humanität und Herablassung zu den Hauptzügen ihres Characters gehörten, die ihr allgemeine Liebe und Verehrung sicherten. Durch treffliche Anlagen und liebenswürdige Eigenschaften rechtfertigte auch der Erbprinz das Zeugniß seines Großoheims Friedrichs II., daß er nie einen Prinzen gesehen habe, der so viele Hoffnungen errege. An die Stelle seines bisherigen Erziehers, des Grafen von Görz, war jetzt Wieland getreten, den bald ein Band wechselseitiger Neigung an seinen damals funfzehnjährigen Zögling in-

nig fesselte. »Diese vergangenen Tage, schrieb er den 4. December 1772 an Jacobi, hab' ich Tag und Nacht bei meinem Prinzen sein müssen, weil Graf Görz abwesend war. Ich habe das Vergnügen gehabt, in der Hoffnung bestärkt zu werden, die ich mir von unserm jungen Fürsten machte. Wenn der Himmel ihn und ein paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen Sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt kommt, ihn zu sehen.«

Das lebendige Interesse für das Wahre, Gute und Schöne in seinem fürstlichen Zögling zu wecken und zu erhalten, war die Hauptaufgabe, die sich Wieland bei seinem übernommenen Unterricht stellte. Ein Zeugniß davon gab er, als er den zweiten Geburtstag des Erbprinzen durch ein sinniges Gelegenheitsgedicht, die Wahl des Herkules betitelt, zu verherrlichen suchte. In einem Monolog hatte er die Gemüthsstimmung seines Helden, den innern Kampf seiner Seele geschildert, zu dem eine Liebe die nächste Veranlassung gegeben. Es war ein kleines lyrisches Drama. »So einfach es auch immer sein mag, äußert Wieland selbst darüber, so erfodert doch die Natur des Drama, daß alles darin Bewegung und Handlung sei. Die Bemühungen der Wollust, den jungen Helden zu bestricken, konnten und durften nicht ohne alle Wirkung bleiben. Wir müssen ihn in Gefahr sehen, zu unterliegen; er muß schwach werden, aber ohne die Hoffnung ganz zu verlieren, die er uns in seinem Monolog eingeflößt hat. Die Erscheinung der Tugend wird dadurch dramatisch, daß wir sie nicht eher

dazwischen treten lassen, als in dem Augenblicke, wo ihr junger Freund in Gefahr ist. Dieser erblickt in ihr keine Unbekannte; seine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht; sein Herz war für sie gebildet, und er fühlt die unmittelbaren Einflüsse ihrer Gegenwart in seiner Seele. Dieser Umstand giebt dem Wettstreit der beiden Göttinnen und dem Kampf des jungen Helden dramatisches Interesse, ohne welches die schönsten Reden, die man sie hätte halten lassen mögen, eine sehr schwache Wirkung gethan hätten.« Mit jenem dramatischen Interesse wollte Wieland aber auch zugleich einen moralischen Zweck verbinden. Daher dichtete er zu seinem Stück einen Epilog, in welchem er die Tugend prophetische Worte an den richten ließ, dessen Geburtstag man feierte. Auch in der Sammlung von Wielands Werken, wo man ihn nicht findet, hätte jener Epilog verdient, wieder abgedruckt zu werden, in welchem es unter andern von Carl August heißt: »O Prinz, du bist geboren, ein Beispiel jeder Fürstentugend, und deines Volkes Lust zu sein!«

Wielands Liebe für die dramatische Poesie ward genährt, seit die Seylersche Schauspielergesellschaft, damals eine der vorzüglichsten in Deutschland, die selbst den berühmten Eckhof zu ihren Mitgliedern zählte, das Theater zu Weimar übernommen, da damals selbst an Fürstenhöfen stehende Bühnen noch eine Seltenheit waren. Denn die Herzogin Amalia, um uns Wielands eigener Worte zu bedienen, »überzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, den Geschmack

und die Sitten eines Volks unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, begnügte sich nicht, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müssigsten Classe von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen; sondern sie wollte auch, daß die untern Classen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung nicht ausgeschlossen sein sollten, die zugleich für sie eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen sei. Und so genoß Weimar eines Vorzugs, dessen keine andere Stadt in Deutschland sich zu rühmen hatte, ein deutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeldlich besuchen durfte.«

Mit den Dramen wechselten auch Opern ab, seit Schweizer, früher Hofcapellmeister des Herzogs von Hildburghausen, bei der Seylerschen Gesellschaft als Musikdirector engagirt und nach Weimar gekommen war. Die komischen und rührenden Operetten, die Weiße und andere Schriftsteller damals größtentheils nach französischen Mustern dichteten, wurden damals wiederholt und mit Beifall aufgeführt. Besonders galt dies von der bekannten Operette der Teufel ist los, für welche ihr Verfasser, Weiße, in Hiller einen Componisten gefunden hatte, der sich trefflich auf den Volkston verstand. Weder dieser noch andern Operetten sprach Wieland ihren Werth geradezu ab. Doch versprach er sich eine größere Wirkung von der bisher gänzlich vernachlässigten ernsten Oper. Schon in Erfurt hatte ihn dieser Gegenstand beschäftigt und ihm manche Erklä-

rungen abgenöthigt, seit er seines Freundes Jacobi Cantaten und besonders dessen Elysium, ein Vorspiel mit Arien, mit lebhaftem Antheil gelesen. »Ich wünsche, schrieb er damals (1769), Sie möchten Lust bekommen, unser Favart zu werden. Weiße's komische Opern sind artig; aber ich kann mir noch eine andere Art daneben denken, die ein schöneres Ideal hätte, und die Niemand so gut ausführen könnte, als Sie. Selbst in der griechischen Mythologie, was für vortreffliche Süjets für kleine lyrische Dramata! Etliche Stücke von St. Foix würden deliciös sein, wenn sie für das lyrische Theater umgeschmolzen würden!« Wiederholte Aufmunterungen zu solchen Versuchen enthalten mehrere von Wielands damaligen Briefen. Er selbst schien seinem Freunde darin mit gutem Beispiel vorangehen zu wollen. »Ich habe, schrieb er im Jahr 1771, schon lange die Idee von einem kleinen lyrischen Schauspiel, Pygmalion, im Kopfe, eine Idee, aus welcher etwas Schönes, sehr Schönes werden müßte, wenn ich sie so ausführen könnte, wie sie in meiner Einbildung liegt. — Ich wünschte, daß es möglich wäre, die Kunst der Arien meinem Liebling Metastasio abzulernen. Die Schwierigkeiten, die unsere Sprache dagegen macht, kenne ich gar wohl; aber ganz unüberwindlich sind sie nicht.«

Der Beifall, den ein damals von Wieland gedichtetes Singspiel Aurora gefunden, als es, von Schweizer componirt, aufgeführt worden war, ermuthigte ihn zu einem größern musikalisch-dramatischen Versuche. So entstand Wieland's Alceste. In einem Briefe

an Jacobi gestand er, daß es Schweizer gewesen, der »ihn in den Taumel des Enthusiasmus für das lyrische Theater hineingezerrt habe.« »Man kann sich, schrieb er, nichts Schöneres vorstellen, als seine Composition der Aurora.« Auch bei der Oper Alceste unterstützte der Dichter Schweizer's musikalisches Talent. »Daß Alceste, heißt es in einem Briefe an Jacobi, von einem Deutschen componirt worden, ist ein Umstand, der in der Geschichte unserer Musik immer merkwürdig bleiben wird. Glauben Sie mir, die Pargolesi, die Galuppi, die Sacchini würden diesen Deutschen mit Freuden für ihren Bruder erkennen. Nur noch einige solche Meisterstücke, wie unsere Alceste, so wird sein Name gewiß der Nachwelt so ehrwürdig sein, als seine Alceste mir für die Unsterblichkeit der meinigen Bürge ist. Erstaunen werden Sie, mit eignen Ohren hören, tief in Ihrer eignen Seele fühlen, wie groß die Gewalt dieses Tonkünstlers über unser Herz, wie sehr er Maler und Dichter ist, wie meisterhaft er des eigenthümlichen Characters der Personen sich bemächtigt, mit welchem Feuer er ihre Leidenschaften, mit welcher Wahrheit, Feinheit und Zärtlichkeit er ihre Empfindungen ausdrückt!«

Davon hatte sich Wieland überzeugt bei der ersten Vorstellung der Alceste zu Ende des Mai 1773. Madame Koch hatte die Hauptrolle übernommen und entzückte sowohl durch ihre anmuthige Gestalt, als durch den rührenden Ausdruck ihrer Declamation. Wieland konnte sich das Zeugniß geben, als Dichter alle billigen Ansprüche erfüllt zu haben, die man an ein musikali=

sches Drama machen konnte. Um jener poetischen Gattung ihr volles Recht widerfahren zu lassen, hatte er sich selbst als Dichter beschränkt, um dem Tonkünstler Raum zu gönnen. »Ich glaube, äußerte er, daß, zumal in einem lyrischen Schauspiel, die Kunst, wenig Worte zu machen, ungleich größer ist, als die Kunst, schön zu reden. Wie unendlich verschieden ist die Sprache der Empfindung von der Sprache der Rednerschulen. Was für unaussprechliche Dinge kann sie mit Einem Blick, Einer Gebehrde, Einem Ton sagen!« Ausführlicher, als es hier geschehen kann, hat Wieland sich über diesen Gegenstand erklärt in einer eignen Abhandlung, Versuch über das Singspiel betitelt. Die Freude über den Beifall, den sein Werk gefunden, ward noch vermehrt, als der berühmte Gluck ihn schriftlich aufforderte, für ihn eine ähnliche Oper zu schreiben.

Abgelenkt von der dramatischen Poesie ward Wieland durch ein literarisches Unternehmen, das seine Zeit und Kräfte fast übermäßig in Anspruch zu nehmen drohte. Durch F. H. Jacobi war zuerst die Idee in ihm geweckt worden, ein Journal herauszugeben, das, wie der damals sehr beliebte Mercure de France, nicht blos für den Gelehrten, sondern für alle Stände von Interesse sein sollte. Wieland versprach sich von dem deutschen Merkur, wie jene Zeitschrift nach ihrem französischen Vorbilde genannt ward, eine große Wirkung auf seine Zeitgenossen, und sich selbst für die Zukunft eine in ökonomischer Hinsicht gesicherte Lage. Nach Wielands Plan sollten in seinem Journal Gedichte und prosaische Aufsätze von allgemeinem Interesse mit-

kritischen Uebersichten der neuesten Erscheinungen im Gebiet der Philosophie, Geschichte, Politik und schönen Literatur abwechseln. Die aufzunehmenden Rezensionen sollten besonders auch dazu dienen, partheiische und unbillige Urtheile über vorzügliche Schriften zu berichtigen. »Von der Critik, schrieb Wieland, sollen die schlechten Autoren am wenigsten zu besorgen haben. Nur gute Schriftsteller verdienen eine scharfe Beurtheilung; denn an ihnen ist alles, bis auf die Fehler selbst, merkwürdig und unterrichtend. Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten, als Fehler bemerken, daß wir die letztern nicht mühsam suchen, aber uns eben so wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche aus Verzweiflung sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen und zufrieden sind, daß man das Schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird. — Wir wünschen dem deutschen Merkur das Ansehen des Areopagus in Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestigt war, daß die Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen.«

Von so löblichen Vorsätzen geleitet, begann Wieland

die Herausgabe seiner Zeitschrift. Er stieß indeß bald auf Schwierigkeiten, die er nicht vorhergesehen. »Ohne die Beihülfe unsrer besten Schriftsteller, äußerte er in einem seiner Briefe, vermag ich nichts.« Die Mitarbeiter, die er für sein Journal zu gewinnen wünschte, Lessing, Herder, Möser, Garve u. a. waren zu sehr beschäftigt mit eignen literärischen Arbeiten, um ihm eine ununterbrochene Theilnahme am deutschen Merkur zusichern zu können. Mit andern Schriftstellern, die ihm hätten nützlich werden können, war er zu wenig bekannt; von mehrern wußte er kaum wo sie lebten, oder welche Stellung sie behaupteten. Bei dieser Unbekanntschaft mit der neuern Gelehrtengeschichte blieb ihm nichts übrig, als unter dem engen Kreise seiner nähern Freunde und Bekannten sich die Mitarbeiter für sein Journal zu wählen, das ihm übrigens, da er nicht blos die Herausgabe, sondern auch den Verlag übernommen, bald durch eine ausgebreitete Correspondenz und durch mannigfache Irrungen mit Papierhändlern, Druckern und Correctoren unsäglichen Verdruß bereitete. In seinem Unmuth schrieb er an Jacobi: »er sei des Merkurs schon satt, noch ehe er begonnen.« Von den Sorgen der Geschäftsführung, für die es ihm durchaus an Talent fehlte, sah er sich befreit, als Friedrich Justin Bertuch, der nachherige Stifter des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, damals noch ein dem Buchhandel gewidmeter junger Mann, sich zu ihm gesellte, und mit unermüdeter Thätigkeit und Pünktlichkeit ihm hülfreich zur Seite stand.

Wieland's kühnste Erwartungen übertraf die Zahl der

Abonnenten, bald nach der Ankündigung seiner Zeitschrift. Eine Auflage von 2500 Exemplaren war in kurzer Zeit vergriffen, ungeachtet die innere Ausstattung des ersten Hefts insofern dürftig genannt werden konnte, als außer Wieland und Jacobi kein Schriftsteller von anerkanntem Werth irgend einen Beitrag geliefert hatte. Gotter, Bürger, Möser u. a. hatten sich anonym unterzeichnet. Doch weit weniger der Mangel an berühmten Namen in dem deutschen Merkur, als die darin enthaltene ästhetische Critik war es, was bald ein nachtheiliges Licht warf auf jene Zeitschrift, die so vielversprechend angekündigt worden war. Auf eine leidenschaftliche Gegenwirkung mußte Wieland gefaßt sein, als er sich zu einem strengen Kunstrichter aufwarf. Aber schwerlich mochte er das Schicksal ahnen, daß er durch seine Urtheile es mit allen Partheien auf einmal verderben und selbst diejenigen sich dadurch entfremden würde, die er für seine treusten Freunde halten zu können glaubte.

Ungefähr gleichzeitig mit der Erscheinung des deutschen Merkur hatten sich unter den jüngern talentvollen Köpfen, die damals vorzugsweise der Poesie huldigten, mehrere Dichtervereine gebildet. Der berühmteste war der in Göttingen, wo Boie mehrere junge Dichter, wie Bürger, Hölty, Voß, Miller, die Grafen Stollberg u. a. um sich versammelt hatte. Aehnliche Verbindungen bestanden zu Frankfurt am Main zwischen Göthe, Lenz, Klinger u. a., zu Halberstadt zwischen Gleim, Michaelis, Klamer, Schmid u. a. Auch zu Wien hatte durch den um

die Literatur vielfach verdienten Freiherrn v. Sonnenfels sich ein Dichterkreis gebildet, zu welchem Denis, Mastalier, Alxinger, Blumauer, Ratschky u. a. gehörten. Eine entschiedene Richtung nach Einem Ziel verfolgten unter diesen Vereinen nur der Göttinger und der Frankfurter. Der letztere, für Shakspeare begeistert, suchte die dramatische Poesie zu fördern, während der Göttinger Dichterbund, durch Percys Relicks of ancient english poetry angeregt, sich in Balladen und lyrischen Ergießungen versuchte.

Wieland, mit keinem dieser Vereine auch nur in der entferntesten Verbindung stehend, hatte das Unglück mit dem Halberstädter zu zerfallen, ungeachtet sein Freund Gleim an dessen Spitze stand. Veranlassung dazu gab eine mit dem Buchstaben W. unterzeichnete Beurtheilung einer kleinen, an den Herrn Kanonikus Gleim gerichteten Brochüre. (Halberstadt 1771.) Wieland, der sich durch Schreibart und Ton als Verfasser jener Critik bald verrathen, hatte in dem sieben und dreißigsten Stück der Erfurter gelehrten Zeitung sich auf eine Weise geäußert, in der man seine sehr gereizte Stimmung nicht verkennen konnte. »Wir zeigen, schrieb er, diese Brochüre nur an, um unser Mißfallen und unsern Ekel an dem Mißbrauch, den Herr Michaelis von seinen schönen Talenten macht, öffentlich zu bezeugen. Wenn seine Absicht ist, den Herren Gleim und Jacobi dadurch seine Freundschaft zu beweisen, so hätte er unmöglich einen Weg wählen können, der ihn gewisser zum Gegentheil seiner Absicht führte. Der ungezähmte Muthwillen, womit er in dem kleinen Gedicht:

Gleim und Pastor Amor, einen Mann von großen und ehrwürdigen Verdiensten lächerlich zu machen sucht; der leichtsinnige Ton seines Scherzes, der solche Dinge trifft, welche die Religion unter den Christen geheiligt hat, und über welche kein Mensch, der nur den mindesten Anspruch an Sitten oder an die Achtung seiner Mitbürger macht, zu spotten fähig ist, wird von allen ehrliebenden Leuten mit eben dem Verdruß und Widerwillen betrachtet werden, den Gleim und Jacobi selbst (wie wir gewiß versichert sind) darüber empfinden müssen. Von Herzen bedauern wir, daß diese liebenswürdigen Schriftsteller, deren Talente der Nation Ehre machen, durch die Zudringlichkeit solcher Leute, die ihnen mit Gewalt auf die Achseln springen, und von ihnen, gern oder ungern, in den Tempel des Ruhms getragen werden wollen, in Händel und Tracasserien verwickelt werden, die ihrem schätzbaren Charakter in den Augen der Welt ein zweideutiges Licht geben. Es ist hohe Zeit, daß dem Muthwillen, der die Grenzen des schalkhaften Witzes so wenig kennt, Einhalt gethan wird, wenn nicht in kurzem die schönste unter den Künsten der Musen bei unserer Nation verächtlich und der Name eines Dichters zu einem Schimpfworte werden soll. Uebrigens können wir uns nicht enthalten, den Herren Canonicis Gleim und Jacobi (deren aufrichtige Verehrer wir immer gewesen sind, und bleiben zu können wünschen) den wohlgemeinten Rath zu geben, gegen die vorbemeldeten Afterfreunde sich künftig besser zu verwahren. Diese, von der Wuth berühmt zu werden besessene Dichterlinge glauben einen Freibrief gegen die

Critik, und ein Recht an die öffentliche Hochachtung zu erlangen, wenn sie sich als Freunde berühmter Männer in die Welt eindrängen. Aber anstatt einen Glanz von den ehrenvollen Namen, mit welchen sie den ihrigen so unverschämt paaren, zu empfangen, werfen sie vielmehr ihren eigenen Schatten auf sie; und es ist kein Ruhm so groß und so wohlbefestigt, der nicht endlich durch solche Freunde zerstört werden könnte. Ein Mensch, der so wenig Discretion hat, nicht zu fühlen, daß man die Ehre, an die Freundschaft eines Gleim oder Jacobi Anspruch zu machen, vorher verdient haben muß, ehe man sich ihrer anmaßt, ist gewiß nicht derjenige, der dieser Ehre jemals würdig sein wird.«

Zu der mehr als wahrscheinlichen Vermuthung, daß diese mit W. unterzeichnete Critik aus Wielands Feder geflossen, mußte Gleim durch einen Brief geführt werden, den er, noch ehe sie abgedruckt worden, von Wieland erhalten hatte. »Ich fühle, schrieb dieser, alles für meinen Gleim, was er selbst fühlen müßte. Aber zu sehen, daß ein Michaelis sich öffentlich die Miene der Vertraulichkeit mit Gleim und Jacobi giebt, daß er meinen Gleim rächen will, und es auf eine Art thut, welche unvermeidlich ihm selbst und meinen Freunden einen unwiederbringlichen Schaden bei der Welt thun muß — dies, ich gesteh' es, hat meine Geduld gänzlich erschöpft. Gleim und Pastor Amor ist zwar ein witziges, aber ein schändliches, ärgerliches Ding. — Um des Himmelswillen, lieber Gleim, hören Sie einmal auf, durch Ihre unbegrenzte Gutherzigkeit jedes Insekt des Parnasses zu authorisiren, sich

vor den Augen der Welt Ihren Freund zu nennen, und eine Vertraulichkeit mit Ihnen zu affectiren, welche sie für alle Sottisen dieser Witzlinge responsabel macht. — Das Metier eines Autors wird durch den Mißbrauch, den solche Witzlinge auf den Schultern irgend eines berühmten Mannes, auf den sie sich gehockt haben, mit ihrem Bischen Gabe zu spotten und zu reimen, ausüben wollen, so verächtlich, daß ich tausendmal den Tag verwünsche, wo ich mir einfallen ließ, ein Autor zu werden. — Ihre wahren Freunde, die Freunde, von denen man Ehre hat, können hiezu nicht stille schweigen. Mir erlaubt es meine Position am wenigsten. Ich rücke deswegen in die Erfurter Zeitung eine Rezension der Michaelis'schen Scharteke ein, worin ich meinen Unmuth über den bübischen Muthwillen dieses Cynikers auf eine sehr nachdrückliche Art zu erkennen gebe.«

Durch diese Aeußerungen Wielands, der in gereizter Stimmung selten Maß und Ziel kannte in seinen Ergießungen des Zorns, mußte sich Gleim sehr verletzt fühlen. Michaelis, ein junger talentvoller Dichter, mit glücklichen Anlagen für das Satyrische und Humoristische, doch ohne Vermögen und Unterstützung, war Gleim's Haus- und Tischgenosse. Lebhaft fühlte Wieland bald sein Unrecht. Er schrieb an Gleim, bat ihn, seinen »tollen Brief« zu vernichten, und bedauerte nebenbei den armen, zur Schwermuth geneigten Michaelis. »Wenn ein Hypochondrist, schrieb er, einen Anfall von Spaßhaftigkeit habe, so sei Gott der Vater auf seinem hohen Thron nicht sicher vor seinen Ein-

fällen, mit denen er es wohl so gar böse nicht meine.« Gleim war leicht zur Versöhnung zu bewegen, und das gestörte Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und Wieland bald wieder hergestellt.

Der letztere gerieth indeß in neue Irrungen mit den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes. Er selbst hatte in die Göttinger poetische Blumenlese ein Fragment seines Gedichts Endymion (späterhin das Leben ein Traum betitelt) einrücken lassen, als ihn Boie freundlich um einen Beitrag ersucht hatte. Dies war im Jahr 1772 geschehen. Das Erscheinen des deutschen Merkur störte bald das gute Vernehmen zwischen Wieland und den Göttinger Dichtern. Großen Anstoß erregte ein in jener Zeitschrift abgedruckter Aufsatz über den Zustand des deutschen Parnasses. Er war zwar aus Chr. Heinr. Schmid's Feder geflossen, der damals zu Leipzig einen Almanach der deutschen Musen erscheinen ließ; allein der in jenem Aufsatze ausgesprochene Tadel ward doch Wieland, als dem Herausgeber des deutschen Merkurs, zugerechnet, und zwar um so mehr, da er jene Critik mit mannigfachen Zusätzen begleitet hatte. In einem derselben hatte er die Göttinger Blumenlese mit dem Almanac des Muses verglichen, der ihr zum Vorbild gedient hatte. »Ich zweifle sehr, schrieb er, ob der Begriff, den die Ausländer von dem Zustande unsrer schönen Literatur und von unserm Geschmack nach solchen Sammlungen sich machen möchten, uns sehr zur Ehre gereichen dürfte. Sollte es hier nicht dieselbe Bewandniß haben, wie mit einem Malereien-Cabinet, wo Gutes, Mittelmäßiges

und Schlechtes in schön geschnitzten und vergoldeten Rahmen unter einander stände? Wird der Kenner, der es betrachtet, nicht eins von beiden denken: entweder, daß es dem Eigenthümer an Geschmack gefehlt habe, Gutes und Schlechtes von einander zu unterscheiden, oder an Vermögen und Gelegenheit, sich lauter schöne Stücke anzuschaffen? Und wird man im letztern Falle (welches wohl der Fall unsrer Blumensammler zu sein scheint) nicht urtheilen, daß es besser gethan sei, gar kein Malereien-Cabinet zu haben, als einen solchen Mischmasch? — Der Sammler, der für das Publikum im weitesten Begriffe sammelt, kann freilich (zumal wenn er einen feinen und gelehrten Geschmack hat) nicht immer seine eigene Empfindung oder das leicht vorherzusehende Urtheil der ächten Kenner zu Rathe ziehen; denn da würde er sehr oft verwerfen müssen, was den Meisten vielleicht besser gefallen würde, als dasjenige, was nach dem Urtheil der Wenigen das Beste in seiner Sammlung ist. Allein, wiewohl ich ganz gern zugebe, daß man, in gewissen Umständen, sich nicht von allen Rücksichten auf unsre eigene Gemächlichkeit und von aller Nachsicht gegen die Schwachheiten und Launen des sogenannten Publikums frei machen kann; so weiß ich doch, daß sehr viele mit mir wünschen, daß wenigstens nichts offenbar Schlechtes, Plattes, Schülermäßiges und Nonsensikalisches in eine poetische Blumenlese aufgenommen werden möchte. Es giebt allerlei Blumen, und in einen so großen Kranz können allerlei Arten eingeflochten werden. Aber es müssen doch immer Blumen sein, und wenn sie uns nicht durch

ihren Wohlgeruch vergnügen, so sollten sie uns wenigstens durch Gestalt und Farbe ergötzen. Aber Nesseln und Distelköpfe, was sollen die in einem Blumenkranze?«

Durch solche Aeußerungen mußten sich der Herausgeber der Göttinger Blumenlese sowohl, als die Dichter, die dazu Beiträge geliefert, sehr verletzt fühlen. Die Achtung des Göttinger Dichterbundes verscherzte Wieland indeß völlig, als sein Tadel auch die Bardenpoesie und den kühnen Dithyrambenton traf, den die in Göttingen vereinigten jungen Dichter damals in einer Uebersetzung griechischer Chöre der alten Tragiker angestimmt hatten. »Sie scheinen sich vorgesetzt zu haben, schrieb Wieland, den Ausspruch des Demokrit, daß ein Poet rasen müsse, durch ihr Beispiel zu rechtfertigen; aber die poetische Wuth sollte doch, dächt' ich, nicht gar zu nahe an diejenige grenzen, die in die dunkle Stube führt.« Durch solche Bestrebungen, meinte er, werde die deutsche Poesie bald allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit, Regelmäßigkeit, Anmuth und Eleganz verlieren. Durch Aeußerungen dieser Art, und durch den Ausfall auf die Bardenpoesie, die zugleich Klopstock traf, einen Dichter, den die Göttinger innig verehrten, entstand zwischen ihnen und Wieland ein nicht zu beseitigendes Mißverhältniß, und er mußte das Schicksal über sich ergehen lassen, daß seine komischen Erzählungen, als der Göttinger Dichterbund den 2. Juli 1773 Klopstocks Geburtstag feierte, den Flammen geopfert wurden.

Mit den Frankfurter Dichtern, die auf einem andern Wege, als die Göttinger, nach einer Nationalpoesie strebten, bei der ihnen Shakspeare als Muster galt, zerfiel Wieland, als er in den deutschen Merkur eine von Chr. Heinr. Schmid verfaßte Rezension des damals erschienenen Götz von Berlichingen einrücken ließ. Diese Critik war zwar im Ganzen mehr lobend, als tadelnd; aber ihr Verfasser verrieth doch überall den beschränkten Kopf, der mit sich selbst nicht einig schien, aus welchem Gesichtspunkt er ein Stück zu betrachten habe, »worin die drei Aristotelischen Einheiten auf das grausamste gemißhandelt worden, und das weder Lust- noch Trauerspiel zu nennen sei.« Goethe, der Verfasser dieses »interessanten Monstrums,« wie es Schmid nennt, fühlte sich verletzt. Auch nach der Erklärung Wielands am Schlusse jener einseitigen Critik, konnte Goethe es ihm nicht verzeihen, daß er dieselbe habe drucken lassen. Jene Erklärung Wielands aber lautete wie folgt: »Die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundsätze und Meinungen des Herausgebers geschworen. Jeder denkt und urtheilt nach seiner Fähigkeit, Ueberzeugung und eigener Weise; und daher wird es sich nicht selten zutragen, daß der Merkur sich selbst widersprechen, und in einem Stücke behaupten wird, was ein anderer Verfasser in einem andern Stücke bestreitet. Der Urheber der gegenwärtigen Rezension denkt über einige Grundsätze der poetischen Kunst und über die Anwendung derselben ganz anders, als der Herausgeber. Besonders scheint ihm beinahe alles, was derselbe am Götz von Berlichingen tadelt, ohne genugsamen Grund zu sein.

Den Beweis muß er aus Mangel des Raums auf eine andere Gelegenheit versparen.«

Mit dem Autor des Götz von Berlichingen, der sein ausgezeichnetes und vielseitiges Talent bald nachher durch Werthers Leiden, Clavigo und andere Meisterwerke bewährte, die allgemeine Bewunderung erregten, war Wieland in einem gespannten Verhältnisse geblieben. Gesteigert ward dasselbe noch durch die damals im deutschen Merkur erschienenen Briefe über das Singspiel Alceste. Wieland hatte in diesen Briefen gezeigt, weshalb er in dem Plan der Motive und Charactere von Euripides abgewichen und manches mehr modernisiren zu müssen geglaubt habe. Den Eindruck, den diese Aeußerungen auf Goethe und seine Freunde machten, schildert er in seiner Selbstbiographie. »Wir sehen, schreibt er, Wieland, den wir als Dichter so hoch verehrt, als Critiker launisch, einseitig und ungerecht. Dazu kam, daß er sich nun auch gegen unsre Abgötter, die Griechen, erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch den Künstlern so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper schien er uns diese Behandlungsart allzu partheiisch hervorzuhe-

hen, und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Styl unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte.«

Die Beschuldigungen, die der Verfasser des Götz von Berlichingen Wieland machte, würde er vielleicht späterhin zurückgenommen haben, als er die Iphigenie dichtete. Mit seinen damaligen Ansichten kam ihm indeß die Idee, den Autor der Briefe über die Alceste zum Gegenstande seiner aristophanischen Laune zu wählen. »Ergriffen,« wie er selbst erzählt, »von der Wuth, alles zu dramatisiren,« schrieb er eines Sonntags Nachmittags, bei einer Flasche guten Burgunders in einer Sitzung die Posse nieder, »Götter, Helden und Wieland« betitelt, worin der »Prinzenhofmeister« zur Ehrenrettung des Euripides, sich von Göttern und Helden recht derb den Text mußte lesen lassen. Zur Rechtfertigung dieses genialen Muthwillens dient, daß Göthe jenes Product nur zur Belustigung eines Cirkels von Freunden geschrieben, doch nicht für das größere Publikum bestimmt hatte, dem diese Posse unbekannt geblieben wäre, wenn einer von Göthe's Freunden, Lenz, sie nicht heimlich zu Straßburg hätte drucken lassen.

Statt durch diesen Angriff gereizt, sich zu der Parthei der Gegner Göthe's zu schlagen, die die gefährliche, unmoralische und sittenverderbliche Tendenz von Werthers Leiden hervorzuheben suchten, empfahl Wieland im deutschen Merkur die gegen ihn gerichtete Schrift »allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück vor Persiflage und sophistischem Witze, der sich

aus allen möglichen Standpuncten sorgfältig den auswähle, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen müsse, und sich dann recht herzlich lustig darüber mache, daß das Ding so schief sei.« Dabei ließ es Wieland nicht bewenden. Auch die früher versprochene Vertheidigung des Götz von Berlichingen hielt er nicht zurück. »Fern sei es von mir, schrieb er darin, daß ich den Verfasser dieses Stücks — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten, den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal einfallen sollte, in einem Anfall von Laune sich lustig über mich zu machen. Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Geniee sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen, noch reiten lassen. — Man gönne den Herren ein wenig zu toben; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen werden sollte, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, bei Zeiten auszutoben, noch große Män-

ner werden können, wenn dies auch dem Einen oder dem Andern schon mißlungen ist, und auch ferner zuweilen mißlingen dürfte.«

In Bezug auf den Götz von Berlichingen bemerkt Wieland hierauf, nach einer sehr ausführlichen und gründlichen Critik dieses Schauspiels, die der Raum des vorliegenden Werkes mitzutheilen verbietet: »Wer hat dies Stück gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andere Lectüre mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anschaun der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, vor unsern Augen herbeiführt, angeheftet habe? Welche Wunder sollte das Genie, das dies gethan hat, nicht auf unsrer Schaubühne bewirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte.« Eine Darstellung des Götz auf der Bühne schien damals ein sehr gewagtes Unternehmen, und es begann gewissermaßen eine neue Epoche für die Schauspielkunst, als man das Göthe'sche Schauspiel 1774 zu Berlin zum erstenmal aufführte. Bemerkt zu werden verdient noch, daß Wieland sich gleich blieb in der gerechten Anerkennung Göthe's. Er bewies dies vorzüglich in der Beurtheilung von Werthers Leiden, wo er den Verfasser gegen die Beschuldigung vertheidigte, dem Selbstmorde das Wort geredet zu haben, und jenen Roman »das Gemälde eines innern Seelenkampfes« nannte, wie ihn nur der entwerfen könne,

»der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studirt habe.« So hatte er sich wieder ausgesöhnt mit Göthe, der einer seiner gefährlichsten Gegner zu werden drohte. Aber auch den Angriffen derer, die die Klopstockische Bardenpoesie in Schutz nahmen, setzte er nichts entgegen als einen gelegentlich angebrachten heitern Scherz, und suchte auf diese Weise allen seinen Gegnern gegenüber eine würdige Stellung zu behaupten.

Um so mehr schmerzte es ihn jedoch, sich von seinen Freunden verletzt zu sehen. Er gerieth in manche Irrungen mit Gleim und Jacobi, besonders als jener mit seiner bekannten Toleranz die damals erschienene Uebersetzung des Petron von Heinse in Schutz nahm. Nicht lange zuvor war eine Sammlung von Gedichten im Geschmack des Grecourt erschienen, und der anonyme Verfasser dieser obscönen Poesien war so frech gewesen, sie Wieland zu dediciren. Dieser schrieb an Jacobi: »Der Elende, dem der unfläthigste Priapismus statt der Begeisterung dient, hat die Schamlosigkeit gehabt, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem Salve frater, welches mich beinahe untröstlich macht, mir zuzueignen.« Nach solchen Erfahrungen mußte Wielands Reizbarkeit aufs höchste gesteigert werden, als Heinse, sein ehemaliger Schüler und Schützling, für den er sich in seiner drückenden Lage mehrfach verwendet, in der Vorrede zum Petron, um die Uebersetzung dieses Buchs zu rechtfertigen, sich auf Wielands komische Erzählungen berief. »Der Mann, schrieb er an Gleim, hat den Sokrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die

Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — Von Helvetius, nicht vom Sokrates, hat der Unglückliche gelernt, daß das moralische Schöne nur eine Schimäre sei. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiß, nicht fühlt, daß die Keuschheit eine Grazie ist. Aus seinem Briefe, den ich beilege, werden Sie sehen, daß er mich zum Narren hat, und sich einbildet, ich werde mich bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt, von meinem transcendentalen Genie scherzt u. dgl. Ich kenne ihn besser, und bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andere mir durch die schändlichsten Epigramme schaden können.«

Am Schlusse dieses Briefs zeigt sich, ungeachtet seiner Reizbarkeit, Wielands gefühlvolles Herz. »Er dauert mich doch, schrieb er, und ich gestehe, daß es Schade ist um sein Genie. Was für ein Dichter hätte der Mensch werden können, ohne diese heillose Richtung! Glauben Sie indeß, daß noch eine Möglichkeit sei, ihn zu retten, so melden Sie's mir. Aber wenn ich meine Ohren nicht vor allem, was er mir sagen kann, verstopfen soll, so bringen Sie ihn zuvor dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht vor Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheit kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen. Aber wozu sage ich Ihnen dies? Ich bin über-

zeugt, daß Heinse auf der einen Seite ein viel zu heteroklitisches Genie, und auf der andern zu sehr verdorben ist, um sich zu bessern.«

Gegen einen mit Vorwürfen angefüllten Brief Gleim's, den seine partheiliche Vorliebe für Heinse ihm eingegeben, glaubte Wieland sich verantworten zu müssen. »Wenn Heinse's Gedächtniß, schrieb er, ihn nicht ganz verlassen hat, so muß er sich erinnern, daß ich, auch in Erfurt, von seinem Herzen nie günstig dachte. Meine Schuld war dies nicht; denn ich handelte demungeachtet so gegen ihn, wie einer, der ihn lieben zu können wünscht, und den es schmerzt, daß er sich wider Willen zurückgestoßen fühlt. — Auch der Ton seiner Briefe empört immerfort mein Herz. Ich kann nichts dazu, daß ich diesen Ton, und überhaupt den Ton der Schwärmerei je länger, je weniger ausstehen kann. Ich hasse und verfolge deswegen Niemand. Aber wenn ich fernerhin mein Herz und meine Ohren vor allen schwärmerischen Geistern verstopfe, so hat wohl schwerlich ein Sterblicher mehr Ursache dazu gehabt, als ich. — Hab' ich Ihrem Heinse gleichwohl, bei so vielem Anschein wider ihn, Unrecht gethan, so geschah es wider meinen Willen. Homines sumus. Ist er alles das, was Sie von ihm glauben und schreiben, desto besser! — Die Vorwürfe, die Sie mir Ihres seligen Michaelis wegen machen, will ich unbeantwortet lassen. Ich sehe, daß Sie mich und mein Betragen in einem besondern Lichte sehen. Wir wollen nicht darüber streiten. Wenn Sie mich nicht mehr hochachten, nicht mehr lieben können, so werde ich es bedauern, aber nicht un-

gehalten darüber werden. Ich habe lange genug gelebt, um den Selbstbetrüger, das Menschenherz, kennen zu lernen.«

Gleims redliches Herz konnte dem gekränkten Freunde nicht lange zürnen. Er bot zur Versöhnung die Hand, und benutzte dazu eine Reise nach Weimar, wo das zerstörte Freundschaftsverhältniß völlig wieder hergestellt ward. Auch mit Heinse versöhnte Wieland sich, als er dessen Roman Laidion gelesen und ganz bezaubert worden war von dem »schönen, abentheuerlichen Ungeheuer,« wie er dies Werk nannte. »Ich lese es, schrieb er an F. H. Jacobi, nun schon zum zweiten Mal, und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Capitelchen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu sein. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken, und weniger zu schwärmen, so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst thun. Es sind in der That Grazien in diesem Satyr verschlossen. Ich habe nie Gewalt über ihn gehabt, wie er am Besten weiß. Sollte es Ihnen gelingen, ihn zu bekehren, oder vielmehr von seinem Seelen-Priapismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich entschlösse, dem Merkur vierteljährlich etliche Bogen Prosa oder Verse zu liefern, und einstweilen bis auf bessere Zeiten drei Louisd'or für den Bogen aus dem Beutel des Merkur anzunehmen.«

Dies Journal ward die Veranlassung zu einem Erkalten der Freundschaft zwischen Wieland und F. H. Jacobi. Jener hatte Nicolai's Roman Sebaldus Nothanker in einer ausführlichen Critik, als ein anmuthiges

lehrreiches, mit Geschmack und Laune geschriebenes Buch empfohlen, das in seiner Art ganz neu und originell sei. Er erhielt bald nachher von Jacobi einen Brief, in dem empfindlichsten Tone geschrieben und für ihn höchst befremdend durch den Inhalt. In seinem bekannten Humor schrieb er dem Freunde: »Mit schamvollem Angesicht, im weißen Hemde, mit der Ruthe in der einen und mit einer langen gelben Kerze in der andern Hand, trete ich, wohlberühmter Schöpfer der Musarion und Danae, Stifter der Republik des Diogenes u. s. f. vor Sie hin, und bekenne, daß ich — nur ein dummer Teufel bin. Daß ich dieser dumme Teufel sein muß, das hat nunmehr seine Richtigkeit. Denn seit Sie mir sagen, daß der zärtliche Herr von Säugling im Sebaldus Nothanker eine Carricatur Ihres guten Bruders Georg sein soll, finde ich, daß Sie Recht haben. Aber, bei den Grazien des Charmides! ehe Sie mir's sagten, fiel mir's gar ein, daß ein vernünftiger Mensch dies finden könnte. Nun, mein lieber Fritz, das Uebel ist einmal geschehen. Sebaldus ist im Merkur gelobt, die Exemplare werden in künftiger Woche abgehen, müssen abgehen; und was ich geschrieben habe, hab' ich geschrieben. — Da der Sache nun einmal nicht zu helfen ist, so wünschte ich wohl, daß Sie das Ding in eben dem Lichte ansähen, wie ich. — Was that Sokrates, als ihn Aristophanes zum lächerlichen und verächtlichen Helden seiner Wolken machte? Sie wissen, was Sokrates that! So gehet hin, und thut desgleichen. Wenn die erste Hitze verraucht ist, werden Sie selbst erkennen, daß ich rede, wie ein Biedermann, der Sie

liebt, reden soll. — Am Ende dächte ich doch, der Ton, worin ich in der Vorrede des zweiten Theils des Merkur von Ihrem Bruder Georg spreche, wäre allein schon Vergütung genug für das wenige Böse, welches ihm Nicolai's Säugling anthun kann.«

Der erzürnte Freund schien sich nicht so leicht zu beruhigen, als Wieland geglaubt hatte. Mehrere Wochen vergingen, ehe er den vorhin mitgetheilten Brief beantwortete, und als er dies that, enthielt sein Schreiben eine Reihe von Anklagen, Beschuldigungen und Ausstellungen, gegen den deutschen Merkur gerichtet. Nicht ohne Reizbarkeit erwiderte Wieland: »Ihr Brief ist in seiner Art ein Meisterstück. Sie deduciren darin mit vieler Lebhaftigkeit des Styls, daß Sie ein Mann sind, und daß ich, auf's gelindeste beurtheilt, ein Kind bin. — Ich habe nie eine sehr große Meinung von mir selbst gehabt, und ich kenne meine schwache Seite besser als Jemand. Es mag also wohl sein, daß ich eine so armselige Personage bin, als ich vermöge der Resultate Ihrer ganzen Deduction sein muß. Streiten will ich mit Ihnen nicht darum; indessen will ich doch heute eine Stunde später zu Bette gehen, um die hauptsächlichsten Punkte Ihrer Anklagen und Beschuldigungen durchzugehen und zu zeigen, was ich ungefähr zu sagen hätte, wenn ich Lust und Muße hätte, meine Apologie zu schreiben.« Er wiederholt hierauf sein früheres günstiges Urtheil über Nicolai's Roman, erklärt es geradezu für lächerlich, darin ein Pasquill auf Georg Jacobi finden zu wollen, und schließt, nachdem er mehrere harte Beschuldigungen von sich abzulehnen

gesucht, mit den Worten: »Alles bisher Gesagte rechtfertigt mich vor meinem eignen Herzen, und würde mich, das weiß ich gewiß, vor der ganzen Welt rechtfertigen, daß ich Ihrem ungestümen Begehren, das Blatt, worauf der Sebaldus gelobt war, zu vernichten, nicht Gehör gab. Gleichwohl würde ich aus freundschaftlicher Nachgiebigkeit gethan haben, was Sie wollten, wenn es möglich gewesen wäre, ohne daß die Absendung des Merkur eine übermäßige Verzögerung erlitten hätte.«

An einer andern Stelle in eben diesem Briefe meinte Wieland, doch endlich das Schwabenalter erreicht, und daher wenig Lust zu haben, sich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. »Mit diesem Winde fuhren Sie nicht, schrieb er, als Sie Ihren Ruhm eroberten. Der Wind geht zu Thal. — Sei es denn! Ich kann Ihnen nicht in der nämlichen Sprache antworten, denn ich verstehe Sie nicht. Fahren Sie immer mit allen Segeln, und glücklich möge Ihre Fahrt sein! Ich will sehen, wie ich zwischen den Klippen, die ich nicht umfahren kann, durchkomme. Ihr Brief endet in einem Tone, den, außer Ihnen selbst, wohl wenige Sterbliche, mit dem, was vorhergeht, zusammenstimmend finden dürften. Ich kann nichts dafür, daß mein Herz gar nichts dabei empfinden kann.«

In einem Zusatze zu diesem Briefe, mit dessen Absendung er drei Tage gezögert hatte, meinte er doch, »er sei ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange zürnen könne.« So leitete Wielands Gutmüthigkeit die Versöhnung mit Jacobi wieder ein; aber ihr Freund-

schaftsverhältniß hatte die frühere Innigkeit verloren. Gegen Wieland war Jacobi gleichgültiger geworden, seit er Goethe's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Durch Goethe, meinte er in einem Briefe an Sophie La Roche, werde sein Character »erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten.« »Der Mann, schrieb er, ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußzehe.« Wieland theilte nicht ganz die Begeisterung Jacobi's für Goethe's Producte, und war nicht unbedingt zufrieden mit dem Trauerspiel Clavigo, ungeachtet er einzelne schöne Stellen rühmend anerkannte. Er fühlte, daß er aus Jacobi's Herzen verdrängt worden war. Dafür spricht unter mehreren Stellen in seinen damaligen Briefen besonders die nachfolgende: »Goethe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipoderische Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich, und meint, ich hasse ihn. Darin hat er Unrecht. Da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich selbst hineingucken, so muß ich wohl am besten wissen, wie mir ist. Nicht ein Minimum von Haß. — Daß ich Goethe's ganze Größe fühle, hab' ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, als ich seinen Götz, seinen Werther und sein Puppenspiel las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich ist. — Kurz, mein Freund, ich werde mich nie über Sie beklagen, daß Sie mich für Klopstock und Goethe aufgegeben haben. Seit langer Zeit haben

Sie Ihr anderes Ich gesucht. Sie glaubten, es in mir gefunden zu haben. Sie haben sich geirrt. Es giebt tausend Verschiedenheiten zwischen uns, die auf die Länge nicht verfehlen konnten, ihre Wirkung zu thun.«

Mehrere Umstände vereinigten sich, um ihn in der unmuthigen Stimmung, die in diesem Briefe herrscht, zu erhalten. Auf einen seiner Lieblingsgenüsse hatte er Verzicht leisten müssen, als nach dem Brande des Weimarischen Schlosses den 6. Mai 1774 die Schauspielergesellschaft entlassen worden war. Die Freude wenigstens hatte er damals gehabt, in seinem fürstlichen Zögling bei jenem Unglücksfall einen Helden und Menschenfreund zu erblicken, der sich dadurch für immer die Liebe seiner Unterthanen gewonnen. Das Erziehungsgeschäft, dem sich Wieland bisher gewidmet, hatte mit dem Schluß des Jahres 1774 aufgehört. Der Erbprinz Carl August und sein Bruder Constantin hatten, von dem Grafen v. Görz und dem Major v. Knebel begleitet, eine Reise durch einen großen Theil von Deutschland und auch nach Paris angetreten. Mit der Muße, die Wieland erhalten, seitdem er nicht mehr Instructor war, hatten sich seine Sorgen vermehrt. Er mußte auf eine Erweiterung seiner Einkünfte durch verdoppelten literarischen Fleiß denken. Denn sein Familienkreis, zu welchem vier blühende Töchter gehörten, war noch erweitert worden durch seine Mutter, die bereits 1772, bald nach dem Tode ihres Gatten zu ihm gezogen war. Gleichwohl nöthigte ihm der mäßige Absatz des Merkur in einem Brief an Gleim die Klage ab, daß er kaum die Unkosten seiner Zeitschrift zu decken im Stande sei.

Mehrere seiner damaligen Briefe enthalten Aeußerungen von tiefgekränktem Selbstgefühl. An Veranlassung zu Argwohn hatte es ihm nicht gefehlt. Ein satyrisches Drama, Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten betitelt, und von Wagner in Frankfurt am Main verfaßt, galt allgemein für ein Werk Göthe's. Es erschien zu einer Zeit, wo Wieland einige Zeilen von dem ebengenannten Dichter erhalten hatte, die auf ein freundliches Verhältniß hinzudeuten schienen. Gleichgültige Hintansetzung auf der einen Seite, Versöhnung auf der andern, hielt er seinen Unmuth für das Loos, das ihm zu Theil geworden, und doch glaubte er beides nicht verdient zu haben. »Nie hab' ich, schrieb er an Sophie La Roche, mehr Liebe für einen Menschen gefühlt, als für den Verfasser des Götz und Werther. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen. Aber er will nicht mein Freund sein. Er will die Freude haben, vor der Welt sein Spiel mit mir zu treiben, und in die Art, wie er's thut, bringt er Alles, was Beleidigungen unverzeihlich macht. — Sagen Sie mir, Sophie, womit hab' ich alles dies verdient? Wodurch hab' ich mich unwürdig gemacht von rechtschaffenen Leuten geliebt und geschätzt zu werden?«

So rührende Klagen enthalten mehrere damalige Briefe Wielands. Eine Reise nach Halberstadt zu seinem Gleim, der ihm unter allen seinen Freunden fast noch allein geblieben war, sollte seinen Unmuth verscheuchen. »Der bloße Gedanke an diese Reise, schrieb Wieland, macht mich und meine Frau wie neugeboren.

Unser Herz, unser Kopf, unser Blut und unsre Nerven, haben aller der mannigfachen Arten von Erschütterungen nöthig, die uns diese Reise geben wird. Andere Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neuauflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elysium sein wird, die offenen Arme unsers Gleim — wie wohl, wie wohl wird uns dies alles an Leib und Seele bekommen!«

Es war ein zwölftägiges fröhliches Beisammensein, das in beiden den Wunsch rege machte, Einen Aufenthaltsort zu haben. Mannigfache Pläne wurden in dieser Hinsicht entworfen. Die Anhänglichkeit an seinen fürstlichen Zögling, den er zu Ende Mai wieder in Weimar erwartete, scheint jedoch so groß gewesen zu sein, daß es ihm schwer ward, sich von seinen bisherigen Verhältnissen zu trennen, selbst unter Aussichten auf eine günstigere Lage. »Zuvörderst, schrieb er, bald nach der Rückkehr von jener Reise, kommt alles darauf an, ob Wieland zu seinem Gleim, oder Gleim zu seinem Wieland ziehen soll. Carl August wird dies entscheiden, oder hat es vielmehr schon entschieden. Welcher gute Kosmopolit wird nicht da leben wollen, wo ein guter Fürst regiert. Aber ob er so bleiben wird, wie er ist? Auch der bloße Zweifel, das bloße Wörtchen ob, dünkt mich Hochverrath gegen die Majestät der Natur — als wäre sie nicht mächtig genug, einen guten Menschen so gut zu machen, daß ihn auch der Fürstenhut nicht verschlimmere.«

Des treuen Freundes Bemühungen, ihm eine Anstellung in Berlin zu verschaffen, wußte Wieland zu

schätzen. Die Gründe, weshalb er keinen Gebrauch davon machen konnte, enthielt ein Brief, einige Monate nach der Rückkehr von seiner Halberstädter Reise geschrieben. »Wahrscheinlicher Weise, heißt es darin, wird Carl August mir nie Ursache geben, mich von ihm zu entfernen. Ich sitze hier ganz gut. So schön auch immer Ihr Berlinisches Project für mich in unser schönes chimärisches Plänchen paßte, so würde es doch in der Ausführung unendliche Schwierigkeiten haben. — Auch wenn ich in der Folge Ursache haben sollte, lieber anderswo als in Weimar zu leben, würde mich doch blos die Noth zwingen können, irgend ein öffentliches Amt anzunehmen oder zu suchen. Ueberdies bedenken Sie, wie wenig eine Versetzung in eine Welt, wie die Berlinische ist, sich zu meiner Gemüthsart und meinen Umständen schickte. Pain cuit et liberté wird ewig mein Wahlspruch bleiben. Lieber mit sechshundert Thalern in dem kleinen Dörfchen, wo mein Gleim geboren wurde, in einer Hütte an dem Schmerlenbach, als in Berlin oder Wien mit so vielen tausend Thalern, als Sie wollen. Aber, wie gesagt, Carl August ist mir gut, seine Mutter auch. In Hofintriguen und Staatssachen werde ich mich nie mischen, und mich so viel wie möglich in meinem Schneckenhäuschen ruhig halten. Ich werde also wenig oder keine Feinde in Weimar haben, und in Frieden und Unschuld dahinleben, so lange es Gott gefällt. Aendern sich einmal die Umstände, so wollen wir, um Ruhe zu bekommen, uns weder nach Berlin, noch in eine Windmühle setzen, sondern uns irgendwo, so nahe bei unserem Gleim, gerade so ein

kleines suetonisches tranquilles Gütchen kaufen, wie es einem Danischmende nützt und frommt — so weit von Sultanen und Bonzen, als es immer möglich ist. — In einer kleinen Stadt oder auf dem Lande, nicht weit von einer kleinen Stadt, kann so ein Mittelding von Sokrates und Horaz, wie ich bin, wohlfeiler glücklich sein.«

So schrieb Wieland zu einer Zeit, wo durch den Regierungsantritt seines bisherigen Zöglings und dessen Vermählung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt manche Veränderungen in seiner bisherigen Lage eintreten konnten. Nach dem, was er von der jungen Fürstin gehört, konnte er in Bezug auf sich, wie er in einem damaligen Briefe äußerte, »sich wenig Gutes versprechen.« Seine Besorgniß war vielleicht ungegründet, aber sie quälte ihn auch nicht. Er schien gefaßt, unter allen Umständen die Lebensweisheit zu zeigen, die bisher seine unzertrennliche Gefährtin gewesen. »Ich habe, schrieb er, meine Parthie schon genommen. Die Hofluft ist mir immer zuwider gewesen, und je seltner ich künftig genöthigt sein werde, sie zu athmen, desto glücklicher werde ich sein.« Daß ihm jener Gleichmuth geblieben, zeigt die nachfolgende Stelle in einem spätern Briefe an Sophie La Roche: »Die bevorstehenden Auftritte, so unbedeutend sie für die übrige Welt sind oder scheinen, sind für uns Weimaraner doch von so großer Wichtigkeit, daß jetzt alles bei uns in Erwartung der Dinge schwebt, die da kommen werden. Der ruhigste unter allen nennt sich Wieland, weil er für sich

selbst nichts verlangt, mit allem zufrieden ist, und übrigens voll guter Hoffnungen.«

Wenigstens eine dieser Hoffnungen, die er längst im Stillen gehegt, sollte erfüllt werden. Es war die persönliche Bekanntschaft Goethe's, den der junge Herzog in Frankfurt am Main kennen und schätzen gelernt, und ihn aufgefordert hatte, eine Staatsbedienung in Weimar anzunehmen. Wenige Monate, nachdem Carl August die Regierung angetreten und seine Vermählung gefeiert hatte, traf Göthe den 7. November 1775 in Weimar ein. Mit Begeisterung verkündete Wieland dies Ereigniß seinem Freunde Jacobi. Neid und Mißgunst war seiner Seele fremd. Den jungen Autor, der ihn durch seine Satyre gekränkt, bald als Liebling und Vertrauten eines Fürsten zu sehen, dem er bisher näher gestanden, machte ihm keine unangenehme Empfindung. Göthe galt ihm, nach seiner eignen Aeußerung, als »das größte Genie und als der beste, liebenswürdigste Mensch« den er bisher gekannt. »O bester Bruder, schrieb er den 10. November 1775 an Jacobi, was soll ich Dir sagen? Wie ganz Goethe beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich am Tage seiner Ankunft an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Crisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfe von der Morgensonne.«

An Zimmermann schrieb Wieland den 8. Januar 1776: »Ich lebe nun neun Wochen mit Göthe,

und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Dies sag' ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen, schönen, gefühlvollen, reichen Menschheit sah.«

Seine Begeisterung für Göthe kannte, wie man aus diesem Briefe sieht, damals keine Grenzen. Er war in der frohsten Stimmung, die wohl auch darin einen wesentlichen Grund haben mochte, daß in seinen bisherigen Lebensverhältnissen auch nicht die mindeste Aenderung eingetreten war. Von dem Herzog Carl August war ihm der Genuß seines bisher bezogenen Gehalts auf Lebenszeit zugesichert worden. Die Gemahlin seines Fürsten gab ihm unzweideutige Beweise ihres Wohlwollens, und die Herzogin Anna Amalia blieb ihm unveränderlich so geneigt, wie sie es bisher gewesen. Seinen Lieblingswunsch, sich selbst und seinen Studien zu leben, unbekümmert um das Treiben der Welt, sah Wieland erfüllt. »Sagen Sie unsrem Zimmermann, schrieb er einem seiner Freunde in der Schweiz, daß ich von dem Tage der Regierung meines lieben Carl Augusts an, mein mir selbst und meinen Freunden so oft gegebenes Wort erfüllt, und mich vom

Hofe gänzlich in mein Schneckenhäuschen zurückgezogen habe. Und wiewohl Göthe, des Herzogs Günstling, Freund und Alles in Allem, auch mein inniger Freund ist, so nehme ich doch nicht einmal indirect nur den mindesten Antheil an irgend etwas, das unsern Hof, unser Gouvernement oder den Herzog persönlich betrifft, so daß weder Gutes noch Böses jemals auf meine Rechnung kommen kann, noch soll. Deus nobis haec otia fecit.«

Auch mit Herder, der damals, nach verdrießlichen Unterhandlungen wegen einer theologischen Professur in Göttingen, als Generalsuperintendent nach Weimar berufen worden war, sollte Wieland in nähere Berührung kommen. Schon seit längerer Zeit hatte er von Herders Geiste die größten Erwartungen gehegt, doch mit seinem Styl und seiner Darstellungsweise sich nicht ganz befreunden können. »Sollte Freund Herder, äußerte Wieland in einem seiner damaligen Briefe, sich mit Gott entschließen, so zu schreiben, wie seit 4000 Jahren alle andere ehrliche Leute auf diesem Erdenrund geschrieben haben und auch ohne Zweifel künftig schreiben werden, so kann es nicht fehlen, alle Welt wird ihn als einen der ersten Geister unsrer Zeit erkennen und anbeten.«

Den Eindruck, den Herder auf ihn machte, schildert die nachfolgende Stelle in einem Briefe Wielands, im October 1776 geschrieben, bald nach der Ankunft Herders in Weimar. »Meine ganze Seele, schrieb er, ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies — daß sein Geist zu groß ist — ist die

in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Goethe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Goethe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich. Aber wie unzulänglich ist das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mächtigen Genius? Bei alle dem ist jetzt mein Haus eine Art von Resource für ihn, und den Engel, sein Weib. Alles, was in meiner Familie athmet, ist für beide eingenommen.«

Bestätigung erhalten diese Aeußerungen durch das Zeugniß der Gattin Herders in den von ihr herausgegebenen Erinnerungen aus seinem Leben. »Wielands zarte, gutmüthige Seele, sagt sie, schloß sich an Herder an. Er ehrte und liebte ihn, und unsre Familien verbanden sich immer sorglicher. Wenn auch in Wielands und Herders Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißklänge kamen, so löseten sie sich doch immer wieder. Sie achteten und ehrten jeder des andern eigenthümlichen Genius und Werth, ohne Neid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten, und eigentlich nie innig sympathisirten. Hervorragend gute Naturen erkennen auch bei jedem Wechsel, daß sie in einer höhern geistigen Classe zusammengehören.«

Der Umgang mit Goethe und Herder machte Wieland nicht gleichgültig gegen seine entfernten Freunde,

unter denen Gleim seinem Herzen noch immer am nächsten zu stehen schien. Ihm theilte er alle seine Freuden und Leiden mit, und führte ihn gewissermaßen in das Innere seines Familienkreises. Den 22. März 1776 meldete er ihm, daß »seine Frau ihn gestern um sechs Uhr Morgens mit einem kleinen Märzen-Kindchen« beschenkt habe. »Meine vier Mädchen, schrieb er, machen mich glücklich, sind die Freude meines Lebens. Warum sollt' ich von dem fünften nicht auch das Beste hoffen? — Wir haben uns, bester Freund und Bruder, des Rechts bedient, das Sie uns vor einem Jahre gegeben haben, und Sie, wiewohl abwesend, aber uns im Geiste gegenwärtig, zum Pathen des kleinen holden Geschöpfs ernannt, in Hoffnung, daß es Ihnen angenehm sein werde, diese geistige Paternität mit unserm Goethe zu theilen, der Sie liebt und ehrt, und sich eine Freude daraus macht, Sie bald persönlich bei uns kennen zu lernen.«

Wahrhaft einheimisch fühlte sich Wieland erst in Weimar, als er um diese Zeit sich einen vor der Stadt gelegenen Garten gekauft hatte. Dort konnte er, in ländlicher Einsamkeit, ungestört die Reize der Natur genießen und sich seinen Betrachtungen hingeben. Seine ganze Existenz, meinte er, habe dadurch eine andere Wendung bekommen. »Diese sechs Wochen, schrieb er an Gleim, hab' ich viel zu thun gehabt mit all' den Veränderungen, die ich in meiner neuen Domaine machen lassen mußte, um Freude daran haben zu können. Sie müssen sich nichts Vornehmes, noch Kostbares vorstellen. Bilden Sie sich ein, daß es ungefähr so

ein Garten ist, wie das kleine Gut, das Plinius dem Sueton kaufen will, ein Landgut war, d. i. gerade so, wie ihn ein Müssiggänger meiner Art vonnöthen hat; Bäume genug, um Schatten zu haben, und groß genug, daß meine Mädchen sich müde darin laufen können. Seitdem die Kirschbäume zu blühen angefangen haben, bin ich nun den ganzen lieben Tag draußen, und habe es schon so weit gebracht, daß mir in meinen vier Mauern in der Stadt nirgends wohl ist, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um hinaus zu gehen, und im Freien, im Grünen, unter meinen Bäumen, im Angesicht meiner eignen kleinen Pflanzungen, zu leben und zu wallen, und den unendlichen Erdgeist einzuziehen, mit dem ich je länger, je mehr Sympathie und Verwandtschaft fühle.«

In einem spätern Briefe, vom 7. September 1777, meldete Wieland seiner Jugendfreundin Sophie La Roche, daß er seit Anfang des Sommers, und — wie er hinzufügt — hoffentlich für seine ganze übrige Lebenszeit — in einem großen Hause vor der Stadt wohne, zwar nur zwanzig Schritte vom Thor, doch mit allen Annehmlichkeiten des Landlebens, in der beneidenswerthesten Freiheit und Ruhe. »Dort leb' ich, schrieb er, außer wenn ich von Zeit zu Zeit Belvedere, Ettersburg und Tiefurth besuchen muß, wo unsre Herzoginnen und Prinz Constantin den ganzen Sommer zubringen, fast ganz allein mit mir selbst und den Meinigen; und wenn mir, um ganz glücklich zu sein, noch etwas abgeht, so ist's, daß ich der übrigen Welt nicht so ganz vergessen darf, als ich wohl gern möchte. Hinten

an meinem Hause hab' ich einen Küchengarten mit Obstbäumen, und ein paar hundert Schritte davon liegt ein größerer Garten, den ich vor anderthalb Jahren gekauft habe, und worin ich dieser schönen herbstlichen Tage froh werde, die die Natur uns noch ganz unvermuthet schenkt.«

In dieser Zurückgezogenheit blieb Wieland fast gänzlich unbekannt mit den abentheuerlichen und übertriebenen Gerüchten, die sich damals über Weimar und das dortige Leben und Treiben verbreiteten. Das seltene freundschaftliche Verhältniß zwischen einem jungen genialen Fürsten und einem Dichter hatte allgemeine Sensation erregt und war gewissermaßen das Signal geworden für alle Kraft- und Dranggenies, nach Weimar zu wallfahrten. Die wunderlichsten Mährchen verbreiteten sich über Goethe und dessen Freunde Lenz und Klinger, die damals von Frankfurt nach Weimar gekommen waren. Von Lenz gestand Wieland selbst: »er mache alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich, und wundre sich dann darüber wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt habe.« Selbst von Herder ward gefabelt, er predige in galonnirten Kleidern, mit Stiefeln und Sporen, und reite unmittelbar nach der Predigt zum Thor hinaus. Wer darüber näher unterrichtet sein will, wende sich zu den aus K. A. Böttigers Nachlaß gedruckten Literarischen Zuständen und Zeitgenossen, und namentlich zu dem im ersten Theil dieses Werks befindlichen Aufsatze, Weimarisches Geniewesen betitelt.

Gegen den Antheil an jenem Treiben, den ihm das

Gerücht schuld gab, rechtfertigt sich Wieland in einem Briefe vom 7. Februar 1776. »Ich höre, schrieb er, daß gewisse Leute, die aus verächtlichen Ursachen meine und Goethe's Feinde sind, allerlei Calumnien aussprengen, und unter andern auch mich, wegen meiner Connexion mit Goethe, mit in das, was hier geschieht und nicht geschieht, einmischen, und zu einem, ich weiß nicht ob Acteur oder Soufleur oder Lichtputzer bei unsrer Staatscomödie machen, da ich doch, Dank sei Gott und meinem Genius, ein bloßer Zuschauer bin; bereit, mit aller möglichen Bonhommie zu klatschen, wenn gut gespielt wird, und höchstens die Achseln zuckend, oder ein paar sacres bleus zwischen den Zähnen murmelnd, wenn es dumm geht.«

Der Einfluß jüngerer talentvoller Köpfe wirkte aufregend für Wielands geistige Kraft zu einer Zeit, wo er in seinen Unterredungen mit einem Pfarrer eine Apologie seiner frühern Schriften niedergelegt hatte. »Wenn mir mein guter Genius, schrieb er an Jacobi, der jene Apologie nicht gebilligt, jemals etwas eingegeben hat, so war es der Gedanke, diese Dialogen zu schreiben. Die Wirkung, die sie bereits in Deutschland thun, ist erstaunlich. Alle mittelmäßige Leute — welche Zahl! alle gute, ehrliche, wohlmeinende, nüchterne Seelen strömen nun in voller Fluth wieder auf meine Seite. Kurz, Ich und der Pfarrer thun Zeichen und Wunder, und zehn Musarions hätten nicht die Hälfte so viel gethan, hätten im Gegentheil das Uebel nur noch größer gemacht. Meinen Sie, daß einem Biedermanne, der einen Merkur herausgiebt, nichts an

den mittelmäßigen Leuten, an den Armen am Geiste, an den Unmündigen und Säuglingen gelegen sei? Die Menge der Heerschaaren, Crethi und Plethi, Ohim und Zihim, die sind's, die den zeitlichen Ruhm, Ansehn und Glück eines Autors entscheiden.«

Manche Pläne entwarf Wieland damals, seinen Merkur gemeinnütziger zu machen. Nichts, meinte er, würde ihm mehr aufhelfen, als wenn man »mehr Urtheile über Bücher und andere Dinge« hineinbrächte. »Den Leuten, schrieb er, liegt an nichts so viel, als zu wissen, was sie über alles Vorkommende denken und sagen sollen.« Seltener waren die Beiträge geworden, durch welche Goethe, Herder, Jacobi u. A. vor dem Jahre 1776 seine Zeitschrift, deren Aufnahme ihm sehr am Herzen lag, unterstützt hatten. Sie enthielt seitdem mehr Aufsätze von seiner eignen Feder, und alle seine Werke wurden bruchstückweise zuerst im Merkur abgedruckt, so daß diese Zeitschrift den richtigsten Ueberblick seiner literärischen Thätigkeit in einer Reihenfolge von zwanzig Jahren gestattet.

Seine fortwährende Beschäftigung mit der Literatur der Griechen und Römer entzog ihn nicht philosophischen und historischen Studien im weitesten Umfange des Worts. Zugleich blieb ein lebendiges Interesse für alle Ereignisse der Gegenwart. Die Fortschritte des Menschen in seiner geistigen Cultur beobachtete er mit scharfem Auge, machte sich mit den neuern Reisen und mit jeder wichtigen Entdeckung und Einrichtung bekannt, die zu einem wohlthätigen oder gefährlichen Resultat zu führen schien. Sein reger Geist durchwanderte

das große Gebiet der Künste und Wissenschaften nach allen Richtungen hin. Er erhielt dadurch reichliche Materialien zu größern und kleinern Aufsätzen für den deutschen Merkur, späterhin zum Theil gesammelt in seinen Werken unter dem Titel: Miscellaneen.

Die meisten jener Aufsätze characterisirt das Streben, Aufklärung zu befördern, wie es sich von einem Schriftsteller erwarten ließ, der sich aufs bestimmteste erklärt hatte für eine ungehemmte Ausbildung des menschlichen Geschlechts. Was er mit jenem Streben nach Aufklärung beabsichtigte, darüber mögen seine eignen Aeußerungen sprechen in seinem Aufsatze: Sechs Antworten auf sechs Fragen. »Das Licht des Geistes, schrieb Wieland, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird Jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkenntniß als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Sinn Sichtbare. Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; z. B. wer uns Schwarz für Weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen

lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist) wer gern Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht — der kann das natürlicherweise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen, als bei Nacht oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind natürliche Gegner der Aufklärung.«

»Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung jedes unpartheiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind. Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachen Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt, und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstern, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben. Die Rede kann also hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit sein. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, als — diejenigen, deren Interesse es ist, daß

es dunkel darin sei und bleibe; und auf die Sicherheit dieser wird doch wohl bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen?« —

»Ich denke nicht gern Arges von meinen Nebenmenschen. Aber ich muß gestehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager so sehr am Herzen liegt, da könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe respectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen: es gäbe Fälle, wo zu viel Licht schädlich sei, wo man es nur mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe. — Gut! — Es wäre aber Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmal im Stande sein sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß dies bloße Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen haben, warum es nicht hell um sie sein soll.«

In solcher Weise suchte Wieland Aufklärung zu befördern, in einer Periode, wo schwärmerische Köpfe, wie der Pater Gastner in Wien, der berüchtigte Graf Cagliostro, Meßner, Schröpfer u. A. dem Zeitgeist eine so wundersame Richtung gaben, daß man sich des Unglaubens auf der einen Seite und des Aberglaubens auf der andern beschuldigte. Aber Wieland glaubte behutsam zu Werke gehen zu müssen, und nicht zu verkennen ist seine Gewissenhaftigkeit in allem, was

er über religiöse Gegenstände geschrieben. Nichts war ihm anstößiger, als der Leichtsinn, womit Einige sich als recht starke Geister zu bewähren gedachten. »Wahre Erleuchtung, schrieb er, über alles, was den Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse, und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es giebt auch Irrwische, deren betrügliches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätigste Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht.«

Während er so vor Uebereilung warnte, empfahl er die zweckdienlichsten Mittel zur Beförderung wahrer Erleuchtung. In einem Briefe vom Jahr 1784 meinte er, nachdem er den Weg der Duldung und den noch ebnern und geradern der freien Untersuchung und öffentlichen Mittheilung, auf den jener führe, eingeschlagen, habe er endlich den rechten Weg gefunden. Wenige erkannten so genau wie er die Gebrechen, an denen sein Zeitalter krankte. »Die Zeiten der größten Verfeinerung, schrieb er, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit sind von jeher immer diejenigen gewesen, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben. — Der Wunderglaube der Zeit, der Hang nach dem Uebernatürlichen, der Wunsch, mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und

können sollen, hat das arme menschliche Geschlecht von jeher einer Menge von Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen. Eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.«

In dem muthigen Kampf für die Rechte der Vernunft, für Wahrheit und Licht überraschte ihn wohl mitunter der Gedanke eines verfehlten Strebens. Eine Stimme in seinem Innern schien ihm zuzurufen: »Was nützt es dir, dich täuschen zu wollen? Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der Menge die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als nach den greulichsten Erschütterungen, und alsdann auch nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeitlang, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was jener gebaut.«

Dann aber tröstete er sich wieder, daß diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkeh-

renden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dies Zerstören dessen, was da sei, um dem, was werden solle, Platz zu machen, nun einmal zu der großen Ordnung der Dinge gehörten, deren Plan eben so unübersehbar sei, als die Hand verborgen, die seine Ausführung leite. »Euch Sterblichen, schrieb er, geziemt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Unmuth oder Läßigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert — denn du säest nicht für dich selbst — was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich, oder auf Sand, in's Wasser, oder auf nackte Felsen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel — vielleicht erst lange nachher, wenn du nicht mehr bist.«

Unter diesen Bemühungen, Samenkörner, die er für gedeihliche hielt, überall auszustreuen, ward Wieland der Dichtkunst nicht untreu, von der ihn jene mannigfachen Studien und Beschäftigungen leicht hätten entfernen können. Mehrere poetische Arbeiten fallen in den Zeitraum von 1776 — 1783, wo er seines Instructor=Amtes entbunden, mehr Muße als früher erhalten hatte. Zu nennen sind unter jenen Produkten vorzugsweise die poetischen Erzählungen: Gandalin oder Liebe um Liebe; das Winter= und Sommermährchen, Pervonte; der Vogelsang oder

die drei Lehren, Hann und Gulpenheh u. a. m. Jener Lebensperiode gehört aber auch sein romantisches Epos Oberon an, durch welches er seinen Dichterruhm für immer begründete.

Am wenigsten waren seine Freunde, noch Wieland selbst, mit der Oper Rosamunde zufrieden gewesen, die er im Jahr 1776, durch den Minister v. Hompesch aufgefordert, für die Mannheimer Bühne gedichtet hatte. »Rosamunde, schrieb er an Jacobi, ist kein Werk der Liebe, sondern der Noth, des Dranges.« Doch tröstete er sich, Schweizer, der berühmte Componist seiner Alceste, werde das Stück durch seine Musik heben. Bei einer Oper, meinte er, komme ja ohnedies der Text wenig in Betracht. Aber durch einen Brief von Jacobi, der über jene Oper, als Ganzes betrachtet, seine lebhafte Mißbilligung zu erkennen gegeben, war Wieland lebhaft beunruhigt worden. Goethe's Urtheil sollte entscheiden. »Ihn will ich, schrieb Wieland, zum Richter über die Rosamunde machen, wiewohl — fügte er hinzu — Goethe eigentlich von dem, was das wahre Wesen der Oper ist, nicht mehr weiß, als Du, und das ganze Genre nicht liebt.«

»Ich habe nun, heißt es in einem spätern Briefe an Jacobi, auch Goethe's Meinung von der Sache, und sie stimmt völlig mit der Deinigen überein. Er hat mir alles sehr begreiflich gemacht. Seiner Meinung nach liegen die Hauptgebrechen im Sujet selbst. Das πρωτον ψευδος aber liegt nach ihm darin, daß ich das Ding, anstatt mit dramatischem, mit epischem Sinn gefaßt habe. — Genug, ich glaube, daß ihr Recht

habt, und daß ich ein . . . bin, wie ich von Jugend auf immer eine Art von Vermuthung hatte. Ich sehe nun hinterdrein alles, was ihr wollt, und mehr dazu. Aber der arme Schweizer hat nun bald drei Acte ganz herrlich componirt, und der allein dauert mich.«

Wieland entschloß sich zu einer Umarbeitung seiner Oper. »Wenn ich, schrieb er an Jacobi, nur einen Ausweg finde, das Ding anders zu entwickeln, so wird es durch Schweizer's Composition immer ein Stück, das man gern hören wird, und vielleicht mehr, als ihr Genien euch alle einbildet. Indessen habe ich von dem Augenblicke an, da dieses Geschöpf (woran ich in dem seligsten Irrthum des Wohlgefallens gearbeitet) einen so fatalen Eindruck auf Dich gemacht hat, alle Anmuthung dazu verloren. Es ist mir verdrießlich, daß ich davon reden soll, und noch verdrießlicher, daß ich in der entschiedensten Unmöglichkeit bin, es ganz fallen zu lassen. Schreibe mir doch, wie Du glaubst, daß ich's vom vierten Act an anders wenden könnte. Die Ermordung des Ritters vom Thurm ist unnöthig und soll gleich zuerst geändert werden. Daß Rosamunde am Ende noch von der Königin erstochen werde, fängt mir an einzuleuchten; dies würde den ganzen Gang der letzten Acte ändern. Auch in Rosamunde, nachdem sie wieder auflebt, und den König sieht, muß der Kampf zwischen Liebe und Tugend viel heftiger werden. Mein πρότον ψευδος war, daß ich das Stück zu erbaulich machen wollte; und das noch προτερον ψευδος, daß ich ein solches Sujet gewählt hatte.«

Die Frist zur Umarbeitung, die ihm der Intendant der Mannheimer Bühne, Graf Portia, gewährt, benutzte Wieland, seiner Oper eine vollendetere Gestalt zu geben, worüber er sich mit seinen Freunden mannigfach berathen hatte. Das Stück ward mit Beifall wiederholt gegeben. Indeß schien Wieland doch irre geworden an seinem Talent für diese Gattung, weil er einen gleichzeitigen Antrag ähnlicher Art ablehnte. Er schrieb darüber an den gefeierten Componisten der Iphigenie: »Ich habe Augenblicke, wo ich eifrig wünsche, ein lyrisches Werk hervorbringen zu können, das werth wäre von Gluck Leben und Unsterblichkeit zu empfangen. Zuweilen ist mir auch, als könnt' ich es. Aber dies ist nur ein vorübergehendes Gefühl, nicht Stimme des Genius. Ueberdies fehlt es mir an Sujets, die zugleich dem lyrischen Drama anpassend wären und eine große Wirkung thun könnten.« In einem gleichzeitigen Briefe an Jacobi gestand Wieland geradezu, daß er »für das Dramatische gar keinen Sinn habe.«

Jedenfalls neigte sich seine Natur mehr zur epischen Poesie. Er gefiel sich vorzugsweise im Gebiet des Mährchenhaften und Romantischen. Nach seinen eigenen Aeußerungen war er überzeugt, daß sich dem Mährchen ein höherer Zweck unterlegen lasse, als »bloße Unterhaltung kleiner und großer Kinder.« Aber nicht überall, wie bei einigen seiner Mährchen, hatte er eine didactische Tendenz vor Augen. Der ihm inwohnende Geist der Ironie trieb ihn zur Wahl des feinkomischen Tons in seinen der romantischen Gattung angehörenden Gedichten. Belege dafür finden sich in seinem

Gandalin oder Liebe um Liebe und in Klelia und Sinibald. In dem erstgenannten Gedichte behandelte er wieder ein altes Lieblingsthema, die Casuistik der Liebe, und rechtfertigte es in einer Apologie, die vielleicht zu dem Schönsten gehört, was je poetische Begeisterung über die Liebe eingegeben. Aber sowohl Gandalin, als Klelia und Sinibald, mit jenem Gedicht zum Theil im Zweck und völlig im Geist und Ton verwandt, dürften insofern nur zu den romantischen Gedichten zu rechnen sein, als der Stoff derselben der romantischen Zeit angehört, und wenigstens Ein Element der Romantik, die Liebe, von Wieland aus dem Gesichtspunkte der romantischen Abentheuerlichkeit aufgefaßt ward. Denn in beiden Gedichten blieb er dem Vorsatz treu, daß darin »die Orthodoxen, der Natur zum Trotz, keine Spur des Mährchenhaften und Romantisch-Wunderbaren finden sollten.«

Die eben erwähnten Gedichte unterscheiden sich nebenbei auch dadurch von den übrigen poetischen Arbeiten Wielands in dieser Periode seines Lebens, daß ihnen eine freie Erfindung zum Grunde liegt. Bei dem Sommer- und Wintermährchen, dem Schach Lolo, Hann und Gulpenheh, Pervonte und andern, bereits früher erwähnten Gedichten, hatte er größtentheils französische Quellen benutzt, die Fabliaux des Chretien de Troyes, die Lays de l'Oiselet, das alte Ritterbuch, Roman de Gyron de Courtois und ähnliche Werke. Gegen den Vorwurf der Nachahmung rechtfertigte Wieland seinen Lieblingsdichter Horaz und sich selbst zugleich in seiner Uebersetzung des Horaz.

»Jeder wahre Künstler, sagt er dort, ahmt in gewissem Sinne seine Vorgänger nach. Aber Virgil ist, ungeachtet alles dessen, was er von Homer geborgt oder nachgeahmt, noch immer ein großer, und selbst durch die Art der Nachahmung, ein originaler Dichter. Ein Pfuscher ohne alles Talent könnte ein höchst elendes Werk von 56 Gesängen, der Erfindung und ganzen Ausführung nach, aus seinem eignen schalen Kopfe gezogen, und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts als ein originaler Pfuscher sein. Dagegen könnte ein großer Dichter nicht nur das Sujet, sondern, wenn er es für gut fände, den ganzen Plan seines Werks von einem andern nehmen, und durch die Art der Ausführung ein neues und vortreffliches Werk aus einem schlechten erschaffen. Das, was den wahren Meister macht, ist nicht die Erfindung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charactere, Situationen u. s. f., sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werke einzuathmen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler im christlichen Europa haben Marienbilder und heilige Familien gemalt. Der Inhalt ist der nämliche, die Farben auf dem Palet sind's auch. Gleichwohl hat jeder denselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt, und so viele treffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen, auch die Seinige hinzuzuthun.«

Möchte nun immerhin Wielands Oberon grossentheils aus altfranzösischen Quellen, und namentlich einer alten Sage, Huon de Bordeaux betitelt, entlehnt sein — der Werth dieses Gedichts, das sich stets als classisches Werk behauptet, und dem selbst die strengste Critik Gerechtigkeit widerfahren ließ, ward nicht dadurch verringert, daß Wieland mehrere Fabeln zu einem Ganzen zu verbinden suchte. Für eine eigenthümliche Schönheit des Plans und der Composition seines Gedichts hielt Wieland, nach seinem eigenen Geständniß »die Art und Weise, wie die Geschichte von Oberons Zwist mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüon's und Rezia's eingewebt worden.« »Oberon ist, schrieb er, nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt: nämlich aus dem Abentheuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seines Liebesverhältnisses mit Rezia, und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon. Aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen, oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberon's Beistand würde Hüon Kaiser Carls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia, und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeuge seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser, auf wechselsei-

tige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst von Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnahme an den sämmtlich handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte.«

Von Wielands übrigen romantischen Gedichten unterschied sich sein Oberon nicht blos dadurch, daß durchaus keine Spur einer satyrischen Tendenz darin zu entdecken war, sondern hauptsächlich durch die bewundernswürdige Kunst, in diesem Gedicht jedes Ereigniß, jeden Wechsel der Situationen zu motiviren. Durch Ton und Darstellung näherte er sein Gedicht der Würde des antiken Epos, ohne das Phantastische der Romantik aufzuopfern. Er hatte vielmehr im Oberon alle Elemente des Romantischen zu vereinigen gesucht, Schwärmerei im Heroismus, in der Liebe und der Religion, neben einer mährchenhaften Weltanschauung. »Es scheint, schrieb er, einer der feinsten Kunstgriffe in Gedichten romantischer Gattung, daß man die Genien und Feen als Wesen einer höhern Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungskreis und Geschichte für uns immer etwas Räthselhaftes, Geheimes und Unerklärliches hat; auch alsdann, wenn unsere Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, die man wohl Schicksal nennt, in die ihrigen eingeflochten, und wir, ohne zu wissen, wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schicksal ihnen Gutes erweiset.«

Wieland war noch beschäftigt mit seinem Oberon, als das Studium der Alten, an dem er noch immer mit Liebe hing, in ihm die Idee weckte, seinen Lieblingsdichter Horaz zu übersetzen. Ausgeführt ward dieser Plan erst, als er den Oberon vollendet hatte. Auch beschränkte er sich in seiner Uebersetzung des Horaz nur auf die Briefe und Satyren jenes Dichters. Es war ihm dabei mehr zu thun, den Geist seines Originals wiederzugeben, als sich streng an die Form desselben zu halten, und die Treue seiner Uebersetzung bis auf das Buchstäbliche auszudehnen. Um die Manier und den Ton seines Autors besser zu treffen, wählte er statt des Hexameters den jambischen Vers, den er für geeigneter halten mochte, die Leichtigkeit und Gewandheit der Conversationssprache wiederzugeben. Auch bei seiner Uebersetzung des Lucian, die er einige Jahre später unternahm, ging er mit gleicher Freiheit zu Werke, wodurch der Ausdruck bald kürzer, bald weitläufiger ward als der des Originals. Einen bleibenden Werth verlieh er seinen Uebersetzungen durch die, von gründlicher Sachkenntniß zeugenden Einleitungen und Erklärungen, mit denen er sie begleitete. Sie erleichterten nicht blos dem großen Publikum das Verständniß jener Schriftsteller, auch für den Gelehrten wurden sie wichtig. Treffend bemerkt ein geistreicher Autor: »Die Congenialität Wielands zu den Geistern des Horaz und Lucian verhalf ihm häufig zu solchen Ansichten, ohne welche ihre Werke, trotz aller Gelehrsamkeit und Critik, doch nicht verstanden werden, und der Genuß derselben verkümmert wird. Dadurch, daß er über

den Geist jenes Römers und Griechen, das Zeitalter eines jeden, und die Eigenthümlichkeiten ihrer Werke, nicht blos als Historiker und Literator, sondern zugleich als Dichter, als gebildeter Weltmann, als Kenner der Welt und des Herzens belehrte, hat er unstreitig das feinere Verständniß ihrer Werke vermehrt und den Genuß an denselben erhöht, eben dadurch aber um das Studium der alten Literatur überhaupt und den mehr verbreiteten Geschmack an demselben sich nicht geringe Verdienste erworben.

Oft erinnerte sich Wieland noch in höherem Lebensalter mit Vergnügen an die drei Jahre, die er zu seiner Uebersetzung des Lucians verwendet. Zwischen jenem Autor und ihm selbst fand unstreitig die größte Geistesverwandtschaft statt. Beide schienen ein Ziel zu verfolgen, und Wieland pflegte scherzend zu äußern, daß ihn während jener literarischen Arbeit oft der Glaube an die Seelenwanderung fast zu einer Art von Täuschung geworden. Auf Wieland selbst paßt Zug für Zug die Schilderung die er von Lucian entwirft. Sie verdient daher hier wohl eine Stelle.

»Begabt mit einem geraden Sinn und aufrichtigen Hange zum Wahren in allen Dingen, ein geborner herzlicher Feind aller Affectation und falschen Anmaßung, alles Ueberspannten und Unnatürlichen, aller Uebervortheilung der treuherzigen Einfalt, aller Obermacht, die ein schlauer Betrüger durch künstlich versteckte Anstalten, oder ein schwärmender Selbstbetrogener durch blendende Naturgaben und das ansteckende Feuer seines Seelenfiebers, über den blöden Haufen der Armen und

Schwachen zu erhalten weiß — machte er zum Geschäft seines Lebens und zum Hauptzweck seiner Schriften alle Arten von Lügen, Blendwerke und Künste des Betrugs — von den theologischen Lügen der Dichter bis zu den Mährchen der Geisterseher und Zaubermeister seiner Zeit und von den Schlichen und Hinterlisten einer Lais, Phryne und Glyceren bis zu den unendlichmalwichtigen Kniffen der religiösen Gaukler, Orakelschmidte und Theophanien-Spieler — hauptsächlich aber, und mit der unerbittlichsten Strenge, die falsche Weisheit und Gravität, die unwissende Vielwisserei, die gleißnerische Tugend, die niedrige Sinnesart und pöbelhaften Sitten der Handwerks-Philosophen seiner Zeit zu entlarven, alle diese verschiedenen Gattungen der großen Betrügerzunft in ihrer wahren Gestalt und Blöße darzustellen, und dadurch zu einem desto größern Wohlthäter seiner Zeit zu werden, je weniger er auf ihren Dank, und je gewisser er dagegen auf Haß und Verfolgung von Seiten einer vielköpfigen und tausendarmigen Parthei rechnen konnte. Denn selbst der Umstand, daß er seine sehr ernsthafte Absicht, um sie desto gewisser zu erreichen, so oft unter einen Schein von Frivolität verbergen mußte, und blos zu belustigen schien, wo es ihm um Belehrung und Besserung seiner Leser zu thun war, muß in den Augen weiser und gerechter Leser sein Verdienst um so viel erhöhen, als es eben dadurch in dem blöden Urtheil des großen Haufens, der sich immer durch den Schein der Dinge täuschen läßt, herabgewürdigt wird. — Der Wirkungskreis des

lucianischen Geistes ist von keinem kleinern Umfange als derjenige, worin der Geist der Lüge und Sophisterei, der Heuchelei und Schwärmerei, der Hirngespenster und Gaukelkünste aller Arten sein Wesen treibt. Wie hätte er also bei einem so allgemeinen Plan, die Werke dieses bösen Dämons zu zerstören, nur allein die Götter-Legende schonen sollen? Wie und warum hätten ihm ihre ungereimten und ärgerlichen Anthropomorphismen und die lächerliche Inconsequenz der Fabeln und Gaukeleien, womit die ursprünglich so viele edlere Religion eines Phoroneus, Orpheus, Eumolpus u. a. nach und nach verfälscht und verunstaltet worden war, heilig sein sollen! —— Lucians Göttergespräche sind so beschaffen, daß sie einem jeden, der nicht unheilbar blind war, die Augen über die Ungereimtheit, Inconsequenz und Unsittlichkeit des gemeinen Volksglaubens seiner Zeit öffnen konnten; warum sollen wir blos darum, weil er Witz und Laune zum Vehikel seiner Arzenei macht, ihm die Absicht zu heilen absprechen? Was berechtigt uns, einen Schriftsteller, blos weil er die Wahrheit scherzend und lachend sagt, zum Scurra zu machen? Wir wären mit demjenigen zufrieden, der Gaben, wie die seinige, auch blos zur Belustigung unsers Witzes, zu angenehmer Unterhaltung unsres Geschmacks angewandt hätte. Lucian thut, indem er beides thut, noch viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustigt — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generation gegen die Verirrungen ihrer Voreltern, — weiset hin auf den ebenen Pfad der Natur

worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wornach wir alle streben, unmöglich verfehlen kann.«

Die mehrjährige Beschäftigung mit Lucian war es, durch welche Wieland Anlaß fand, den Geist und die Manier jenes Autors in einer eigenen Composition wiederzugeben. Sie war kein bloßes Spiel der Phantasie. Einen sehr ernsten Zweck suchte vielmehr Wieland zu verfolgen in seinen, großentheils durch die politischen Ereignisse veranlaßten Gesprächen in Elysium und in seinen Göttergesprächen. Früher als diese Schriften entstand jedoch ein Werk, das durch seinen Inhalt große Sensation machte. Es war die Geschichte der Abderiten. Erinnerungen an die republikanische Verfassung seiner Vaterstadt Biberach, und eine Vergleichung jener Constitution mit der monarchischen Regierung in Weimar, die er in der Nähe zu beobachten manche Gelegenheit fand, scheinen die erste Idee zu jenem Werke in ihm geweckt zu haben, als er an einem Herbstmorgen einst müßig dasaß in einem obern Hinterzimmer des Söllner'schen Freihauses.

Unmuthig über die grundlose Beschuldigung, daß es seine Absicht gewesen, durch jenen Roman seine Vaterstadt dem Spott leichtsinniger Weltkinder preiszugeben, schrieb Wieland: »O wie recht hattest du, ehrlicher Bruder Tristram, mit Sr. Eminenz, dem Erzbischof von Benevent, Johann de la Casa, zu behaupten, daß immer zehntausend Teufel aus der Hölle um einen Schriftsteller herumschnurren, zumal um den, der in gutem sorglosem Muth auf den schlüpfrigen

Pfaden des Witzes und der Laune daherschlendert, und daß es kaum menschenmöglich ist, vor dem Einsumsen und Zuflüstern aller dieser bösen Widersacher, die durch jede Oeffnung unserer äußern und innern Sinne auf einmal einzudringen suchen, sich genugsam in Acht zu nehmen. — Sie sehen hieraus abermals, liebe Herren und Freunde, daß ich das Sprüchlein: **Homo sum, nihil humani a me alienum puto**, nicht vergeblich im Mund und Herzen führe. — Aber so solltet ihr wenigstens keine Abderiten schreiben! — Nein, darin irren Sie sich; eben deswegen schrieb ich Abderiten.«

Doch ward Wieland immer vorsichtiger und behutsamer in seinen Schriften und Aufsätzen über politische Gegenstände, für die ihm noch immer ein lebendiges Interesse geblieben war. Schon sein Verhältniß zum Weimarischen Hofe mochte ihn bestimmen, in dieser Hinsicht Rücksichten zu nehmen. Sein Freund Jacobi mußte sich's gefallen lassen, daß Wieland in den Bruchstücken aus dem Roman Allwill, die für den Merkur bestimmt waren, einzelne Stellen strich, besonders eine über den Fürstendienst. »Gott weiß, schrieb er, wie Du, mit dem Bewußtseiu Deiner und meiner Verhältnisse, so was hinschreiben konntest, daß ich's drucken lassen sollte.« Bescheidenheit hielt er für eine unerläßliche Bedingung, unter der ein Privatmann öffentlich über Staatsangelegenheiten sprechen und ein Urtheil fällen sollte über Maßregeln, die das Wohl oder Wehe ganzer Nationen entschieden. Die Wünsche des Volks und die Meinung verständiger

ger Männer zu vernehmen, deren Auge kein Privatinteresse blende, müsse den Fürsten sogar willkommen sein, so lange sie noch keine entschiedene Parthei ergriffen. Sei aber einmal der unglückliche Wurf geschehen, so könne das Einmischen von Privatleuten und ihr Urtheil über die genommenen Maßregeln nichts mehr helfen, wohl aber schaden. Wiederholt warnte er vor dem Mißbrauch der Presse. Aber eine Reform in den politischen Verhältnissen wünschte und hoffte er sehnlich. Eine kühnere Sprache, als manche seiner Aeußerungen erwarten ließen, führte Wieland in einem im Jahr 1784 gedruckten Aufsatze.

»Wahrscheinlich wird, schrieb er, wenn man mit der Religion und der Priesterschaft fertig ist, die Reihe auch an Untersuchungen kommen, die unsern weltlichen Gewalthabern nicht behagen dürften, so gleichgültig auch das Gefühl ihrer Stärke sie jetzt dagegen machen mag. Denn auch sie wird man endlich fragen: Aus welcher Macht thut ihr dies und das? Von wem habt ihr diese Macht empfangen, und wem habt ihr Rechenschaft davon zu geben? Worauf gründen sich eure Vorrechte, Besitzthümer und Ansprüche? — — Wenn sich alle eure Vorrechte (wie uns unsre Philosophen von den Dächern herab predigen) auf einen bloßen Vertrag zwischen uns und euch gründen; wenn alles, was ihr besitzt, blos anvertrautes Gut ist, und euer Ansehn keinen andern rechtskräftigen Grund hat, noch haben kann, als eine von uns empfangene bedingte Vollmacht, die wir alle Tage zurücknehmen können, sobald wir uns auf eine vortheilhaftere Art einzurichten wis-

sen: wie könnt ihr erwarten, daß so aufgeklärte Leute, wie wir, in der wichtigsten Angelegenheit unsers zeitlichen Lebens euch eine willkührliche und unbeschränkte Gewalt über unsore Personen, unser Eigenthum und unser Leben einräumen werden? Ehe wir euern Verordnungen gehorchen, wollen wir untersuchen, ob sie uns glücklicher machen werden. Ehe wir euch Subsidien bewilligen, wollen wir erst wissen, wie ihr sie zu unserem Nutzen anzuwenden gedenkt. Und ehe wir uns an die Schlachtbank führen, oder uns der Gefahr aussetzen lassen, unser Feld verwüstet, unsere Wohnungen angezündet und unsre Söhne in die Kriegsknechtschaft geführt zu sehen, wollen wir vorher untersuchen, was uns daran gelegen ist, ob ihr etliche Quadratmeilen mehr oder weniger zu besteuern habt, oder nicht.«

Es waren prophetische Worte, zwei Jahre vor dem Tode Friedrichs II. gesprochen, die sich durch die nächsten und noch mehr durch die spätern politischen Ereignisse bewährten. Die Stellung, die Wieland damals als Schriftsteller und Journalist zu behaupten suchte, zeigt sein eigenes Geständniß. »Es ist, schrieb er, eben so wenig meine Absicht, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für eins der wirksamsten Mittel, seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt nichts.«

Wiederholt nahm er die Rechte der Menschheit gegen die Bedrückungen des Despotismus in Schutz. Bei der sich immer mehr ausbreitenden Aufklärung, bei

den immer raschern Fortschritten der Geistescultur hielt er den Zeitpunkt nicht für entfernt, wo, nach seinem eigenen Ausdruck, die schafsartigsten Menschen, aufs Aeußerste getrieben, zu Tigern werden könnten. Nur einer einzigen electrischen Commotion, meinte er, bedürfe es, »um zehn oder zwanzig Millionen, die nichts mehr als das nackte Leben zu verlieren hätten, dahin zu bringen, auch dies, gegen Alles, aufs Spiel zu setzen.«

Seine Welt- und Menschenkenntniß hatte ihn nicht getäuscht, und die eben mitgetheilten Worte gingen noch vor dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts fast buchstäblich in Erfüllung durch den Ausbruch der französischen Revolution. Wie mächtig dies politische Ereigniß auf ihn eingewirkt, zeigen mehrere seiner damaligen schriftstellerischen Arbeiten, vor allen seine Göttergespräche, in denen er seine politische Meinung niederlegte. Er that es als Cosmopolit im eigentlichen Sinne des Worts, und durfte sich daher wohl das Zeugniß geben, daß »in Allem, was er seit dem 14. Juni 1789 über die öffentlichen Begebenheiten in Frankreich geschrieben, ein gewisser Geist von Unpartheilichkeit, Billigkeit und Mäßigung athme.« »Da ich, schrieb er, meines Wissens, nicht die Ehre habe, mit dem Hause Capet verwandt zu sein, da ich weder ein Prälat, noch ein Edelmann bin, und überhaupt bei Wiederherstellung des alten Regime in Frankreich eben so wenig zu gewinnen, als bei einer neuen Constitution zu verlieren habe, so sehe ich nicht ein, was in der Welt mich verhindern sollte, entweder bei

Beurtheilung der Gegenstände ganz unpartheiisch zu sein, oder — falls eine gänzliche Gleichgültigkeit und stoische Apathie entweder nicht in der menschlichen Natur, oder wenigstens nicht in der meinigen wäre — doch eine so gemäßigte Parthie zu nehmen, daß weder Monarchisten, noch Jakobiner, weder Aristokraten, noch Demokraten, weder Schwörer, noch Nichtschwörer, gerechte Ursache hätten, mir Unbilligkeit Schuld zu geben. Woher es kommt, daß nicht Alle, welche eben so viel Ursache zur Unpartheilichkeit und Mäßigung haben, als ich, sich in gleichen Schranken mit mir gehalten, verlange ich nicht zu untersuchen. Persönliche Umstände, Verhältnisse, Verbindungen und Rücksichten influiren in solchen Fällen meistens stärker auf die Vorstellungsart und Urtheile der Leute, als sie sich's bewußt sind.«

Aus Wielands eignen Aeußerungen lernen wir die Hauptmaxime kennen, die ihn »in seinem Urtheil über die menschlichen Dinge,« zu leiten pflegte. »Ich vergesse nie, schrieb er, daß Menschen in allen Umständen und Zeiten weder mehr noch weniger als Menschen sind. Daher kommt es, daß nicht leicht etwas so gut oder schlimm, so vernünftig oder so albern, so edel oder so schlecht ist, daß ich es ihnen nicht unter gewissen Umständen zutrauen sollte. Daher kommt es, daß ich nichts Vollkommenes von ihnen erwarte, und mich (Momente von übler Laune oder Aufbrausung abgerechnet) nie darüber formalisire, wenn sie — zumal in außerordentlichen Lagen und im Gedränge großer Schwierigkeiten — nicht wie Götter, reine Geister oder

stoische Weise, sondern nur wie arme Erdenklöße, weder weiser, noch consequenter, noch uneigennütziger handeln, als man es seit so vielen Jahrtausenden von den Adamskindern gewohnt ist, oder doch billig gewohnt sein sollte.«

Den Einwirkungen von übler Laune, deren Wieland in diesem Briefe gedenkt, fühlte er sich besonders unterworfen, als er sich mit Abscheu hinwegwandte von den Greueln, die die französische Revolution in ihrem Fortgange begleiteten. Es war die Periode, wo, wie Wieland sich darüber äußerte, »die anmaßlichen Weltbefreier die Maske abgeworfen, um auch die Blinden mit Händen greifen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben möchten.« Da regte die Vaterlandsliebe sich wieder mächtig in dem Cosmopoliten Wieland, und rühmend hob er das Gute hervor in der oft wegen ihren Mängeln von ihm getadelten Constitution der deutschen Staaten. Der wahre Patriotismus zeigte sich ihm, seinen eigenen Aeußerungen nach, nur in der Liebe zu der bestehenden Verfassung. »Was kann deutscher Patriotismus, schrieb er, anders sein, als das aufrichtige Bestreben, zur Erhaltung und Vervollkommnung der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens alles beizutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen und Verhältniß zum Ganzen, dazu beizutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der römische Dichter von den Landleuten sagt: Felices sua si bona norint! Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar

gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt, wenn man sie verloren.«

Als politischer Schriftsteller entging Wieland nicht dem Schicksal wegen seiner Grundsätze von allen Partheien, sowohl der monarchischen, als aristokratischen und demokratischen, verkannt und oft hart angefochten zu werden. Seine heftigsten Gegner waren die Aristokraten, die ihm seine entschiedene Abneigung gegen das Kastenwesen und Privilegien aller Art sehr verübelten. Gegen den Vorwurf, die Schuster- und Schneider-Aufklärung befördert zu haben, vertheidigte sich Wieland mit den Worten: »Meiner geringen Meinung nach, ist das Beste für den Schuster — Schuhe zu machen. Sollte aber (was denn am Ende doch auch keine Unmöglichkeit ist) ein Schuster glauben, daß er auch ultra crepidam etwas Gemeinnütziges oder ein Wort zu seiner Zeit zu sagen habe, warum sollte das nicht erlaubt sein? Einer von Sokrates bravsten Jüngern war zwar kein Schuster, aber doch einer, der für die Schuster arbeitet, ein Gerber; und die Athenienser konnten es wohl leiden, in mehr als dreißig Sokratischen Dialogen, die er schrieb, die Wahrheit zu hören. Und sagte nicht der wackre Schuster Hans Sachs seinen Nürnbergern und der ganzen Welt, in seinen naiven Reimen, manche heilsame, mitunter auch manche derbe Wahrheit unter die Nase, ohne daß ein Mensch etwas dagegen einzuwenden hatte? — Aber freilich trug man auch vor zweihundert Jahren in Deutschland

noch etwas mehr Respect vor einem Menschen und vor einem Bürger, als heut zu Tage!«

Aus allen Schriften und Aufsätzen Wielands, die dem Gebiet der Politik angehören, schien wenigstens so viel hervorzugehen, daß er Enthusiasmus mit Kaltblütigkeit zu vereinigen wußte. Verschiedenheit der Meinungen gab ihn oft den heftigsten Angriffen preis. Das Bewußtsein, einen guten Zweck verfolgt zu haben, mußte ihn trösten. Die Folgezeit hat bewiesen, daß er oft weit schärfer gesehen, und manches im prophetischen Geiste gesprochen, wofür als Beleg hier nur sein Vorschlag angeführt werden mag: das demokratische Frankreich möchte, zu seiner eigenen Rettung — Buonaparte zum Dictator ernennen. Die merkwürdige Stelle findet sich in dem, in seinen Werken wieder abgedruckten zweiten Gespräch unter vier Augen. Mit geschärftem Blick sah er in jenen politischen Dialogen in die ferne Zukunft hinaus, wie mehrere sehr gelungene Schilderungen beweisen, entworfen von der Zeit, die jenseits der Grenze seines Lebens lag.

Von solchen Beschäftigungen ward Wieland wieder zurückgeführt zur Poesie und zu den schönen Wissenschaften überhaupt in den geistreichen Cirkeln, welche die Herzogin Amalie, durch Carl Augusts Regierungsantritt, der bisherigen Sorgen für ihr Land überhoben, in Ettersburg und Tiefurth zu versammeln pflegte. Was irgend in Poesie und Musik Bedeutendes erschien, ward in jenen Cirkeln, an denen Goethe, Herder, Einsiedel, Knebel, Bertuch u. a. regelmäßig Theil zu neh-

men pflegten, zu einem Gegenstande der Unterhaltung. Ländliche Feste und Schauspiele, in denen die ebengenannten Männer nebst einer Corona Schröter, dem Fräulein von Göchhausen u. a. geistreichen Damen sich in die Rollen theilten, wechselten ab mit Ergötzlichkeiten anderer Art. Goethe hatte für jene ausgezeichnete Dilettantengesellschaft, deren Vorstellungen bald in dem Schlosse zu Ettersburg, bald in den schattenreichen Gängen der nahegelegenen Waldung aufgeführt wurden, seinen ergötzlichen Jahrmarkt von Plundersweilern gedichtet; Wieland lieferte einen Beitrag durch seine Pandora. Mehrere Gedichte und Abhandlungen aus seiner Feder legte er auch in dem noch handschriftlich vorhandenen Tiefurther Journal nieder, unter andern Beiträgen von Goethe, Herder, Einsiedel, Knebel u. a., als die Herzogin Amalia die Idee zur Anfertigung jener Zeitschrift entworfen hatte, um die Unterhaltung nicht blos dem Zufall zu überlassen.

In solchen Kreisen fühlte sich Wieland, so wenig er sonst dem Hofleben und der damit verbundenen Etikette Geschmack abgewinnen konnte, sehr behaglich, und noch in späterer Zeit pries er oft das Glück, so geistreichen Cirkeln angehört zu haben, die nicht ohne Einfluß bleiben konnten auf seine Bildung durch den lebhaften Austausch der mannigfachsten Ideen. Das Geständniß völliger Zufriedenheit mit seinem Loose, bereits in einem Briefe vom Jahr 1782 niedergelegt, paßt auch auf seine spätern Lebensjahre. »In einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften, schrieb er, lebe ich den Musen und mir selbst, ein unscheinbares aber

glückliches Leben, begünstigt mit der Gnade meines guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffenen.«

Eben dieser Brief schildert ihn »umgeben von einer zahlreichen, um sich her theils aufblühenden, theils noch aufkeimenden Familie, die seine Existenz auf die interessanteste Art vervielfältige, und durch die süßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters sein sonst sehr einförmiges Leben vor Stockung bewahre.« Fühlbar mußte ihm jedoch werden, daß er, bei aller Sparsamkeit, seinen literarischen Fleiß verdoppeln müsse, um für den anständigen Unterhalt seiner nicht kleinen Familie gehörig sorgen zu können. Von vierzehn Kindern, die seine Gattin ihm geboren, lebten damals noch eilf. Gleichwohl war der Vortheil, den er von seinen schriftstellerischen Arbeiten gezogen, bisher nicht groß gewesen. Den meisten Gewinn hatte er noch der Herausgabe des Merkur zu danken gehabt. Bei den meisten seiner frühern poetischen Schriften hatte er sich mit einem Dukaten für den Druckbogen begnügen müssen. In Bezug auf seine komischen Erzählungen gestand er selbst: Jedermann, welcher weiß, daß in Frankreich dem mittelmäßigsten Reimer und Romanschreiber wenigstens zwei Louisd'or für den Bogen bezahlt werden, lacht mich aus, daß die komischen Erzählungen mir nicht mehr noch weniger eingetragen haben, als fünf Gulden für den Bogen.

Einigermaßen verbessert hatten sich seine literärischen Einkünfte durch seine Bekanntschaft mit dem Buchhändler Reich in Leipzig. Nicht lange nachher schrieb Wieland: »Der Freundschaftsknoten ist so enge zwischen

uns zugezogen worden, daß ich an wenig andere Verleger mehr denken kann. Reich hat sich bisher sehr edelmüthig gegen mich betragen.« Der genannte Buchhändler hatte ihm für das Gedicht Musarion ein Honorar von dreißig, und für den Diogenes von Sinope von funfzig Dukaten gesendet. Zurückgeschreckt durch bittere Erfahrungen, als er der Dessauer Gelehrtenbuchhandlung eine nicht unbedeutende Summe auf Actien geliehen, und sie größtentheils eingebüßt, schwankte er, ein Capital von 1000 Thalern daran zu wagen, als die Unternehmer der Jenaischen Literaturzeitung, Schütz und Bertuch, ihn im Jahr 1784 zum Beitritt aufgefordert hatten. Dagegen trat er, nach Reich's Tode in nähere Verbindung mit dem damals noch sehr jungen Buchhändler Göschen in Leipzig, der zuerst den Roman Peregrinus Proteus und die Göttergespräche druckte, und nachher der Verleger seiner sämmtlichen Werke ward.

Als der Plan zu einer neuen Ausgabe derselben in Göschens Seele reifte, schrieb Wieland den 7. April 1791 an den eben genannten Buchhändler den nachfolgenden, für seine Denkart höchst characteristischen Brief: »Ich habe vieles auf dem Herzen, worüber ich mich noch nicht genug mit Ihuen expectorirt haee, und was mündlich am besten abgehandelt werden kann. Es betrifft die allgemeine Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, von welcher ich mir unmöglich aus dem Kopfe bringen kann, daß sie unter den Bedingungen, die auf meiner Seite unumgänglich sind, nur gar zu wahrscheinlich der Ruin Ihrer Handlung sein würde. Der Himmel weiß,

daß ich es ehrlich mit Ihnen meine. Die Bedenklichkeiten, die mich für Sie ängstigen, sind nichts weniger als hypochondrische Phantome; sie sind nur gar zu reell, und noch niemals haben Sie mir über das, was ich Ihnen bereits darüber geschrieben, eine befriedigende Antwort gegeben. Die Sache ist zu wichtig, als daß man sie, in Cäsar's Manier, auf gut Glück unternehmen dürfte. Wir müssen uns noch darüber besprechen. Sie müssen alle meine Bedenklichkeiten hören, müssen mir auf alle eine völlig beruhigende Antwort geben, oder ich kann, ohne einen großen Theil meiner Gemüthsruhe einzubüßen, nicht zu einer Unternehmung concurriren, die, meiner jetzigen Ueberzeugung nach, nicht anders als nachtheilig für Sie ausfallen würde. — Dies ist der Hauptgrund, warum ich Ihre vor einiger Zeit vorgehabte Excursion nach Weimar wünsche. Sollten Sie wider Verhoffen nicht Zeit dazu gewinnen können, so kann diese Angelegenheit auch schriftlich zwischen uns verhandelt werden.«

Erschwert ward das Unternehmen hauptsächlich dadurch, daß die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig, die von Wielands Werken siebzehn in Verlag hatte, nicht geneigt schien ihr bisheriges Verlagsrecht aufzugeben, sondern die Rechtsfrage anregte, ob ein Schriftsteller über sein Geistes-Eigenthum zum zweiten Mal verfügen könne. Die Folge war ein eingeleiteter Prozeß, dessen Verhandlungen, ungeachtet sie sich für Wieland zu Gunsten seines Freundes Göschen entschieden, eine Quelle vielfachen Verdrusses wurden. Um möglichen Irrungen mit dem Verleger seiner sämmtlichen

Werke vorzubeugen, legte er demselben seine Denkart offen und freimüthig dar in einem Briefe, der einen interessanten Beitrag zu Wielands Characteristik darbietet. Sein offener und gerader Charakter, seine Uneigennützigkeit zeigten sich in jenem Schreiben von der liebenswürdigsten Seite.

»Mit wie vielem Vergnügen, schrieb er, wollte ich Ihnen meine Manuscripte geben, und nichts dafür verlangen, als Ihre Freundschaft, wenn ich so handeln könnte und dürfte. Aber Sie kennen meine Umstände und Verhältnisse so gut, als ich die Ihrigen. — Wir können nicht großmüthig sein; gerecht und billig zu sein in unserm leidigen Autor- und Verleger-Verhältniß, ist alles, was Ihnen und mir die Pflichten gegen die Unsrigen erlauben; und bei Ihnen, da Sie ein Kaufmann sind, und zu glücklicher Fortsetzung Ihrer Geschäfte beständig Geld und Credit brauchen, walten natürlicherweise noch Umstände ob, die ich nicht verkenne, und die Ihre Lage gewissermaßen noch schwieriger machen, als die meinige mit eilf, meistens noch unerzogenen Kindern ist. Ich bin mir bewußt, daß ich immer nach den Regeln der Billigkeit gegen Sie gehandelt habe; und auch Sie wissen, daß ich Ihnen meine Manuscripte nicht deswegen anbiete, weil es mir an bereitwilligen Verlegern fehlte, sondern weil ich, so lange Sie mein Verleger zu sein wünschen, Sie aus persönlicher Zuneigung allen Andern vorziehe. Sie wissen nicht weniger, daß ich mich des Umstandes, daß Sie selbst mein Verleger zu sein wünschen, nicht gegen Sie prävalire, daß ich nie mehr, aber wohl

(erweislich ermaßen) lieber weniger verlange, als mir Andere, die mich von Zeit zu Zeit schriftlich um Verlagsartikel quälen, geben würden, und kurz, daß ich es immer in Ihre Willkühr stelle, ob Sie unter den Bedingungen, die ich zu machen genöthigt bin, meine Waare wollen oder nicht — denn Waare muß es nun leider einmal sein. — Wenn ich denn also auch von Ihnen erwarte, daß Sie immer nicht nur genau, sondern auch de bonne grace erfüllen, wozu Sie sich anheischig gemacht haben, so glaube ich dazu berechtigt zu sein, und sähe mich ungern in meiner Erwartung getäuscht. Wozu, mein Freund, sage ich Ihnen das Alles? Wahrlich nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen. — Demungeachtet ist die Betrachtung, um deren willen ich das alles schreibe, für mich von großer Wichtigkeit. Es ist ein wunderlich Ding um das menschliche Herz, und eine seiner Wunderlichkeiten ist, daß einem ein Mensch, an den man oft Geld zu zahlen hat, nicht endlich lästig und fatal werden sollte, zumal, wenn wir dadurch zuweilen in's Gedränge kommen, wie das bei einer nicht immer vollen Casse doch manchmal der Fall sein muß. Ist nun der Mann, an den wir immer so viel und oft zahlen müssen, ein Freund im engern Verstande, so wird es, (oder ich müßte das menschliche Herz nicht kennen) in der Länge nur desto schwerer, daß die Freundschaft unter einem so drückenden Verhältnisse nicht endlich unvermerkt leiden sollte. Unglücklicher Weise befinden Sie sich just mit mir in dem erwähnten Falle. Kaum haben Sie einen Posten an mich bezahlt, so kommt in wenigen Wochen schon

wieder ein anderer. Freilich geht es damit ganz natürlich zu, da Sie mein Commissionär für den Merkur, und überdies für alles, was ich schreibe, mein Verleger sind. Aber das ändert die Natur der Sache nicht; und ich bin nun einmal, wider meinen Willen, durch das Verhältniß, worin wir uns gegen einander gesetzt haben, ein lästiger Mann und ein theurer Freund (in einer keineswegs angenehmen Bedeutung des Worts) für meinen lieben Freund Göschen, ohne daß ich, mit dem besten Willen von der Welt, auch nur ein Quentchen von der Last, wodurch ich ihn drücke, wegzunehmen im Stande bin. Was ist nun bei so bewandten Umständen zu thun? Uns selbst Illusion machen zu wollen, hilft nichts. Keine Täuschung hält in die Länge aus gegen das Gegengewicht wahrer Gefühle. — Ueberlegen Sie nochmals Ihr ganzes buchhändlerisches Verhältniß zu mir; berechnen Sie, nicht in jovialischem, sondern kaltem Muthe, was dabei zu verlieren und zu gewinnen ist, und machen Sie sich zu nichts verbindlich, was Sie nicht genau und mit guter Art halten wollen und können; und zwar halten können, ohne daß das reine und schöne Verhältniß, das vom Anfange unsrer Bekanntschaft zwischen uns bestand, auch nur im geringsten dadurch verändert werde. Haben Sie dies gethan, und das Resultat Ihrer Ueberlegung ist Ja, so verlasse ich mich dann auch darauf mit unbeschränktem Vertrauen, et tout sera dit pour toujours.«

Zu Ende des Jahrs 1793 waren die sämmtlichen Werke Wielands in verschiedenen Ausgaben, in Groß-

quart, in Großoctav und gewöhnlichem Octav, auf Velin= und Druckpapier angekündigt worden. Für die Prachtausgabe sollten Kupferstiche geliefert werden von Bause, Lips, Berger, Kohl u. a. geschätzten Künstlern. Die Proben der neuen Ausgabe zeigten ein rühmliches Streben nach typographischer Vollendung. Wieland fühlte sich, nach einem Briefe vom 15. October 1792, dadurch ungemein überrascht. »Lachen Sie nicht über mich, schrieb er, aber ich muß Ihnen meine Schwachheit, wenn es eine ist, gestehen. Ein inneres Gefühl, das mir etwas mehr als bloße Bescheidenheit scheint, repugnirt in mir den Gedanken, alle meine Schriften in einer so prächtigen Ausgabe, als Ihre Quartausgabe sein wird, in die Welt gehen zu sehen. Es kommt mir gerade so vor, als ob ich mich zum Baron oder Grafen machen lassen sollte. Ein Autor muß wenigstens ein König sein, um sich ohne Schamröthe eine so außerordentliche Ehre anthun zu lassen. Also, im Ernst, wäre es nicht für Sie und mich besser, wenn die große Octav=Ausgabe die vornehmste wäre? Sie muß immer noch sehr hoch im Preise zu stehen kommen, und wird doch wahrlich schön genug sein, daß der erste Schriftsteller in der Welt nicht mehr verlangen kann.«

Seinen Werken, neben der glänzenden äußern Ausstattung auch durch eine strenge Revision und Feile den höchsten Grad innerer Vollendung zu geben, ließ sich Wieland damals sehr angelegen sein. »Diese Arbeit, schrieb er in der im zwölften Stück des Merkurs vom Jahr 1793 gedruckten Ankündigung, beschäftigt mich

schon seit einigen Jahren, und ich widme ihr noch jetzt die heitersten Tage und Stunden meines Lebens mit desto größerem Vergnügen, da ich mir innigst bewußt bin, daß es reine Liebe der Musenkunst und des wahren Schönen und Guten überhaupt ist, was mich dabei leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauern läßt, die ich anwenden muß, um selbst den kleinsten Flecken wegzubringen, den ich an einem bereits vollendet scheinenden Werke gewahr werde. Es ist ein süßer Gedanke, zumal in den letzten Herbsttagen des Lebens, auch nach seinem Tode noch unter den Menschen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch werth und nützlich zu sein, und von den Besten unter ihnen noch geliebt zu werden. Wofern auch die Hoffnung, daß die Zukunft diesen Gedanken realisiren werde, nur Täuschung wäre: welche Aufopferung, welche Nachtwachen könnten zu viel sein, um sich noch in seinem Leben eine so süße Täuschung zu verschaffen? Niemand kann es stärker fühlen und einsehen, als ich selbst, daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, auch die besten Producte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige denn unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bei dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bei Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen ihnen abzuhelfen bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln; und so werde ich, was auch der

Erfolg sein mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt sein werde, alles, was in meinen dermaligen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß, so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen.«

Bei der Durchsicht seiner Werke mußte ihm fühlbar werden, wie sehr sein Styl und Geschmack sich allmälig geläutert hatte. Ueber seine Jugendarbeiten urtheilte er mit großer Strenge. Nur wenige derselben sollten Platz finden in der Gesammtausgabe seiner Werke. Den meisten Werth legte er noch auf seine moralischen Erzählungen. »Nach dem Urtheil der Weisen, schrieb er, sind sie das Beste und Correcteste von allem, was ich vor meinem fünf und zwanzigsten Jahre geschrieben, und können billig unter die Werke des reifern Alters untergesteckt werden.« Auch über den Platz, den er seinen ersten literärischen Versuchen anweisen sollte, schwankte Wieland oft lange. In Bezug auf Araspes und Panthea bemerkte er in einem Briefe an Göschen: »Ich finde, daß es höchste Unschicklichkeit wäre, dies noch sehr jugendliche und meinen frühern Jugendwerken noch viel zu ähnliche Product an die Spitze meiner sämmtlichen Schriften zu stellen; und zwar nicht hinsichtlich des Inhalts oder der darin geäußerten Geisteskräfte, (in welcher Rücksicht es nicht zu verachten ist) sondern weil mein Geschmack und Styl damals noch zu unreif, und von dem, was er im Agathon und goldnen Spiegel ist, noch zu weit entfernt war.« So verwarf er, bei seinem

Verleger sich deshalb entschuldigend, oft wieder die bereits getroffene Anordnung, und entschloß sich endlich, daß seine Jugendarbeiten, da sie, wie er äußerte, »gewissermaßen zur Geschichte unsrer Literatur gehörten, und zeigten, von welchem Punkt er ausgegangen,« als Supplemente der Ausgabe seiner Werke beigefügt werden sollten.

Den anfänglichen Plan, auch seine Uebersetzungen in jene Sammlung aufzunehmen, verwarf er wieder, wiewohl ihn diese Idee längere Zeit beschäftigt zu haben scheint. Er schrieb am 1. November 1793 an Göschen: »Alle Welt stimmt mit Recht darin überein, daß sowohl meine Uebersetzungen des Horaz als des Lucian so viel von meinem Eigenen haben, und sich so weit von der gewöhnlichen Uebersetzer-Manier entfernen, daß sie so gut als irgend eines meiner Originalwerke in eine Sammlung aller meiner Schriften gehören, zumal da der Commentar einen eben so beträchtlichen Theil ausmacht. Ich glaube es dem Publikum schuldig zu sein, daß die allgemeine Ausgabe aller meiner Werke auch die Satyren und Briefe des Horaz und wenigstens die auserlesenen Werke Lucians nebst meinem Commentar enthalte.«

Der fast ununterbrochene Briefwechsel Wielands mit Göschen enthält mannigfache Vorschläge, Pläne und Erörterungen über einzelne Geistesproducte, die entweder in die Sammlung aufgenommen, oder davon ausgeschlossen werden sollten. Er schwankte darüber oft lange, und da er eigentlich bei der Anordnung seiner Werke kein strenges Princip, sondern dem Zufall Einfluß

gestattet hatte, so ging Manches in die sämmtlichen Werke über, was eigentlich für die Supplemente bestimmt gewesen; Anderes wurde völlig übersehen und vergessen. Im Allgemeinen erklärte er sich über jene Ausgabe in einem Briefe vom 30. Juni 1795. »Unter meinen sämmtlichen Werken, schrieb er, will ich eigentlich nichts verstanden haben, als was ich nach meiner besten Ueberzeugung für werth halte, unter die besten und reifsten Producte meines Geistes aufgenommen zu werden.« Jedenfalls konnte er, wenn er auch nicht hinsichtlich der Anordnung derselben den strengsten Anforderungen genügt haben mochte, sich doch das Zeugniß geben, bei der Revision und den Verbesserungen seiner Werke, von denen er einige völlig umgearbeitet, mit unermüdetem Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen zu sein. Belege dafür findet man in mehrern seiner damaligen Briefe. »Ich habe, schrieb er unter andern den 23. September 1793, sehr fleißig gearbeitet am Agathon, und bin mit der Revision aller vier Theile fertig. Demungeachtet werd' ich das Ganze noch zum letztenmal die Revue passiren lassen. Der letzte Band enthält einen für das ganze Werk wichtigen neuen Zusatz in einem Dialog zwischen Aechytos und Agathon.« In einem Briefe vom 30. Januar 1794 meldete Wieland seinem Verleger, daß er noch »eine beträchtliche Umarbeitung einer ganzen Suite von Capiteln« vorzunehmen habe. »Außerdem, schrieb er, daß die Composition des Ganzen dadurch merklich gewinnt, ward jene Umarbeitung unumgänglich nöthig gemacht durch einen Besuch, den ich den Hippias dem Agathon

während seines Verhafts in Syrakus abstatten lasse. Durch diese beiden resp. Veränderungen und Zusätze erhält die neue Ausgabe einen wesentlichen Vorzug.«

Auf ähnliche Weise suchte er jedes seiner Werke, das in der neuen Ausgabe eine Stelle finden sollte, dem ihm vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit möglichst zu nähern, und scheute unter andern weder die Zeit noch die Mühe, siebzehn Gesänge seines Amadis, »dessen licensiöse Versart« ihm nicht behagte, in zehnzeilige Stanzen umzuschmelzen. Seine Bemühung ging, nach seinem eignen Geständniß, darauf hinaus, sowohl jenem Gedicht, als seinen übrigen poetischen Arbeiten, »ohne Nachtheil der ungezwungensten Leichtigkeit, Correctheit des Styls und der Sprache zu geben.« Den 2. Februar 1797 konnte er endlich seinem Verleger melden, daß er, die »wirklich mühsame Arbeit der Revision der dreißig Bände seiner sämmtlichen Werke,« vollendet habe. Er war dadurch mancher Sorgen überhoben worden. Einer reinen Freude überließ er sich indeß erst, als Nachrichten von zahlreichen Subscriptionen, selbst auf die Prachtausgabe, einigermaßen die Besorgnisse milderten, daß dies Unternehmen für seinen Verleger einen bedeutenden Verlust herbeiführen möchte. Eine freudige Ueberraschung bereitete ihm besonders die Pränumeration seiner Vaterstadt. »Meine Biberacher, schrieb er an Göschen, haben mir eine so unverhoffte Freude gemacht, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine Copie des Raths-Conclusi hiermit zu communiciren, worin sie mit einer bonne grace, die diesen wackern biedersinnigen Schwaben eben so viel Ehre macht als

ihrem Mitbürger, beschlossen haben, im Namen der Reichsstadt Biberach auf ein Exemplar der Quartausgabe meiner Werke zu pränumeriren. Seit langer Zeit hat mir nichts einen so frohen Tag gemacht, als dieser Beweis der Achtung und Zuneigung meiner Compatrioten.« Wieland wünschte seine Erkenntlichkeit auf irgend eine Weise zu zeigen. »Ich habe, schrieb er einige Zeit später an Göschen, lange hin und her gedacht, und mein Genius will mir, um den wackern Biberachern die Empfindung der Ehre, die sie sich selbst und mir angethan haben, öffentlich zu markiren, kein anderes Expediens eingeben, als dieses, den Namen derselben in der Liste mit ausgezeichnet größerer Schrift abdrucken zu lassen, etwa so: Der gesammte Magistrat (oder H. H. Bürgermeister und Rath) der freien Reichsstadt Biberach in Schwaben, als der Vaterstadt des Verfassers dieser Werke. — Ich bin gewiß, fügt Wieland hinzu, daß meine Landsleute sich durch eine solche Distinction sehr geschmeichelt fühlen werden, und daß Niemand es übel deuten wird, wenn ihnen eine solche Unterscheidung widerfährt.«

Sein Entzücken über die erste Probe seiner Prachtausgabe schildert die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Göschen: »Ich kann mich nicht genug an der reinen Schönheit dieser Lettern ergötzen. Eine jede ist in ihrer Art eine — mediceische Venus. Lachen Sie nicht über diese anscheinende Hyperbel! Es ist etwas Wahres an dieser seltsam tönenden Behauptung. Ich wenigstens kann mir keine schönern Schriften denken, als

diese, und ich habe doch auch eine Imagination!« Mit gleicher Begeisterung äußerte sich Wieland über die Prachtausgabe von Klopstock's Oden, die damals ebenfalls in Göschen's Verlag erschienen war. »Mit Recht, schrieb er, können Sie stolz darauf sein, die schönste Sammlung lyrischer Gedichte von einem einzigen Meister, die irgend eine Sprache besitzt, im edelsten Gewande, worin die Typographie jemals einen Dichter gekleidet hat, der Nachwelt übergeben zu haben. — Möchten Sie doch für das, was Sie, um Klopstock's und Wieland's Werke (wiewohl die letztern über ihr Verdienst) zu verherrlichen, gearbeitet und aufgeopfert haben, nicht blos durch Ihr reines Bewußtsein, und von außen durch den wesenlosen Dunst des Ruhms belohnt werden. Aber wir sind leider in eine unglückliche Zeit gefallen, und selbst die Hoffnung, das Einzige, was uns zum Trost noch übrig blieb, scheint bereit mit jedem Augenblicke die Flügel aufzuspannen, und uns durch die Flucht einem Zustande zu überlassen, der durch seine Ungewißheit beinahe noch schlimmer ist, als das Aergste, das uns wirklich treffen kann.«

Aber auch die Gegenwart brachte ihm manches Unerfreuliche. Groß war, nach den früher mitgetheilten Briefen Wielands, die Anstrengung gewesen, die er, bei schon vorgerücktem Lebensalter seinen Werken gewidmet hatte, um sie in möglichst vollendeter Gestalt erscheinen zu lassen. Sein Unmuth kannte daher keine Grenzen, als ein Wiener Nachdruck seinen Verleger, der kein Opfer gescheut, mit einem bedeutenden Verlust bedrohte.

»Das Schlimmste ist, schrieb Wieland, daß ich dagegen kein Hülfsmittel sehe, wenigstens meinerseits gegen diese, in Deutschland nicht unerlaubte, sondern sogar begünstigte Art von Dieberei nichts zu thun im Stande bin. Denn wenn ich auch bedeutende Freunde und Protectoren in Wien hätte, (was keineswegs der Fall ist) so würden sie weder ernstlichen Willen haben, noch, wenn sie diesen auch hätten, vermögend sein, dem Herrn Anton Doll sein vermeintliches Jus quaesitum zu legen, alles, was kein Kaiserl. Oesterreichisches Privilegium hat, nachzudrucken. Daß aber ein solches Privilegium unter einer Bedingung zu erhalten sei, davon habe ich eine sehr verdrießliche Erfahrung gemacht, als ich vor einigen Jahren in meinem eigenen Namen um ein Privilegium anzuhalten, von Wiener Freunden selbst aufgemuntert wurde. Nach vielen Bemühungen und Verzögerungen ward ich endlich in letzter Instanz aus dem Grunde abgewiesen: daß Se. Kaiserl. Majestät ein solches, gegen die bürgerlichen Gerechtsame der löblichen Buchdrucker laufendes Privilegium zu ertheilen nicht befugt sei.«

Nichts schmerzte Wieland mehr, als durch jenen Nachdruck seinen Verleger beeinträchtigt zu sehen, der ihm »unter manchen Beweisen seiner Freundschaft,« in seiner Sommerwohnung im Reichelschen Garten in Leipzig einst eine sehr angenehme Ueberraschung bereitet hatte. Auf einer der Inseln, die ein durch jenen Garten gezogener Canal bildete, hatte Göschen in einem transparenten Tempel Wielands Büste aufstellen lassen, und zwei Knaben, in griechischem Costüm, über-

reichten dem dort angelangten Dichter den ersten Band der Prachtausgabe seiner Werke. Tief ergriffen von dieser Ueberraschung, vermochte Wieland, Thränen in den Augen, kaum seinen Dank in Worte zu fassen. Nach der Rückkehr nach Weimar schrieb er den 21. August 1794: »Ihnen, lieber Göschen, verdanken wir so viele angenehme, Herz und Sinn vergnügende Scenen, Tage, Stunden und Augenblicke, daß sie auch in der Erinnerung noch lange Heiterkeit und Frohsinn und herzerhebende Gefühle über unser Leben verbreiten werden. Empfangen Sie nochmals dafür den innigsten und wärmsten Dank. — Mein Herz ist noch zu voll und meine Zeit zu beschränkt, als daß ich Ihnen auch nur den zehnten Theil dessen, was ich hierüber empfinde, auszudrücken vermögend wäre.«

In einer Nachschrift zu diesem Briefe heißt es: »Ich brauche nicht erst zu sagen, daß, so oft das Wörtchen Wir in diesem Briefe vorkommt, meine liebe Dame Dorothea darunter begriffen ist. Sie ist eine zu ungeübte Briefstellerin, als daß sie es wagen möchte, ihre Gesinnungen und Gefühle eigenhändig auszudrücken. Aber Sie kennen auch ihr Herz zu gut, als daß Sie eines solchen Dokuments bedürften, und ihr die Erfüllung dieser Pflicht nicht gerne nachlassen sollten, die ihr ohnehin durch alle die hausmütterlichen Obliegenheiten, in welche sie wieder eintritt, fast unmöglich gemacht wird.«

In dieser Beziehung hätte Wieland kaum eine Gattin finden können, die die Pflichten einer thätigen Hausfrau und sorgsamen Mutter pünktlicher erfüllt hätte,

als seine liebe Dorothea. Er konnte auf diese Weise ungestört den größten Theil seiner Zeit an seinem Arbeitstische zubringen, und dadurch besser sorgen für das Wohl seiner zahlreichen Familie. Die Zufriedenheit mit seinem Schicksal, die aus einem Briefe an Gleim vom Jahr 1787 sprach, blieb auch später seine unzertrennliche Gefährtin. »Ich lebe glücklich, schrieb Wieland, wie ein Patriarch (wiewohl ohne Rinder, Schafe und Esel) mitten unter einer um mich her aufwachsenden, grünenden und blühenden Plantage gutartiger menschlicher Geschöpfe, deren geringstes, wie ich hoffe, der Welt durch seine Existenz mehr Gutes als Böses thun wird.« Die reinste Wahrheit lag in dem Geständniß, das ein damaliger Brief Wielands an Voß enthielt. »Schwerlich, schrieb er, werden Sie mich eher kennen lernen, bis wir uns von Angesicht zu Angesicht gesehen, und wenigstens einige Tage zusammen gelebt haben. Ein einziger Blick in mein Herz, in mein häusliches Leben und den Zusammenhang meines ganzen Lebenslaufs würde mir, davon bin ich überzeugt, alle guten und edlen Menschen auf dem Erdboden zu Freunden machen.«

Mit diesem Sinn für Häuslichkeit zeigte sich Wieland in seinem Familienkreise von der liebenswürdigsten Seite. Ohne durch ihr Aeußeres oder durch Talente sich vortheilhaft auszuzeichnen, war seine Gattin sein höchstes Lebensglück. »In allen meinen Liebesavantüren, schrieb er, war viel Illusion; reine Glückseligkeit kenne ich erst seit dem 21. October 1765, als der Epoche meiner Verheirathung.« In einem Briefe an Leon=

hard Meister nennt Wieland seine Frau ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend. »Sie ist, schrieb er, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Character, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die Jahre, die ich mit ihr lebe, sind herangekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte, nicht verheirathet zu sein. Im Gegentheil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt sein kann, ohne etwas dem Schweizer-Heimweh Aehnliches zu empfinden.« Sein tiefes Gefühl schildert vorzüglich die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Gleim: »Gott hat mich aus einer Gefahr erlöset, an die ich ohne Schaudern nicht denken kann. Ich war nahe daran, oder wenigstens machte mich Liebe und Angst denken, das beste, für mich allein geschaffene Weibchen zu verlieren. Alle lieben Engel Gottes haben Mitleid mit mir und meinen armen Kindern gehabt; wir haben unser bestes Mütterchen wieder, und sie befindet sich außer Gefahr.«

Die Geburt eines Kindes schien ihm immer ein Zuwachs seines häuslichen Glücks. Mit reiner Vaterliebe betrachtete er die Entwickelung der »kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen,« wie er seine lieben Sprößlinge scherzweise nannte. Es war für ihn ein herzerfreuender Anblick, und oft bat er seine auswärtigen Freunde, doch zu ihm zu kommen, und seine Freude zu theilen, daß die Herzogin Mutter, der Herzog, Prinz Constantin, Goethe Gleim u. a. bei der Taufe seiner Kinder Pathenstellen übernahmen.

Seine Gattin hatte ihm vierzehn Kinder geboren, von denen ihm sechs Töchter und drei Söhne am Leben blieben. Zwei liebe Kinder, Philipp und Wilhelmine entriß ihm der Tod. Da ertönte seine rührende Klage in Briefen an Böttiger und Göschen, denen er seinen Verlust meldete. »Die Zeit, schrieb er, heilt wohl Wunden dieser Art; aber die Narbe, die sie zurücklassen, bleibt so lange wir leben.«

Noch ehe ihn jener zwiefache harte Schlag getroffen, hatte er an seine Jugendfreundin Sophie La Roche geschrieben: »Ich habe nun eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, alle so gesund und munter, gutartig und hoffnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe, und mich gerade wegen dessen, was die Meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre je länger je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch, und in eben der Proportion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite, und auch davon bin ich im Innersten überzeugt, daß mein ruhiges Vertrauen auf die Hand, die das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich noch die Meinigen betrügen werde.«

Die auch in höherem Alter noch immer jugendliche Frische der geistigen, wie der körperlichen Kräfte Wie-

lands steigerte den Genuß seines häuslichen Glücks, für welches er, wie aus den mitgetheilten Briefen hervorgeht, die reinste Empfänglichkeit besaß, die doppelt bemerkens- und achtungswerth zu nennen an einem so genialen Dichter und productiven Schriftsteller. Sein zahlreicher Familienkreis war noch erweitert worden durch einen talentvollen jungen Mann, den er bereits 1785 als Haus- und Tischgenossen aufgenommen. Dieser junge Mann, der, anfangs Hauslehrer seiner Kinder, späterhin durch Familienbande noch näher an Wieland geknüpft wurde, war Carl Leonhard Reinhold. »Es ist eine wunderbare Geschichte, heißt es in einem Briefe an Gleim vom 15. Mai 1785, wie und auf was für Art dieser junge Mann aus den Wolken, oder vielmehr aus den Armen irgend eines Gottes in meinen Schooß gefallen, und mir und meiner Frau so lieb geworden, daß wir ihn mit einstimmigem Beifall unsers Kopfes und Herzens zu unserm Sohne angenommen haben.

Reinhold, aus Wien gebürtig, und in einem Jesuitencollegium erzogen, hatte dem Mönchsleben in dem Barnabiter-Orden so wenig Geschmack abgewinnen können, daß er sich heimlich nach Leipzig flüchtete, und von da nach Weimar ging, als seine Freunde, besonders v. Gemmingen und Blumauer ihn dort an Wieland empfohlen hatten. Die wohlwollende Aufnahme, die er fand, verbunden mit dem Genuß der Denkfreiheit in einem protestantischen Lande, versetzte ihn in die froheste Stimmung. Selbst wegen seiner noch ungewissen Zukunft konnte er sich beruhigen, als Wie-

land, der seinen Character und seine Kenntnisse schätzte, ihm einen Antheil an der Redaction des Merkur gönnte, und späterhin durch seinen Einfluß ihm eine Professur der Philosophie zu Jena verschaffte. Reinholds Verhältniß zur Wielandschen Familie ward noch fester geknüpft, durch seine Neigung für des Dichters älteste Tochter, die damals sechzehnjährige Sophie. Reinhold erhielt am Altar ihre Hand, und fortwährend bestand seitdem, auch nachdem er einem Ruf nach Kiel gefolgt war, zwischen ihm und Wieland ein inniges und ungetrübtes Freundschaftsverhältniß. Mehrere noch vorhandene Briefe beweisen, wie lebhaft und herzlich auch in den Zeiten der Trennung ihr Verkehr gewesen.

Wielands Vaterfreuden wurden erhöht, als er auch seine übrigen erwachsenen Töchter glücklich vermählt sah. Die Prediger Schorcht und Liebeskind, letzterer bekannt als Verfasser der von Herder herausgegebenen Palmblätter und als Mitarbeiter an Wielands Dschinnistan hatten sich mit Caroline und Amalie Wieland verheirathet. Julie war die Gattin des Kammerraths Stichling in Weimar geworden, und Charlotte, die im Jahre 1794 mit Baggesen und dessen Gattin nach der Schweiz gereist, knüpfte dort unvermuthet ein Ehebündniß. »Mein Glaube an die Vorsehung, schrieb Wieland den 17. April 1795 an Göschen, ist durch die höchst unerwartete Begebenheit, die dem Aufenthalt meiner guten Tochter Charlotte in der Schweiz gleichsam die Krone aufgesetzt hat, außerordentlich gestärkt worden. — Wenn je eine Ehe im Himmel geschlossen war, so ist es gewiß diese,

die sich auf eine beinahe wunderbare Art, und doch wieder so natürlich, durch die entschiedenste Sympathie der Herzen, Gemüthsart, Neigungen, Sitten — zwischen dem Sohne Salomo Geßners, meines liebsten und einzigen Jugendfreundes, und einer Tochter seines Freundes Wieland geschlossen hat — eine Verbindung, die in jedem Betracht so ganz nach den innersten Wünschen meines Herzens ist, daß ich mich nicht erwehren kann, dem schönen Wahn der vortrefflichen Salomo Geßner'schen Wittwe Raum zu geben, und mit ihr zu glauben, daß der Geist meines verewigten Freundes selbst jene Ehe geknüpft habe.«

Wie glücklich Wieland, bei mäßigen Anforderungen an das Glück in seiner eigenen Ehe war, ist bereits mehrfach geschildert worden. Schon im Jahr 1777 hatte er an F. H. Jacobi, als dessen Bruder sich verheirathen wollte, freundlich warnend geschrieben: »Wenn Herr George häusliches Glück kosten will, so muß er auf die kleinen Freuden der Eitelkeit und aufs ewige Reisen und Herumstreichen Verzicht thun, und statt dessen den Hausvatersinn anziehen. Weltsinn und Hausvatersinn können nicht beisammen stehen.« Nach solchen Ansichten blieb es stets sein fester Grundsatz, in seinem Aufwande nie die Grenzen zu überschreiten, die seine Lage und seine Verhältnisse ihm vorschrieben. Einfach und schlicht, wie seine Lebensweise, war seine Wohnung und Kleidung. Nichts erinnerte in seinen Umgebungen an Prunk und Glanz, und Luxusartikel fand man bei ihm wenig. Dagegen zeigten sich überall die Spuren der höchsten Sauberkeit und Ordnung

in seinem Haushalt. Einfach war auch sein Mittagstisch, wie überhaupt jede Ueppigkeit und Verschwendung seiner Seele fremd. Er fühlte, daß der Seinigen Ruhe, wie seine eigene, leicht gefährdet werden konnte durch einen seine Kräfte übersteigenden Aufwand.

Völlig grundlos scheint der Vorwurf, daß er zur Kargheit und zum Geize geneigt gewesen. Es war ein harmloses Spiel, zuweilen mit Wohlgefallen empfangene Goldmünzen zu betrachten, oder sich dieselben gegen Silbergeld einzuwechseln. Er mußte sich sagen, daß er sie doch nicht behalten konnte, und willig gab er sie her zu nöthigen und unvermeidlichen Ausgaben. Nicht weil er Gold gesammelt hatte, sondern nur weil ihm eine gehoffte Freude verloren ging, ward er mitunter verdrießlich, wenn eine in Gold ihm zugesagte Zahlung, ihm in Silber geleistet ward. Wie entfernt er war von Habsucht und Eigennutz, zeigt schon sein früher geschildertes Verhältniß zu Göschen, mit dem er, nachdem er bereits mehrere einzelne Summen erhalten, noch immer keinen Contract abgeschlossen hatte über die neue Ausgabe seiner Werke. Erst den 17. April 1794 schrieb Wieland: »Wollen Sie wohl die Gefälligkeit für mich haben, mir einen mit Bemerkung des Datums in forma probante gestellten Auszug der auf Abschlag des Honorars für die sämmtlichen Werke seit einigen Jahren bereits an mich gezahlten Summen zu überschicken, damit ich gewiß sei, daß wir in unserer Rechnung hierüber vollkommen zusammen stimmen. Ich muß gestehen, daß ich sonst, wie fast alle meines Gleichen, im Buchhalten über

Einnahme und Ausgabe nicht so exact gewesen bin, als ich es sein sollte. Nun aber, da ich sechzig Jahre auf meinem Rücken habe, und dem Zeitpunkt entgegen gehe, wo ein ehrlicher Mann sein Haus gerne bestellt haben mag und soll, habe ich beim Styx und bei der Wage der großen Nemesis geschworen, mich hierin gründlich zu bessern, und alle meine Sachen in möglichster Ordnung zu führen; und bitte Sie also nochmals, in dieser Rücksicht meine obige Bitte stattfinden zu lassen. — Aus dieser Ursache wäre es nun wohl auch Zeit, daß unser vor zwei Jahren schriftlich entworfener Accord über meine sämmtlichen Werke vollends ins Reine und in die gehörige Form gebracht würde. Die Schuld, daß es nicht geschehen, liegt freilich blos an mir, aber nicht an meinem Willen, sondern an Muße, und, aufrichtig gegen mich selbst zu sein, auch an dem Umstand, daß ich nichts unwiderruflich zwischen uns festgestellt wissen wollte, bis ich erst hinlänglich gewiß wäre, daß sie vor Schaden gesichert sind bei diesem großen Unternehmen.«

Noch deutlicher spricht Wielands Uneigennützigkeit aus der Weigerung eine Kiste Portwein anzunehmen, die ohne Avisbrief und Frachtzettel an ihn gesendet worden war, als er bald nachher erfuhr, daß sein Verleger Göschen ihn durch dies seiner Gesundheit heilsame Getränk habe überraschen wollen. »Ich fand, schrieb er, in der Kiste 20 Flaschen Portwein und vier kleinere mit einem Nectar angefüllt, dessen unbeschreiblich angenehmer und alle Nerven belebender Wohlgeruch mich, nach kurzem Zweifeln,

noch vor dem Kosten überzeugte, daß es kein anderer, als ein höchst vortrefflicher, walter, und nirgends als in dem berühmten Rathskeller der Stadt Bremen existirender Rheinwein sein könne. — Natürlich entstand die Frage, wer denn der anonyme Bonifacius sein könne, der mir durch eine so verbindliche Ueberraschung habe Freude machen wollen. Nun fiel, eben so natürlich, meine erste Vermuthung auf meinen Freund Göschen, mit welchem ich mich erinnerte, davon gesprochen zu haben, wie wohlthätig ein guter ächter Portwein meiner Gesundheit sei. — Es ist doch wirklich eine sonderbare Eigenheit in meiner Lebensgeschichte, daß alle Ueberraschungen, womit meine Freunde mir Vergnügen zu machen gedachten, immer diesen Zweck verfehlten. Dies kann und soll indessen nicht so ausgelegt werden, als ob ich die Freundschaft, die Sie mir dadurch bewiesen, nicht mit dem wärmsten Dank erkenne. Nur werden Sie mir erlauben, daß ich den übersandten sehr guten Portwein nicht als ein Geschenk — was mit unsern Verhältnissen nicht vereinbar ist — sondern blos als eine mir erwiesene Gefälligkeit annehme, und in dieser Hinsicht für die zwei bewußten Werkchen nicht mehr als 200 Thaler Honorar begehre, noch annehmen werde; und was die Zahlung derselben betrifft, so ist nicht mehr als billig, daß die Bewerkstelligung derselben in einer so fatalen Zeit, wie die gegenwärtige, vielmehr von Ihrer Convenienz, als von der meinigen abhängen müsse.«

So fremd war Wielands Character jeder Eigennutz.

Sein poetischer Sinn machte ihn gleichgültig gegen den Erwerb. Aber er verschwendete nicht leichtsinnig das Erworbene. Schon seinen hausväterlichen Pflichten glaubte er dies schuldig zu sein. Doch übte er Gastfreundschaft im schönsten Sinne des Worts, und seine Freunde fanden bei ihm die herzliche Aufnahme, die ihm einst in Bodmers Hause zu Theil geworden. So weit seine Kräfte es irgend gestatteten, half er gern mit Rath und That jedem, der sich an ihn wandte. Um aufkeimende Talente zu unterstützen, bewilligte er für manche Beiträge zu seinem Merkur ein höheres Honorar, als er selbst erhielt. Selbst Manuscripte, die er nie abdrucken ließ, wies er aus Gutmüthigkeit nicht zurück, sondern zeigte sich bereit sie zu bezahlen, wodurch dann freilich, bei so liberalen Gesinnungen, der Gewinn des Merkurs für ihn nicht bedeutend werden konnte. Belege dafür finden sich unter andern in einem Briefe an Göschen, vom 15. März 1796.

»Werden Sie nicht ungehalten, schrieb Wieland, daß ich Ihnen schon wieder mit Aufträgen und Bitten lästig falle. Ich habe gestern von einem sonderbaren und sich mir nie recht zu erkennen gebenden Menschen, der das Talent hat, ziemlich schöne Verse zu machen, und sich Uffo von Wildingen nennt, einen etwas kläglichen Brief, vom 5. März datirt, erhalten, worin er sehr dringend ansucht, daß ich ihm das Honorar, das ich ihm für zwei bis drei Bogen Verse (die ich schon ziemlich lange für den Merkur erhalten) zugedacht hätte, so bald als möglich zukommen lassen möchte. Ich sehe

aus seinem Briefchen, daß ihm dieser Schritt mächtig schwer ankam; ich gestehe aber, daß ich ihm diese Demüthigung mit allem Fleiß nicht ersparen wollte, weil die albernstolze Art, womit er sich meiner schon vor mehrern Monaten an ihn ergangenen Bitte, sich mir offenherzig zu entdecken, entzogen hatte, eine kleine Züchtigung verdiente. Aber nun ist er hinlänglich gestraft, und ich kann ihn nicht länger schmachten lassen. Ich bitte Sie also die Güte zu haben, und ihm gegen eine Anweisung, die er Ihnen präsentiren wird, 25 Rthl. auszuzahlen, und mir solche von den 800 Rthl., die ich auf nächstkünftige Pfingsten von Ihnen zu erwarten habe, abzuziehen. Da die Summe unerheblich ist, so glaubte ich Ihre Gefälligkeit, durch diese Art den Herrn von Wildingen zu befriedigen, wodurch ich mir oder ihm das Porto erspare, nicht zu sehr zu mißbrauchen. Sie sollen aber gleichwohl von nun an mit keiner solchen Vorauszahlung vor dem bestimmten Termin heimgesucht werden.«

Mehrere andere Beispiele ließen sich anführen, daß Wieland völlig frei war von einer engherzigen Sparsamkeit, wo er seinen Freunden oder selbst Personen, die er nicht näher kannte, auf irgend eine Art aus augenblicklichen Verlegenheiten befreien konnte. Er war im Grunde sparsamer in Bezug auf sich selbst, worin auch wohl ein Hauptgrund zu suchen, weshalb er, während seines Aufenthaltes in Weimar nur wenige Reisen unternahm, die er wohl zu seiner Erholung von angestrengten Geistesarbeiten bedurft hätte. Wieland gestand dies selbst kurze Zeit vor seinem Ausfluge

nach Halberstadt zu Gleim im Jahr 1775, der bereits in dieser Biographie erwähnt worden. »Mein Herz, schrieb er, mein Kopf, mein Blut und meine Nerven haben die mannigfachen Arten von Erschütterung vonnöthen, die uns diese Reise geben wird. Andere Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neu auflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elysium sein wird, die offenen Arme unsers Gleim, sein Haus, sein Musentempel, und die inertes terrae im Schooße der Freundschaft und der Musen!« Die Erinnerung an jenem »zwölftägigen Wonnetraum« blieb ihm unvergeßlich. Auf seine nächste Reise, die ihn im Jahre 1777 nach Mannheim führte, wo seine Oper Rosamunde aufgeführt werden sollte, freute er sich, nach seinem eignen Geständniß, »wie seine Kinder auf den heiligen Christ.« Vor jener Reise konnte er sich jedoch nicht der Besorgniß erwehren, daß ihm »etwas Fatales begegnen möchte.« »Es ist mir, schrieb er, so lange wohl und nach Herzenswunsch gegangen, daß ich mich ein Bischen vor der Wage fürchte, worin uns Freuden und Leiden zugewogen werden.« Seine Besorgniß war nicht grundlos gewesen. Die Aussicht, seine Rosamunde aufführen zu sehen, vereitelte der am 30. Dezember 1777 erfolgte Tod des Churfürsten von Baiern, Maximilian Joseph. »Dem Publikum und mir selbst, schrieb Wieland den 5. Januar 1778, ist ein großer Spaß verdorben. Meine Rosamunde sollte den 11. dieses zum erstenmale gegeben, und das Carneval hindurch achtmal wiederholt werden. Aller Anschein versprach mir einen großen Succeß, wie ihn

vielleicht jemals ein Singspiel gehabt hat, als der Tod des Churfürsten von Baiern auf einmal eine Veränderung des Schauplatzes hervorbrachte, deren lugubre Decorationen die meinigen verdrängen mußten. Ich reise nun, übrigens mit meinem hiesigen Aufenthalt höchst vergnügt, den 8. dieses wieder nach meinem lieben Weimar.« Ehe er dort anlangte, bot ihm wenigstens einigen Ersatz für seine fehlgeschlagene Hoffnung der Aufenthalt in Frankfurt am Main, wo er Goeth's Eltern besuchte, und sich umgeben sah von jenes Dichters ehemaligen sämmtlichen Freunden, Merck nicht ausgenommen.

Seitdem schien sich Wielands Aeußerung, daß er »ein Mensch sei, der selten aus seinem Schneckenhäuschen herauskrieche«, bewähren zu wollen. Ein Brief vom Jahr 1782 enthält die Gründe, warum er damals einer Einladung Gleim's, nach Halberstadt, nicht folgen zu können glaubte. »Tausend seidene Bande, schrieb er, fesseln mich an Weimar. Ich bin in den Boden eingewurzelt und, um nur Eins zu sagen, wie kann ich, oder wie könnte meine Frau mit mir, sich von neun Kindern trennen, wovon sechs zusammengenommen, kaum zwanzig Jahre zählen? Unser Haus ist eine kleine Welt für uns geworden, wo unsere Gegenwart unentbehrlich ist. Aber Sie, bester Gleim, Sie haben keine solchen Hindernisse. Kommen Sie zu uns, und versuchen einmal, wie sich's in meinem Hause lebt, wo alle Augenblicke aus irgend einem Winkel ein anderes Bübchen oder Mädchen, auf das man nicht gerechnet hatte, hervorgekrochen kommt.«

Selbst seine Jugendfreundin Sophie La Roche erhielt, als sie ihn im Jahr 1790 zur Kaiserkrönung nach Frankfurt eingeladen, eine ablehnende Antwort, motivirt durch ähnliche Gründe, wie in dem vorhin erwähnten Briefe an Gleim. »Ich bin, schrieb Wieland, auf eine, vielen Personen unbegreifliche Art, in den Weimarischen Boden eingewachsen, und eine häusliche Beschränktheit, die mit der Freiheit meines Geistes vielleicht einen seltsamen Contrast macht, ist mir von vielen Jahren her so habituell geworden, daß beinahe nichts als unwiderstehliche physische Nothwendigkeit mich dahin bringen kann, mich nur auf vier Meilen vom Hause zu entfernen. Eine Reise nach Frankfurt ist für mich eine Reise nach Mexiko. Und dennoch ließe sich doch noch vielleicht eine Möglichkeit erdenken, wie ich zu Unternehmung eines solchen Abentheuers bewogen werden könnte. Aber für diesmal würde es für mich eine Reise ohne Zweck gewesen sein; denn der einzige Beweggrund für mein Herz, Sie, liebste Sophie, und meine übrigen wenigen Freunde in der dortigen Gegend, besonders den Baron v. Dieden und den Baron v. Großschlag und ihre Gemahlinnen so zu sehen, wie ich sie zu sehen wünschte, würde unter dem unendlichen Getümmel und Gewimmel einer Kaiserwahl und Krönung nicht stattgefunden haben; und alles Uebrige, was so viele Neugierige zum Anschauen solcher ungewöhnlichen Scenen lockt, hat für mich so gar keinen Reiz, daß ich, um es zu sehen, nicht von hier nach Erfurt reisen würde.«

Eine Reihe von Jahren verstrich, ehe Wieland, nicht blos durch seine Liebe zur Gemächlichkeit, sondern auch durch die mit der Herausgabe des Merkur verbundenen mannigfachen Geschäfte an sein Haus gefesselt, sich wieder mit Reiseplänen beschäftigte. Erst im Jahr 1794 entschloß er sich, zur Stärkung seiner Gesundheit, zu einem Ausflug nach Leipzig und Dresden. Nach dem zuletzt genannten Orte zogen ihn die reichen Kunstschätze der Gallerie. Er wünschte dort das strengste Incognito zu beobachten. »Ich weiß nicht, schrieb er an Göschen, der ihn nach Leipzig eingeladen, warum Frau Fama so grillenhaft ist, sich schon im Voraus mit einer so unbedeutenden Sache, als meine Excursion nach Dresden ist, so viel zu thun zu machen. Es ist meine Meinung gar nicht, mich in Dresden allen, die mich etwa in Beschlag nehmen sollten, Preis zu geben. Weder meine Gesundheit und die Diät, die ich in meinen Jahren, bei einer äußerst zarten und reizbaren Constitution zu beobachten habe, noch meine Absicht, die Anwesenheit unsers Mayer in Dresden zu verständiger Betrachtung der dortigen herrlichen Gemäldesammlung möglichst zu benutzen, könnte sich mit vielen Aufwartungen, Besuchen, Diners und Soupees vertragen, und ich wollte die Reise dorthin lieber ganz aufgeben, als die Freiheit, auch in Dresden (wo freilich keine Freiheitsbäume so leicht Wurzel fassen können) nach meinem eignen Sinn und Willen zu leben.«

Dieser Wunsch ging nicht völlig in Erfüllung. So gern er jeder Gelegenheit, sich gefeiert zu sehen, aus-

wich, hatte er doch nicht vermeiden können, in Pillnitz dem Churfürsten vorgestellt zu werden. Doch bereute er nie jene Reise wegen mancher interessanten Bekanntschaften, die er in Dresden angeknüpft. Mit größern Hindernissen hatte er zu kämpfen gehabt, ehe er die Idee, das Land wiederzusehen, in dem er seine Jugend verlebt, realisiren konnte. Nicht nur für den Merkur, sondern auch für die ununterbrochene Fortsetzung des Drucks seiner sämmtlichen Werke, der mit dem Jahr 1794 begonnen, hatte er gehörig sorgen müssen, ehe er an einen sechsmonatlichen Aufenthalt in der Schweiz denken konnte, von dem er sich, nach seiner eignen Aeußerung, »für seinen innern und äußern Menschen viel Gutes versprach.«

Nicht blos die Sehnsucht, seine, an den Buchhändler Geßner verheirathete Tochter Charlotte wiederzusehen, bestimmte ihn zu jener Reise. Auch sein leidender Gesundheitszustand mußte ihm sagen, daß ihm Erholung äußerst nothwendig sei. »Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, schrieb er an Göschen, so werden die guten Erwartungen, die Sie von meiner bevorstehenden Reise in Rücksicht auf mein körperliches und geistiges Wohlbefinden haben, in vollständige Erfüllung gehen. Ich bedarf einer solchen Aufziehung meines innerlichen Uhrwerks, und die Freuden des Herzens, die mich in der Geßnerschen Familie erwarten, werden ein Trunk aus der Fontaine de Juvence für mich sein.«

Ein Anflug von Hypochondrie, wie er selbst gestand, machte allerlei Bedenklichkeiten in ihm rege, ehe er sich entschloß, seine Reise nach der Schweiz anzu-

treten. »Man spricht und schreibt, heißt es in einem spätern Briefe Wielands, gar so viel von der Unsicherheit der Landstraßen in Franken und Schwaben, wo zahlreiche Räuberbanden sich eingenistet haben sollen, daß ich in der That nicht weiß, ob ich recht daran thun werde, eine so gefährliche Reise mit Weib und Kindern zu wagen. Ueberhaupt kommt mir ganz Deutschland jetzt nicht viel besser vor, als es in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges war, und ich gestehe, daß ich alles Zutrauen zu den Menschen, unter die ich dem Sieb des Schicksals verfallen, verloren habe, und in jedem mir unbekannten Menschen einen Dieb und Mörder zu sehen glaube.«

»Ich sollte freilich, schrieb er an seinen Schwiegersohn, den Buchhändler Geßner, wenn ich auch nur so viel Glauben hätte, als der zehnte Theil eines Senfkorns, mehr Vertrauen setzen in die lieben Englein, die uns geleiten werden. Aber das ist eben das Elend, daß ich noch weniger Glauben habe als der heilige Sanct Thomas, und auch nicht viel mehr Herz als Glauben. Da lobe ich mir meine ehrliche Hausfrau, eure Mutter! Die ist so zart, als ob sie aus Postpapierschnitzeln gemacht wäre, und hat Herz und Unerschrockenheit und Heldenmuth, trotz den tapfersten aller Marfisen und Bradamanten.«

Den 23. Mai trat Wieland mit seiner Frau und drei Kindern, Karoline, Wilhelm und Louise, die Reise an, in einem bequemen Wagen, den er der Herzogin Amalie verdankte. Die freundliche Aufnahme, die er unterwegs besonders in Nürnberg gefunden, ward noch

übertroffen durch die zahlreichen Beweise von Liebe und Verehrung, die er von ältern und jüngern Freunden bei seinem Eintritt in die Schweiz erhielt. Seine frohe Stimmung zeigt ein Brief an Göschen vom 8. August 1795. »Sie erhalten, schrieb Wieland, dies Blättchen nicht — wie Sie billig vermuthen könnten — von den Ufern des Lethe, dessen Anwohner ein süßes Vergessen aller Dinge über der Erde eingesogen haben, sondern von dem rechten Ufer des Zürchersees, in dessen Nachbarschaft ich ein artiges, zu dem Gute der verwittweten Frau Frey gehöriges, kleines Häuschen schon seit ungefähr acht Wochen bewohne, und mich so wohl befinde, als ob ich in meinem nun bald zurückgelegten 63sten Jahre auf neue Rechnung zu leben anfangen sollte. — Sie, lieber Göschen, kennen das Land und den Ort, wo ich lebe, und die liebenswürdigen Menschen, mit denen ich lebe. Sie haben sich selbst (wenn ich nicht irre) mehrere Tage in dem Geßnerschen Hause aufgehalten, und wenn Sie sich nun das Vergnügen denken, in welches ich durch eins meiner liebsten Kinder mit demselben gekommen bin, so wird es Ihnen leicht sein, sich vorzustellen, daß Tage und Wochen mit einer mir selbst kaum begreiflichen Geschwindigkeit über meinem Haupte wegfliegen, und wie lange mein hiesiger Aufenthalt auch währen könnte, er mir am überraschenden Tage des Scheidens doch immer nur ein kurzer Morgentraum scheinen wird.«

Manche Besorgnisse, die ihm der Gang der politischen Ereignisse einflößte, bewogen ihn, seine Abreise zu beschleunigen und sie zu Anfange des September

festzusetzen. »Der Krieg, schrieb er, hat sich nun von den Ufern des Rheins und Neckars bis in's Herz von Deutschland gezogen; alles weicht dem unaufhaltbaren Strom, und es fehlt hier nicht an Gerüchten, die uns auch für die Reiche von Thüringen und Sachsen bekümmert machen könnten, wofern es den Westfranken wirklich Ernst sein sollte, allen freiwilligen sowohl als gezwungenen Theilnehmern an dem Göttern und Menschen verhaßten Kriege ihre schwere Hand fühlen zu lassen. — Daß die Zeitumstände mich die Wonnetage, die ich mir mit so vielem Grunde von meinem hiesigen Aufenthalt versprach, nicht so rein genießen lassen, als zu wünschen wäre, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Indessen ist doch einer von den Hauptzwecken meiner Reise erreicht. Ich befinde mich ungemein wohl, und wenn der gute Genius, der meine Reise von Weimar nach Zürich begünstigte, mich auch von Zürich nach Weimar zurückgeleitet, so darf ich hoffen, die guten Folgen derselben für meine Gesundheit und die Munterkeit meines Geistes noch mehrere Jahre zu verspüren.«

Den 15. September meldete Wieland, daß er »letztverwichenen Sonntag um zwei Uhr Nachmittags mit seiner lieben Reisegesellschaft« gesund und wohlbehalten in Weimar angekommen. Sein guter Genius, schrieb er, habe es so geleitet, daß er auf der ganzen Route über Stuttgart, Heilbronn, Schwäbisch-Hall, Anspach, Nürnberg, Bamberg, Coburg und Saalfeld keinen Franzosen zu Gesicht bekommen, auch nirgends kaiserliche Truppen angetroffen, auf keiner Post länger als eine Stunde aufgehalten worden sei, daß er seine zur Vorsicht

mitgenommenen deutschen und französischen Pässe auch nicht ein einziges Mal nöthig gehabt, und mit Einem Worte so ruhig und bequem gereist sei, als ob überall Friede wäre.

Sein Aufenthalt in der Schweiz hatte ihm das Landleben von einer so anmuthigen Seite gezeigt, daß ihm, der, wie er selbst in einem seiner Briefe gestand, »gern wie Horaz durch's Leben weggeschlichen wäre, und der nichts mehr haßte als Stadt- Hof- und Weltgetümmel,« oft der sehnsuchtsvolle Wunsch wiederkehrte, in ländlicher Zurückgezogenheit, der Natur, sich selbst und den Seinigen leben zu können. In diesem Entschluß hätte ihn die Achtung und Neigung fürstlicher Gönner, die Freundschaft mancher vorzüglichen Männer, die Weimar damals in sich versammelte, wankend machen können. Oft jedoch ergoß er sich in bittern Klagen, daß er bei aller Muße doch ein sehr zerstückeltes Leben führe, mit oft lästigen Unterbrechungen durch Besuche von Einheimischen und Fremden. Es war ein feines Gefühl für das Schickliche, was ihn in eine sehr unmuthige Stimmung versetzte, wenn er von Fremden im Schlafrock und in der Nachtmütze überrascht ward. Völlig trostlos machte ihn die Vorstellung, daß seine arglos hingeworfenen Aeußerungen von solchen Besuchenden aufgefangen und öffentlich bekannt gemacht werden könnten. All' diesem Ungemach glaubte er zu entgehen in ländlicher Zurückgezogenheit, die ihm überdies gönnte, manchen Lieblingsplan auszuführen, der seinen Geist beschäftigte. Ernstlich beschäftigte ihn eine Zeitlang der Gedanke, seinen bisherigen Aufenthalt in

Weimar mit einem freundlichen Landhause bei Hohenstädt unweit Grimma zu vertauschen. Viel Lockendes hatte für ihn die Idee, seines Freundes Göschen Nachbar zu werden. Er war indeß genöthigt, diesen Plan wieder aufzugeben.

»Eine Hauptschwierigkeit, schrieb er, stand diesem Project im Wege, die ich, bei fortgesetztem Nachdenken über das Ganze meiner Verhältnisse und meiner Lage, immer unübersteiglicher fand; der Umstand nämlich, daß ich niemals hoffen konnte, mich mit gutem Willen des Herzogs und beider Herzoginnen aus dem Weimarischen wegzuziehen, und in einem andern Lande anzukaufen. Um meiner Lage gewisser zu sein, klopfte ich schon mehr als einmal auf den Busch, aber es zeigte sich jedesmal, daß man einen solchen Schritt von mir für moralisch unmöglich hält, und ganz was anderes um mich verdient zu haben glaubt, als eine Entfernung, die in ganz Deutschland Aufsehen machen, und einer Unzufriedenheit auf meiner Seite würde zugeschrieben werden, deren Präsumtion dem Herzog nicht anders als sehr empfindlich fallen müßte.«

Ihre glänzendsten Farben lieh ihm seine Phantasie, um sich den Aufenthalt in dem unweit Weimar gelegenen Rittergute Tannrode höchst anmuthig und allen seinen Wünschen entsprechend zu denken. Ueber den Ankauf dieses Guts, das der Familie v. Egloffstein gehörte, pflog Wieland Unterhandlungen. Er nennt es in einem seiner damaligen Briefe ein ächtes Horazisches Sabinum. »Vortreffliche Aussichten, schrieb er, reine Luft, große Mannigfaltigkeit des Terrains, viel

Grün, viel Bäume, kurz, alles, was eine für mich reizende Situation ausmacht, und mir die Illusion verschaffen kann, als sei ich wieder auf den mir so lieben Muckenbühl unweit Zürich versetzt. Die Aecker sind wenigstens mittelmäßig, und können durch gute Cultur wenigstens verbessert werden. Das Ganze ist für mich gerade nicht zu groß und nicht zu klein, gerade so groß, daß es einen Verwalter ertragen mag, und daß mein Sohn Carl — der vor der Hand für diese kleine Wirthschaft wie ausdrücklich gemacht scheint — es zu übersehen und zu verwalten im Stande ist. Ich werde vier Pferde, sechs bis acht Stück Kühe und eine kleine Schäferei von drei- bis vierhundert Schafen haben — kurz, lieber Göschen, Sie können sich die Freude und den Jubel meiner Familie, besonders meiner Frau und Töchter über alle diese Herrlichkeiten und über diese Versetzung aus dem einförmigen und etwas langweiligen häuslichen Leben in der Stadt in das thätige Leben einer wohleingerichteten Landwirthschaft gar nicht vorstellen. — Mit Grund darf ich hoffen, durch diese Veränderung der glückliche Patriarch einer der zufriedensten, einträchtigsten und musterhaftesten Familien in dieser unsrer ausgearteten Welt zu werden. — Ich schmeichle mir, wenn ich erst in meinem alten Schlößchen Tannrode etablirt sein werde, in der herrlichen Luft und der schönen Natur, die mich dort umgeben wird, neue Munterkeit und Kraft zu meinen Geistesarbeiten zu erhalten.«

Nach einem Briefe Wielands vom 28. Febr. 1795 scheint Göschen ihm von dem Kauf des erwähnten Guts

abgerathen zu haben. Doch gab er die Idee des Landlebens nicht auf. Er entschied sich im März für den Kauf des unweit Weimar gelegenen Guts Osmanstädt für die Summe von 22,000 Thalern. Diese Summe glaubte er theils durch den Verkauf seines Hauses in Weimar, theils durch ein etliche Jahre verzinsliches und nach und nach abzutragendes Kapital decken zu können, das er durch Vermittlung seines Freundes Göschen zu erhalten hoffte. »So sehr ich dies wünsche, schrieb Wieland, so ist doch der Himmel mein Zeuge, daß ich nicht ruhig dabei sein könnte, wenn Sie mir eine solche Unterstützung nicht anders als zum Nachtheil Ihres Credits verschaffen könnten. Ich stehe lieber von allem ab, als daß ich Ihnen etwas zumuthen sollte, wofern sich nicht alles de bonne grace und ohne Schaden eines Freundes machen läßt, dem ich mich blos darum so zutraulich entdecke, weil er unter allen Sterblichen derjenige ist, dem ich am liebsten die Zufriedenheit meines Lebens zu danken haben möchte. — Gesetzt also, was ich wünsche, lasse sich nicht auf die gute Art, wie ich es zu erhalten wünsche, bewerkstelligen, und es verbliebe also blos bei dem schon vorläufig zwischen uns verabredeten Vorschuß der bewußten 3000 Thaler, so fragt sich zweitens, ob ich nicht durch Ihre Vermittlung die erstbesagten 14,000 Thaler in Conventionsgeld in Zeit von sechs Monaten, wenigstens auf die Bedingung, solche sogleich in Louisd'or oder andern Sorten zu vergüten, erhalten könnte. Auch in diesem Falle, und wenn Sie mir nur Speciesthaler gegen andere Sorten nach dortigem Wechselcours verschaffen

könnten, würde ich Ihnen noch immer sehr verbunden sein, und müßte dann, falls ein Mehreres nicht statt fände, sehen, wie ich mich mit Hülfe meines oft belobten guten Genius, der mir noch immer durch's Leben geholfen hat, mit Ehren aus der Sache ziehen könnte.«

Noch mit manchen Schwierigkeiten hatte Wieland, da Göschen's Antwort ablehnend ausfiel, zu kämpfen, ehe er seinen Lieblingswunsch realisiren konnte. Seinen sehr festen Credit in Weimar wollte er nicht benutzen. »Davon bin ich ziemlich überzeugt, schrieb er, wenn alle andern Stricke reißen sollten, der Herzog würde mich nicht in der Noth stecken lassen. Aber ich habe mehr als Eine Ursache, zu diesem heroischen Mittel nur im äußersten Nothfall zu concurriren.« An Göschen schrieb er damals: »Hören Sie, lieber Freund, wie ich glaube, daß meine Angelegenheit, ohne daß Ihnen oder mir zu wehe dabei geschehe, arrangirt werden könnte. Denn ganz kann ich Sie freilich nicht aus dem Spiel lassen, so sehr ich's auch zu können wünschte. Sie sind nun einmal, weil Sie es selbst so gewollt haben, mein Verleger, und müssen es nun sein und bleiben, dafür ist kein Rath.« — Nachdem er nun das Honorar für die neue Ausgabe seiner Werke auf 7000 Thaler festgesetzt, schließt er den Brief mit den Worten: »Worum ich Sie bitte, ist, daß ich auf künftigen Michaelistag 4000 Thaler von Ihnen zu empfangen, sicher rechnen könnte. So haben Sie mich aus aller Verlegenheit gezogen, und ich will selbst dafür sorgen, wie und woher ich das Uebrige, was mir noch fehlt, herbeischaffe.«

In einem Briefe vom 1. Mai 1797 schildert Wieland die unruhige und vielfach bewegte Zeit, die seinem Einzug in Osmanstädt oder Osmantinum, wie er sein ländliches Asyl zu nennen pflegte, vorangegangen sei. Als er dort den 25. April so eben angelangt, hatte er die Freude gehabt, seinen ältesten Sohn Ludwig von Kiel, wo er sich in der Reinholdschen Familie eine Zeitlang aufgehalten, in seine väterlichen Arme zurückkehren zu sehen. Wielands frohe Stimmung und die ganze Innigkeit seines Gefühls schildert ein Brief an Göschen. »Wir fanden unsern Ludwig, schrieb er, über unsre Erwartung vorgerückt, und ganz so, wie das Herz eines Vaters und einer Mutter sich einen aus fremden Landen zurückkommenden Sohn nur immer wünschen kann. Er hat an Größe, Stärke und Gesundheit von außen und innen zugenommen, und was er bereits ist, garantirt mir, was er noch werden kann und wird, mit so vieler Sicherheit, daß ich das undankbarste aller Geschöpfe Gottes sein müßte, wenn ich mich nicht für das glücklichste hielte. O mein Freund, Sie müssen selbst kommen, und einige Tage bei uns leben, um alle unsere kleinen ländlichen Freuden, und diese höchste und süßeste aller Menschenfreuden, die mir ein solcher Sohn an der Spitze aller meiner übrigen so gutartigen, liebenswürdigen Kinder und Enkel gewährt, mit dem Manne zu theilen, für dessen Ruhe, Zufriedenheit und Glück Sie selbst so thätig sind.«

Wie wohl er sich fühlte in seiner »Osmanstädtischen Retraite,« wie er sein ländliches Asyl mitunter zu nennen pflegte, schildern mehrere seiner damaligen Briefe:

»Mir ist, schrieb er den 25. Juli 1797, als ob gar keine andere Art zu existiren für mich möglich sei, und die Weimarischen Propheten, die als ganz unfehlbar voraussahen, daß ich mich gar jämmerlich auf dem Lande und vis à vis de moi-même langweilen würde, bestehen mit Schande. Auch sperren sie die Augen mächtig darüber auf, daß ich so heiter und vergnügt aussehe, und können sich dies Phänomen gar nicht erklären. Ich hingegen begreife das Wunder sehr gut, und in der That ungleich besser, als wie ich die vier und zwanzig Jahre, die ich in Weimar gelebt, noch so leidlich habe aushalten können. Landluft, unverkünstelte Natur, viel Gras und schöne Bäume, äußere Ruhe und freie Disposition über mich selbst und meine Zeit — das alles zusammengenommen ist, so zu sagen, mein Element, so gut, wie die Luft des Vogels und das Wasser des Fisches Element ist; und es geht also ganz natürlich zu, daß ich darin gedeihe.«

Wieland war damals unerschöpflich im Lobe des Landlebens, das, wie er glaubte, sehr wohlthätig einwirke auf seinen Gesundheitszustand. An Göschen, der ihn im Herbst besucht hatte, schrieb er den 19. December 1797: »Das Angenehmste ist, daß ich in diesem veränderlichen, dumpfen und schlackrigten Winter eine, meinen Entschluß, für immer auf dem Lande zu leben, über aller Menschen Erwartung rechtfertigende Probe über meine Leibesconstitution mache. In der Stadt würde ich mich in diesen verwichenen acht Wochen höchst wahrscheinlich ziemlich schlecht befunden haben; hier in meinem Hause zu Osmanstädt, befinde

ich mich ununterbrochen wohl und munter, arbeite an meinem Schreibtisch mit Succeß, habe, ungeachtet ich wenig an die Thür komme, guten Appetit, und schlafe weit besser als ehemals. Alles dies entscheidet, wenigstens was mich betrifft, den Vorzug des Landlebens vor dem Stadtleben, nichts von den negativen und passiven Vorzügen zu gedenken, welche die Landmaus beim Horaz gegen ihre Freundin, die Stadtmaus, geltend macht. Nebenher thut mir auch das Bewußtsein wohl, daß ich meinen großen Garten (der, wie Sie wissen, für sich allein schon ein kleines Landgut ist) in den acht bis neun Monaten, seit er mein, bereits in einen merklich bessern Zustand versetzt habe. Ich habe über dreihundert fruchtbare Bäume gepflanzt, von deren größerem Theil, sofern sie gut durch diesen Winter kommen, ich wenigstens die ersten Früchte zu erleben hoffen kann; und das, was ich auf Cultur und Verbesserung verschiedener, nach und nach durch Verwahrlosung in Abnahme gekommener Parthien bereits gewandt habe, und noch verwenden werde, wird schon im künftigen Jahre so auffallend sein, daß Sie, wenn Sie mich im Herbst 1798 wieder besuchen, sich in ein kleines Paradies versetzt zu sehen glauben, und das, was es im Jahr 1797 war, kaum wieder erkennen sollen.«

Unter den erwähnten ländlichen Beschäftigungen war Wieland seinen literarischen Arbeiten nicht untreu geworden, obgleich manche derselben ihm so viel Beschwerden und Verdruß bereiteten, daß er sehnlich wünschte sich ihrer entledigen zu können. Den Merkur würde er, wenn er den mäßigen Gewinn, den ihm diese Zeit-

schrift abwarf, hätte entbehren können, zuerst aufgegeben haben. Er ward mitunter sehr unwillig über die reichliche Zusendung schlechter Verse und anderer mittelmäßiger Producte, deren schlechte Handschrift obendrein die Correctur erschwerte. Besonders aber ward seine Zeit zerstückelt durch die Beantwortung zahlreicher Briefe die aus allen Gegenden Deutschlands an ihn gelangten. In dieser Beantwortung war er freilich mitunter so saumselig, daß er die deshalb ihm gemachten Vorwürfe wohl verdient zu haben glaubte, und sich selbst mitunter noch schärfer tadelte. Seine heitere Laune jedoch, die ihn nie ganz verließ, gab ihm einst eine öffentliche Erklärung ein, durch die er den zu häufigen und werthlosen Manuscriptsendungen vorbeugen wollte.

»Verschiedene, welche mich, schrieb Wieland, mit allerlei theils versificirten, theils prosaisch-poetischen Aufsätzen, Idyllen u. dergl. für den Merkur zu beschenken die Gewogenheit hatten, setzen mich in eine Art von Verlegenheit, deren ich gern auf immer überhoben zu sein wünsche. Ihr geneigter Wille verdient Dank, — aber es entsteht hier eine leidige Collision von Pflichten, deren Effecte weder ihnen noch mir angenehm sein können. Einige scheinen von der Güte ihrer Producte so überzeugt zu sein, daß man ihnen, ohne Beleidigung, weder sagen noch zu verstehen geben kann, man sei anderer Meinung. Andere sind zwar bescheidener, geben sich blos für Anfänger, bitten um Nachsicht, oder daß man ihnen ihre Lection corrigiren, oder ihnen wenigstens sagen möchte, ob sie zur Dich-

terei berufen seien oder nicht. Aber sie bringen das mit einer so sichtbaren Erwartung eines höflichen, d. i. ihrer Eigenliebe schmeichelnden Bescheides vor, daß man's kaum über's Herz bringen kann, ihnen durch eine ehrliche Antwort weh zu thun. Hiezu kommt noch, daß unser einer — der von einem solchen jungen Candidaten des Musenpriesterthums gefragt wird: Meister, was soll ich thun? und ihm nach seinem Gewissen die Antwort werden läßt: Alles, lieber Freund, nur keine Verse machen! — sich darauf verlassen kann, daß der junge Adspirant diese Antwort geradezu für einen Beruf annehmen wird, sich nun erst recht auf's Versemachen zu legen. Denn — sagt er sich selbst — meine Verse müssen doch wohl gut sein, weil Wieland sich fürchtet, daß ich ihn ausstechen werde, und mich also, gleich an der Schwelle des Musentempels, gern zurückschrecken möchte. — Wie könnte der arme Verfasser des Winter- und Sommermährchens sich unterstehen, einem solchen Rivalen etwas Unangenehmes zu sagen? Der junge Mann würde natürlicherweise denken müssen, es verdrieße Wieland nur, sich in Leichtigkeit der Verse und guter Art zu erzählen, übertroffen zu sehen. Das will ich denn auch dem jungen Dichter hiermit ohne Widerrede zugestanden haben. Nur der Merkur ist kein würdiger Schauplatz für solche Originalwerke. Mein unmaßgeblicher Rath ist, sie besonders, und, um des Effects willen, auf prächtiges holländisches Papier, mit Kupfern von Chodowiecky, abdrucken zu lassen. Der Herr Verfasser wird an der Wirkung sein Wunder sehen! Jetzt ist gerade der rechte

Zeitpunkt, wo die Nation Sinn für solche Werke hat; denn man sieht ja, wie gut sie sogar den Oberon aufgenommen, der doch nur auf schlechtem Papier, und ohne Kupfer von irgend Jemand, sein Fortkommen in der Welt suchen mußte.« —

Ein andres Ungemach, worüber er sich oft bitter beklagte, erwuchs ihm aus den zeitraubenden Correcturen, die er zwanzig Jahre hindurch allein besorgt und sie erst 1793, einem Hausgenossen, dem Candidaten der Theologie Lütkemüller übertragen hatte. In einem im Gesellschafter vom Jahr 1826 gedruckten Aufsatze, Wielands Privatleben betitelt, hat Lütkemüller mehrere interessante Züge mitgetheilt, und besonders auch den lebhaften Unmuth hervorgehoben, von dem Wieland bei dem Anblick einer unleserlichen Handschrift ergriffen ward. Jeder Gelehrte und Schriftsteller, äußerte Wieland, sollte eine leserliche Hand schreiben; das lasse sich mit Fug und Recht fodern; sonst müsse er seine Druckschriften von einem seiner Hand kundigen Schreiber gut copiren lassen. Dergleichen Verdrießlichkeiten, die ihm eine lange Gewohnheit hätte gleichgültiger machen sollen, wirkten jetzt so nachdrücklich auf ihn ein, daß er sich mit dem Gedanken trug, die Herausgabe des Merkur aufzugeben, ohngeachtet diese Zeitschrift für ihn bisher keine unbedeutende Erwerbsquelle gewesen, und von mehren talentvollen Köpfen, unter andern von Reinhold seit 1785, und von Schiller seit 1788 durch gehaltvolle Beiträge unterstützt worden war.

Den 26. November 1798 theilte Wieland seinem

Freunde Göschen »die unerwartete Neuigkeit« mit, daß der Merkur mit dem Dezemberstück des genannten Jahres aufhören müsse. »Die Ursachen, schrieb er, die mich wider Willen dazu nöthigen, sind zum Theil nur zu einer mündlichen Confidenz qualificirt. Die Hauptursache indessen ist und bleibt doch (um Ihnen nichts von meiner Lage zu verhehlen) keine andere, als daß ich die 1000 Rthl. Capital, die der Verlag und die Honorirung jährlich erfordern, im künftigen Jahre schlechterdings nöthig habe, um die Ausgabe zu bestreiten, welche die Vollendung meines Baues, das auf Jacobi anzuschaffende Inventarium und die ganze Wirthschaftseinrichtung erfordern. Diese Ausgaben werden meine ganze Casse verschlingen, so daß mir für den Merkur 1799 und 1800 nicht ein Heller übrig bleibt. Ich kann und mag meinen Credit nicht noch mehr anstrengen als bereits geschehen ist. Daher bleibt kein anderes Mittel übrig, als den Merkur auf immer schlafen zu legen, wiewohl es ein wenig albern ist, daß er nicht wenigstens noch bis an den Schluß des Jahrhunderts leben konnte. Der Absatz war bisher in toto noch ungefähr 800 Exemplare jährlich; der Verdruß und die Plackerei aber, die ich vom Merkur habe, seit ich von Weimar weggezogen bin, wird durch die 200 bis 300 Thaler, die mir deductis deducendis als Profit übrig bleiben, nicht vergütet. Gemüthsruhe ist das Unentbehrlichste für mich in meinen jetzigen Jahren.«

Etwa vierzehn Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben, widerrief Wieland indeß den darin geäußerten Entschuß, und erklärte sich für die Fortsetzung

des deutschen Merkur, wenigstens bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts. Der Rath seiner Freunde trug offenbar viel dazu bei, ihn zu diesem Entschluß zu bestimmen, von welchem ihn ein Blick auf den damaligen Zustand der deutschen Literatur zurückschreckte. Die Kantische Philosophie, die ihm durch Reinholds Bemühungen, ihre Ideen immer allgemeiner zu verbreiten, nicht hatte fremd bleiben können, hatte mittelbar oder unmittelbar auf jedes Gebiet der menschlichen Forschung eingewirkt. Besonders ließ sich der Einfluß Kantischer Principien auf die neuere Aesthetik nicht verkennen, deren Stelle jetzt eine Geschmackscritik einnehmen sollte. Dagegen würde Wieland im Wesentlichen nichts einzuwenden gehabt haben. Aber die neue philosophische Schule, die sich aus der Kantischen gebildet, schien ihm eine gänzliche Umgestaltung der Aesthetik herbeizuführen, seit Schiller die Grundidee der Fichte'schen Wissenschaftslehre auf dieselbe anzuwenden gesucht hatte. Dies war besonders in den seit dem Jahr 1795 herausgegebenen Horen geschehen. An die Stelle ruhiger Untersuchungen sah Wieland mit wachsender Besorgniß eine neue Sturm- und Drangperiode treten, und wie in der politischen Welt, so schien auch im Gebiet der Aesthetik eine Art von Terrorismus herrschend zu werden. Auf's heftigste angeregt ward die Leidenschaftlichkeit der verschiedenen Partheien durch die in dem Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797 gedruckten Xenien.

Die Verfasser dieser Epigramme, Goethe und Schiller, waren Wielands Freunde. Sein Verhält-

niß zu Goethe ist bereits in dieser Biographie geschildert worden. In Bezug auf Schiller muß hier bemerkt werden, daß Wieland, ohne den außerordentlichen Genius zu verkennen, der in den Räubern, in Fiesko und Cabale und Liebe mit einer Kühnheit sonder Gleichen aufgetreten war, doch Schillers Talenten anfangs nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie unter andern Wielands hartes und fast unbilliges Urtheil über die ersten Probescenen des Don Carlos beweist, die Schiller in der Rheinischen Thalia mitgetheilt hatte. In dieser Critik, die ein Brief Wielands vom 8. März 1785 enthält, äußert er unter andern: »Ich kann mich irren; aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charactere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem 16. Jahrhundert und dem Hofe König Philipps II. nimmt, erlaubt sei, sie in idealische Phantasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Karikaturen sein mögen, aber doch immer nur Karikaturen sind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig sind; und daß überhaupt die Sprache in diesem Stücke sehr weit davon entfernt ist, was nach

meinem von Sophokles und Racine abgezogenen Ideal die schöne Sprache der Tragödie sein soll.«

Ungeachtet dieser strengen Critik, die ihm seine individuelle Ueberzeugung eingab, ward Schiller, als er einige Jahre später (1787) nach Weimar kam, mit väterlicher Zuneigung empfangen. »Wir werden schöne Stunden haben, schrieb er; Wieland ist jung, wenn er liebt.« Ein freundschaftliches Verhältniß dauerte fort zwischen beiden, und ward noch fester geknüpft durch Schillers Theilnahme an dem Merkur, die sich erst mit dem Jahr 1789 verminderte, als Schiller Professor der Geschichte in Jena geworden war. Im Dezemberheft des Merkur vom Jahr 1787 eröffnete Wieland dem Publikum die Aussicht, daß Schiller mit dem bevorstehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatz seiner Hand zieren werde, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrathe, und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht habe, die Erwartung rechtfertige, die sich das Publikum von dem Verfasser des Fiesko und des Don Carlos zu machen Ursache gehabt. »Da ich selbst, schrieb Wieland, vom Mittelpunkt des Lebens schon einige Jahre herabsteige, und täglich mehr Gelegenheit finde, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische Facilis descensus Averni in mehr als Einem Sinne ist, so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu sehen; und mit solcher Unterstützung darf ich sicher hoffen, den deutschen Merkur seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine sehr merkliche Art näher zu bringen.«

Mehrere Stellen in Wielands damaligen Briefen an Göschen sprechen für seine Anerkennung und Hochschätzung Schillers. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit weigerte er sich das Leben und den Character des Cardinals Richelieu zu schildern. Er wollte in dem historischen Calender, für den jener Aufsatz bestimmt war, nicht mit Schiller in die Schranken treten, der damals für jenen Almanach seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges lieferte. »Sie hat, schrieb Wieland, so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem Gebiet der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkt seiner Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ, und natürlicherweise in Allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent gezeigt hatte, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon emporzuschwingen, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte.«

Mit diesem Urtheil war es Wieland Ernst, und

das Verhältniß zwischen ihm und Schiller erhielt sich in seiner ursprünglichen Reinheit, wie es dieser mehrere Jahre zuvor (1787) durch die Worte bezeichnet hatte: »Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe zu glauben, daß er mich auch liebt.« Schillers Gesinnungen gegen Wieland waren, wenn sich auch seine ästhetischen Ansichten geändert hatten, doch dieselben geblieben. Der letztere ließ sich jedoch nicht ganz freisprechen von dem Vorwurf, Schiller mit einer Art von Neid betrachtet zu haben, als er durch ihn verdunkelt zu werden glaubte. Dafür spricht die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Göschen, in welchem Wieland eine Anzeige der neuen Ausgabe seiner Werke wünschte, von denen damals eben die erste Lieferung erschienen war. »Wäre es auch nur, schrieb er, damit man uns nicht gar über den neu erschienenen Horen aus dem Gesicht verliert, die jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, und in der Allgemeinen Literaturzeitung so pompös angekündigt, und so hyper-pompös recensirt worden sind.«

Weder in den Horen, noch in den Xenien war Wieland, besonders in Vergleichung mit andern Autoren, auf eine Weise behandelt worden, die ihn hätte veranlassen können, sich persönlich zu beklagen. Nur in einem Anflug sehr übler Laune hätte ihn der Tadel in drei gegen ihn gerichteten Xenien verdrießen können. Sie lauteten, wie folgt:

Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einstweilen Geduld!

Peregrinus Proteus.

Siehest du Wieland, so sag ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein' Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

In den übrigen Xenien, die sich auf Wieland bezogen, ist sogar ein feines Lob verborgen, und selbst der Tadel in einigen, nicht gegen ihn, sondern gegen seine Nachahmer, besonders Manso in Breslau, gerichtet. Wir theilen diese Xenien ebenfalls hier mit:

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar,
Schmollt sie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

Hättest du Phantasie, und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel Wieland und Lessing zu sein.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und leer dein caput mortuum ist.

Der Ton, der in jenen Epigrammen herrschte, und der Uebermuth, der sie characterisirte, war Wielands Urbanität zuwider. Er glaubte seine Meinung darüber öffentlich aussprechen zu müssen und wählte dazu die Form des Dialogs, der ihm gönnte den schärfsten Tadel auszusprechen und sich doch zugleich den Schein zu

geben, als vertheidige er die Verfasser der Xenien. Er bezweifelte sogar, daß sie, ungeachtet des allgemein verbreiteten Gerüchts, aus Schiller's und Goethe's Feder geflossen. Die bedenkliche Frage, wie diese Epigramme in den Musenalmanach gekommen, suchte er mit einer fein satyrischen Wendung dadurch zu erklären, daß Schiller aus Mangel an Zeit das Ordnen seiner Distichen nicht selbst besorgt habe. »Das Geschäft, schrieb Wieland, kam zur bösen Stunde in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für Goethe und Schiller enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen, und — vielleicht weniger in der Absicht, sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu erwerben, als um sie zu rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu statuiren — in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eignen Fabrik hinzu that. — Das in parvum amicum gesetzte allzugroße Vertrauen wäre denn also das Einzige, was dem Herausgeber des Almanachs zur Last läge, und wofür er durch den häßlichen Spuck, den die Xenien machen, mehr als zu viel bestraft ist. — Wer weiß, welches Meisterwerk, das uns allen Freude machen wird, ihn damals beschäftigte, als er dem jungen Brausekopf die Sorge für seinen Musenalmanach überließ, und sich dadurch unwissend manchen bittern Augenblick zubereitete.«

Unter dieser schonenden Wendung verbarg Wielands Ironie seine wahre Meinung, die er in einem Briefe an

Göschen vom 29. November 1796 mit den Worten aussprach: »Ich habe wenig Freude daran, wenn Männer, wie Goethe und Schiller, der Welt eine solche Farçe geben, und durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine pöbelhafte Behandlung zuziehen. Ich möchte eher darüber weinen als lachen.«. Ueber die gesendeten Gegen-Xenien, von Dyck in Leipzig verfaßt, schrieb Wieland: »Ich werde mich sehr hüten, dieses von der Pleiße zu uns herüber schallende Echo hier Jemand mitzutheilen; ich fürchte jedoch, es wird ohne mich bekannt genug werden.« — Und in einem spätern Briefe vom 5. Dezember heißt es: »Das hätten die Herren Götterbuben, um mit dem Verfasser des Ardinghello zu reden, doch voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumbalgt.«

Wielands Unmuth über die Xenien, die er seinen Freunden geraume Zeit nicht vergessen konnte, fand neue Nahrung durch die neue Reform in dem Gebiet der Aesthetik, die damals von den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel ausging. Ein patriotisches Interesse schien es nicht zu sein, was sie bei ihren vereinten Bemühungen leitete, der deutschen Poesie einen neuen Schwung zu geben. Sie begünstigten vielmehr die poetischen Formen des Auslandes, und suchten durch Uebersetzungen und Nachbildungen eine neue Dichterschule zu begründen, die der romantischen Poesie vorzugsweise das Wort redete. Gewohnt, das Schöne und Gute überall anzuerkennen, wo er es fand, war Wieland jenen Bestrebungen nicht abgeneigt, und

sich erinnernd, daß er einst selbst ähnliche Wege betreten, erkannte er die Fortschritte einer jüngern Generation gern an. Was ihm jedoch keineswegs behagte, war der polemische Ton, durch den die Häupter der romantischen Schule die von ihnen aufgestellten Principien geltend zu machen suchten. Schonungslos griff die von den Gebrüdern Schlegel herausgegebene Zeitschrift, Athenäum betitelt, seit dem Jahr 1798 alles an, was die Xenien noch verschont hatten. Auch Wieland entging diesem Schicksal nicht durch eine, späterhin von ihm selbst für voreilig erklärte Aeußerung in der Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken. »Seine beinahe ein halbes Jahrhundert umfassende Laufbahn, schrieb er dort, habe begonnen, da eben die Morgenröthe unsrer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und er beschließe sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange.«

Unter mehrern Angriffen, die seitdem von den Häuptern und Anhängern der romantischen Schule gegen das sogenannte goldene Zeitalter der Literatur und namentlich auch gegen Wieland gerichtet wurden, erwähnen wir hier nur die an ihn gerichtete Citatio edictalis im zweiten Bande des Athenäum. Es heißt darin (S. 340 u. f.) wie folgt: »Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Beyle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtigt, und dem Anschein nach dem Horaz, Ariost,

Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden, als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hierdurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmal aber zu schweigen.« Dieser öffentliche Angriff Wielands war das Signal für alle Anhänger der romantischen Schule, über Wieland die wegwerfendsten Urtheile zu fällen, und ihm unter andern die Anerkennung des Hans Sachs im deutschen Merkur als sein bedeutendstes Verdienst um die literarische Welt anzurechnen. Kaum konnte ihm verargt werden, wenn er, tief gekränkt, in seinem Unmuth die Frage aufwarf: »ob er das um seine Zeit und seine Nation verdient habe?«

Was ihn hauptsächlich schmerzte, war, daß der größte Theil derer, die ihn nicht tief genug herabwürdigen zu können glaubten, unter Goethe's Aegide zu handeln schienen, nachdem das Athenäum, in dem Lobe dieses Dichters unerschöpflich, zu den drei größten Tendenzen des Zeitalters, außer der »französischen Revolution und Fichte's Wissenschaftslehre,« auch Wilhelm Meister's Lehrjahre gerechnet hatte. Wieland, obschon von jeher der aufrichtigste Verehrer und Bewunderer Goethe's, fühlte sich ihm allmälig immer mehr entfremdet, obgleich Goethe's Persönlichkeit noch immer einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübte. An Herder, für den er längst eine große Zuneigung empfunden, schloß sich Wieland damals um so inniger an, da Goethe und Schiller sich einander mehr genähert hatten, als es bisher der Fall gewesen. Aber während Wieland Herders Unmuth über Kant's Kritik

der reinen Vernunft lebhaft theilte, und sich bei einer Anzeige von Herder's Metakritik in Bezug auf Kant zu einer leidenschaftlichen Philippika hinreißen ließ, fand er selbst Niemand, der die unbillige Behauptung zu widerlegen suchte: er habe sich überlebt. Zwar suchten Kotzebue und Merkel in dem Freimüthigen und in den Briefen über die wichtigsten Producte der schönen Literatur, Wieland an seinen Gegnern zu rächen, doch mitunter auf eine für ihn zu unwürdige Weise.

Wie Wieland selbst über seine Gegner urtheilte, zeigt ein im Jahr 1799 an einen Freund gerichteter Brief, der zugleich einige Andeutungen enthält über sein Verhältniß zu Goethe und Schiller. »Worum ich Sie sehr bitten möchte, wäre, sich mit den Herren Gebrüder Schlegel und Comp. nicht abzugeben. Es sind grobe, aber witz= und sinnreiche Patrone, die sich Alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen, was erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches doch beinahe unmöglich ist, da sie, auch geschlagen und niedergeworfen, gleich wieder aufstehen und es nur desto ärger machen würden. Können Sie's aber ja nicht lassen, den Muthwilligen (die durch ein in Deutschland noch neues genre, nämlich französische persiflage, ihr Glück zu machen hoffen, aber bei einer Nation, wie die unsrige, nur sich selbst dadurch ruiniren werden) etwas abzugeben, so beschwöre ich Sie bei allen Göttern, lassen Sie wenigstens Goethe und Schiller aus dem Spiel — wär' es auch nur mir zu lieb, und um allem Argwohn auszuweichen, als

ob ich irgend einen directen oder indirecten Antheil an der Sache hätte. Ich stehe mit diesen beiden Matadoren in einem guten, mit Goethe sogar in einem beinahe freundschaftlichen Verhältniß — wie ich mir einbilde — wenigstens vor der Welt (denn de occultis non judicat praetor). Aber die Herren sind empfindlich und ein wenig argwöhnisch. Ich kann mich also nicht nur selbst, sondern auch meine Freunde können sich, mir zu lieb, nicht genug in Acht nehmen, daß ich mit ihnen nicht compromittirt werde.«

Von dem damaligen Unwesen in der Literatur fürchtete Wieland, nach einem Briefe vom 15. Februar 1801 einen dreifachen beträchtlichen Schaden. Jener Jakobinische Sansculottismus meinte er, werde erstens den Character unsrer Nation einer an Stupidität gränzenden Gleichgültigkeit gegen das Wahre, Schöne und Gute verdächtig machen; zweitens die ganze Classe der Gelehrten und Schriftsteller, die so ehrwürdig und vielvermögend sein könnten, in der öffentlichen Meinung tief herabsetzen, sie ihres wichtigsten Einflusses berauben, und dadurch ihren Verächtern und Verfolgern unter den Großen und Aristokraten gewonnen Spiel geben. Endlich drittens werde jener Sansculottismus jungen Leuten, theils für eine kleinere Zeit, theils für ihr ganzes Leben, Kopf, Geschmack und Herz verwirren. »Alles aber, fügte Wieland hinzu, will seine Zeit haben. Auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrten-Republik wird vorübergehen, und das unfehlbarste Mittel, ihr Ende zu beschleunigen, wäre, es wie ich zu machen, und zu thun, als ob gar keine

Schlegel, Tieck's, Bernhardi's, Clemens Brentano's und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären.«

Auf ähnliche Weise hatte sich Wieland in einem Briefe an Voß geäußert: »Ich fange an, immer gleichgültiger zu werden gegen Bübereien dieser Art, und hülle mich sehr ruhig in das Bewußtsein ein, daß ich ein Besseres um die Zeit, in der ich lebe, verdient habe. Was seit dem Moment, da ich etwas Gutes habe drucken lassen, d. i. ungefähr vom Agathon an, mir widerfahren ist, und noch täglich widerfährt, wäre hinreichend, jeden Jüngling, der sich mit einiger Fähigkeit dem Dienst der Musen widmen wollte, abzuschrecken. Indessen hat die fast unbegreifliche Ungerechtigkeit meiner Zeitgenossen wenig Einfluß auf meine Glückseligkeit, und es war kein Compliment, sondern wahres herzliches Gefühl, als ich zu meiner Muse sagte:

> Du machst das Glück von meinem Leben,
> Und hört dir Niemand zu, so singst du mir allein.

Uebrigens habe ich doch immer das Glück gehabt, dessen Horaz sich rühmte, von einer kleinen Anzahl solcher Leute geliebt zu werden, deren jeder ein Publikum werth ist; und dies war auch immer für mein Herz genug. Ich habe immer die Kunst der Musen um ihrer selbst willen geliebt, und sie mit Liebe und aus Liebe getrieben. Das lauteste Zujauchzen aller Leser in der Welt würde mich für den kleinsten Fehler, den ich vermeiden konnte, und nicht vermieden hätte, nicht schadlos halten, wenn ihn gleich Niemand gesehen hätte, als ich.«

So tröstete sich Wieland, und überließ sich in dem Gartenhäuschen, das er sich in seinem Osmantinum hatte erbauen lassen, der freundlichen Hoffnung, »noch manche selige Stunde zuzubringen, und noch manchen geheimen Besuch von seiner Muse zu erhalten.« Noch manche Pläne entwarf und führte er aus in seiner ländlichen Zurückgezogenheit. Dazu gehörten besonders Uebersetzungen aus den griechischen Rednern und Dichtern, aus Xenophon, Euripides und Aristophanes, die er unter dem Titel eines Attischen Museums vereinigt herausgeben wollte. Tüchtige Gehülfen hatte er bei diesem Unternehmen an Fr. Jacobs und J. J. Hottinger, den er während seines letzten Aufenthaltes in der Schweiz persönlich kennen gelernt hatte, gefunden. Wie sehr er ihn schätzte, zeigt die nachfolgende Stelle in einem Briefe an seinen Schwiegersohn, den Buchhändler Geßner in Zürich. »Ich habe hier, schrieb Wieland, einige sehr liebe Freunde, und doch fühle ich, daß ich mich von ihnen trennen könnte, um mit diesem vortrefflichen Manne zu leben, der an Geist und Herz mehr Berührungspunkte für mich hat, als irgend einer, den ich kenne, Herder selbst nicht ausgenommen, was gewiß viel von mir gesagt ist. Ich kenne keinen so ganz und rein nach dem sokratischen Modell gebildeten Geist als Hottinger.«

Unter den Uebersetzungen aus den Alten, die er für das Attische Museum übernahm, fesselte ihn vorzüglich der Jon des Euripides. Mit der Wahl dieses Trauerspiels verband er noch eine Nebenabsicht. Durch eine fließende, dem Original treu nachgebildete Ueber-

setzung wollte er das gebildete Publikum veranlassen, dieselbe mit dem von A. W. Schlegel gedichteten Trauerspiel Jon zu vergleichen, das damals auf die Weimarische Bühne gebracht und vielfach besprochen worden war. So könnte man, meinte Wieland, mit eignen Augen sehen, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhielten. Eine solche Vergleichung aber, »mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt,« könne für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und belehrend sein.

Von zwei eigenen Werken, Agathodämon und Solon betitelt, die, wie er an Göschen schrieb, »noch als Embryonen in seinem Kopfe lägen, ward der Plan zu dem zuletztgenannten Werke wieder aufgegeben. Beide waren bestimmt, stückweise im Attischen Museum zu erscheinen. Wieland schrieb darüber: »Der Solon, weil er ganz eigentlich dahin gehört, und der Agathodämon, weil er anfangs für ein altes Manuscript (qui est supposé d'être traduit du Grec) ausgegeben wird. Dieser letztere ist für die erste Hälfte des Attischen Museums wesentlich, weil ich darauf rechne, daß er dasselbe in Reputation setzen werde. Die bereits fertigen drei ersten Bücher kommen in den ersten Band. Das Uebrige, was eigentlich noch fünf Bücher giebt, erscheint nach und nach im Jahr 1797, und alsdann sehe ich nicht, was Sie hindern könnte im Jahr 1798 einen Band der sämmtlichen Werke daraus zu machen, wofern es Ihnen sonst gelegen ist.«

Eine große Wirkung versprach sich Wieland von

den mannigfachen Schilderungen, die er in den Briefen Aristipps und seiner Zeitgenossen niederlegen wollte. Dies Werk, zu welchem er während seines Aufenthalts in Osmanstädt einen ausführlichen Plan entworfen, sollte eines seiner umfassendsten Werke werden. Während der Ausarbeitung desselben beschäftigten ihn indeß noch mannigfache literarische Arbeiten, über welche seine Briefe an seinen Verleger Göschen nähere Auskunft ertheilen. »Es ist hohe Zeit, schrieb er den 19. Dezember 1797, daß ich Ihnen einmal wieder ein kleines Lebenszeichen gebe. In der That, was das geistige oder (vielleicht richtiger gesagt) das literarische Leben betrifft, so lebe ich, seit die unfreundliche Jahreszeit eingetreten ist, vollauf. Ich komme nur selten aus meinem Museum, aus dem Hause gar nicht, arbeite von Morgen bis in die Nacht, finde Tage und Wochen unbegreiflich kurz und schnell, und habe demungeachtet seit dem 23. November eins der schwersten literarischen Abentheuer, eine metrische Uebersetzung der Wolken des Aristophanes glücklich, wie ich wenigstens hoffe, zu Stande gebracht.«

Den 19. Februar 1798 meldete Wieland, daß er einige Dialogen politischen Inhalts, unter dem Titel Gespräche unter vier Augen auszuarbeiten angefangen. »Drei derselben, schrieb er, sind bereits fertig, und ist das erste schon im Februarstück des Merkur abgedruckt. — Es kann Ihnen zur Probe dienen, was für eine Art von Fischen diese Gespräche sind, von denen meine, freilich ein wenig partheiischen Freunde viel Aufhebens machen. Ich werde noch mehrere

folgen lassen und damit so lange fortfahren, bis ich alles vom Herzen habe, was ich in den dermaligen konterbunten Zeitläuften für Worte zu rechter Zeit halte.«

Einige Rücksichten scheint Wieland doch genommen zu haben. »Wiewohl in diesen Gesprächen, schrieb er den 7. November 1798, die Sache der Menschheit freimüthig geführt wird und Wahrheiten gesagt werden, die man weder zu Paris, noch zu Wien oder Petersburg von den Dächern predigen hört, so hab' ich, meiner Denkart und der Klugheit gemäß, vor allem, was einem auch nur halbweg vernünftigen Leser anstößig, oder dem Respect, den man den Machthabern schuldig ist, zuwiderlaufend scheinen könnte, mich sorgfältig gehütet, und hoffe also mit der Leipziger Censur in keine Collision zu kommen, wiewohl ich nicht dafür stehe, daß das Buch nicht in Wien verboten werden wird, wie beinahe alles Gute, was außerhalb Wien an's Licht tritt.«

Für eines seiner wichtigsten und besten Werke hielt Wieland den bereits erwähnten Agathodämon. Dies Urtheil, meinte er, werde die Nachwelt darüber fällen, wie gleichgültig sein Werk auch für den Augenblick aufgenommen werden möchte. »Das siebente Buch, schrieb er, war mir eine sehr schwere Aufgabe, vielleicht die schwerste von allen, die ich mir aufgeben konnte. — Die Ausführung ward mir um so mühsamer, da Jahrszeit und Witterung Geistesarbeiten dieser Art sehr ungünstig waren, und also desto mehr Anstrengung erfordert ward, um mich selbst zu befriedigen. Ich habe das ganze Buch mehr als sechsmal von neuem durch-

und einige Hauptstellen ganz umgearbeitet, und des Feilens und Polirens wollte kein Ende werden. Nun ist es — wie es ist; ich bin mit mir selbst zufrieden, denn ich weiß, daß ich als Mensch, als schriftstellerischer Volkslehrer und als Dichter mein Bestes, und also meine Schuldigkeit gethan habe. Ich wünsche und hoffe, daß mein Apollonius oder Agathodämon (wie Sie ihn lieber nennen wollen), Sie mit den Griechen wieder völlig aussöhnen und auf's Reine bringen möge. Denn daß griechische Simplicität und griechische Grazie, mit griechischer Bestimmtheit und Correctheit verbunden, in diesem Werke ist, als ich weiß, daß der leider nicht mehr vulkanische Apollo nicht von einem Steinmetzen gehauen ist — so gewiß ich weiß, daß in Schlegel's Uebersetzung der Elegie des Hermesianax zwar häßliches Deutsch und detestable Hexameter, aber kein Fünkchen von griechischen Geist und Geschmack ist.«

In eine sehr unmuthige Stimmung versetzten ihn die Nachrichten, die er von dem geringen Absatz der Ausgabe seiner Werke erhielt. »Ich kann, schrieb er den 15. Juli 1799 an seinen Verleger, nicht anders als mit tiefem Gefühl beklagen, daß ich mich selbst bereits überlebt habe, und daß Sie — einst ein so enthusiastischer Liebhaber meiner Geistesgeburten — Sie, der so viele Tausende an meine Schriften gewagt hat — nicht einmal riskiren mochten, von dem Agathodämon einige hundert Exemplare besonders abziehen zu lassen, da doch dazu nichts weiter als die kleine Mühe erfordert ward, von jedem Bogen, nachdem die zu den sämmtlichen Werken erforderliche Zahl abgedruckt

war, die Signatur (oder wie man's nennt) von der ersten Columne desselben abnehmen zu lassen. Ich weiß nicht, wie mir der Verfall meines Credits und meiner Gunst bei dem lesenden deutschen popello lebendiger hätte zu Gemüth geführt werden können, und bin also auch vollkommen der Meinung, daß es bei den zwei und dreißig Bänden wenigstens für das achtzehnte Jahrhundert sein Bewenden haben müsse. Vielleicht geht im neunzehnten ein günstigerer Stern über uns auf, und ich will mich indeß, wie jener griechische Flötenspieler, begnügen, den Musen und mir selbst zu spielen.«

Eine ähnliche Verstimmung herrscht in einem etwa fünf Monate später (den 14. Dezember 1799) geschriebenen Briefe Wielands an Göschen: »Wie sich die Zeiten geändert haben! Wer von uns beiden hätte vor sieben oder acht Jahren gedacht, daß eine Zeit kommen und so bald kommen würde, wo Ihnen, mein Freund, dessen eifrigster Wunsch einst war, mein Verleger zu sein, bei der Ankündigung einer neuen Frucht meines Geistes eben so zu Muthe sein würde, und, den Umständen nach, sein müßte, wie einem von knappen Einkünften lebenden Vater von dreizehn Kindern, dem seine liebe Ehehälfte die vierzehnte Schwangerschaft ankündigt. Weß das Herz voll ist, deß, sagt man, geht der Mund über. Das Ihrige, lieber Göschen, muß sehr voll gewesen, da Ihnen an einer Stelle Ihres nach dem Englischen bearbeiteten Schauspiels, der Einfall entwischte: die alten Schriftsteller schreiben um's Geld. Mein erster Gedanke, wie ich diese Stelle las, war: wie sehr muß mein guter Göschen, dem es doch

wahrlich sonst nicht an Delicatesse fehlt, zusammengedrückt sein, daß ihm nicht ahnte, ob der alte, nun bald funfzig Jahre schriftstellernde Wieland diese, in dem Munde eines Buchhändlers und Verlegers keineswegs gleichgültige Bemerkung nicht etwa auf sich ziehen, und für einen kleinen avis au lecteur halten werde, den ihm sein, von den ungeheuern Kosten einer dreifachen Auflage von 32 Bänden in 4. gr. 8. und kl. 8. erschöpfter und schachmatt gemachter Verleger bei dieser Gelegenheit habe geben wollen. Der Himmel verhüte, daß ich Ihnen Unrecht thue! Aber wenn ich alle Umstände zusammen nehme, kann ich mir die Sache doch nicht wohl anders erklären — und was noch mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Ihnen meine Fruchtbarkeit lästig zu werden anfängt. Nur werden Sie mir gern gestehen, daß es für mich traurig ist, eine solche Epoche erlebt zu haben.«

Aus diesen Aeußerungen wird die Scheu erklärlich, die ihn längere Zeit zurückhielt, in seinen Briefen an Göschen seinen Aristipp zu erwähnen. Nach seinem eignen Geständniß glaubte er dadurch seinen Freund Göschen in Verlegenheit zu setzen. »Wenn Sie, heißt es in dem vorhin mitgetheilten Briefe vom 14. Dezbr. 1799, hinlängliche Muse, Gemüthsruhe und Frohsinn haben könnten, ein so starkes Manuscript mit Vergnüglichkeit und à votre aise durchlesen zu können, so würde ich's Ihnen zum Lesen (nicht zum Druck) zuschicken, und ich bin überzeugt, Sie würden finden, daß ich allen meinen Werken die Krone dadurch aufsetze, und daß funfzig Jahre meines vergangenen Lebens

dazu nöthig waren, um mich fähig zu machen, dieses zu schreiben. Ein solches Buch schreibt man nicht um's Geld; aber wenn man anderthalb Jahre blos auf die Hälfte desselben verwendet hat, und es nun einmal geschrieben ist, und man in so engen Schuhen steckt, wie ich (denn daraus kann ich kein Geheimniß machen) so will man freilich Geld dafür haben. So sehr ich dessen aber auch bedarf, so bin ich doch schlechterdings unfähig, Ihnen nur etwas Ueberlästiges, geschweige etwas Unmögliches zuzumuthen. Ich kann warten, und muß es wohl können; nur mußte ich von der Sache sprechen, theils damit Sie mir Ihre Gedanken ganz offenherzig eröffnen können, theils damit Sie, auf den Fall, daß Sie sich mit dem Verlag befassen wollen, Ihre Arrangements in Zeiten zu treffen im Stande sind. Wahrscheinlich wird die Ostermesse erst abgewartet werden müssen (wiewohl sie schwerlich besser als die vergangene ausfallen wird) denn überhaupt scheint es jetzt auf das berühmte to be or not to be anzukommen, und bis dies entschieden ist, läßt sich nichts Zuverlässiges vorherbestimmen. Ich wiederhole, was ich gesagt habe, lieber Freund! Ich muthe Ihnen nichts zu; aber was ich, wenn es hätte sein können, gewünscht hätte, kann ich Ihnen ja wohl, wie einen Traum, erzählen.«

In einem Briefe vom 24. Dezember 1799 stützte sich Wieland auf das Urtheil Böttiger's, »eines über ein Buch dieser Art competenten Richters,« daß ihn in Bezug auf den Aristipp die väterliche Liebe nicht verblende. Nicht an ihm, meinte er, würde die Schuld

liegen, wenn es keine Sensation machen sollte unter dem gebildeten Publikum, obschon sich seit einiger Zeit eine obscure Cabale gegen ihn erhoben habe, die vielleicht unter der Hand von berühmten Männern begünstigt werde. »Das Werk, schrieb er, wovon bisher die Rede war, besteht aus vier Büchern. Zwei davon sind, nach beinahe unzähligen Revisionen und Ueberarbeitungen, in einem solchen Stand von Correctheit, daß ich nichts mehr daran zu verbessern weiß. Das Manuscript ist von meiner Hand sehr leserlich, und, der vielen Emendationen ungeachtet, für den Setzer so bequem und deutlich, als er es nur verlangen kann, in Quart abgeschrieben. Das Manuscript der zwei ersten Bücher ist leider ziemlich stark, und wird wenigstens 36, vielleicht 38 bis 40 Bogen erfordern. Zu diesen zwei Büchern kommen also, wenn mein Plan vollständig ausgeführt werden kann, noch zwei Bücher, die an Bogenzahl wenigstens eben so stark werden dürften, und woran ich, ohne mich zu einer bestimmten Vollendungszeit anheischig zu machen, so wie Lust und Liebe zur Sache mir Müh' und Arbeit gering machen werden, in diesem nächst angehenden Jahre zu arbeiten anfangen werde. Sollte ich das Ende dieser Arbeit, gegen besseres Verhoffen, nicht erleben, so würden dennoch die zwei ersten Bücher als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden können, und wenigstens ungleich weniger Fragment sein, als Idris und Zenide. Die Hauptbedingung meines Plans ist mehr Gemüthsruhe und Befreiung von der drückenden Lage, worin ich mich seit einem halben Jahr befunden. — Da die Sache überhaupt noch im

weiten Felde ist, so wird es noch Zeit genug sein, manches näher zu besprechen, wenn ich erst Ihre Meinung und Gesinnung über die Hauptsache vernommen habe. — Ich finde es sehr natürlich, daß auch die herzhaftesten Unternehmer in den bisherigen Umständen den Muth verlieren mußten. Vielleicht bringt uns die neue Staatsveränderung in Frankreich einen baldigen Frieden, und gewiß würde das Wort Friede, sobald es aus dem Munde des Friedensengels durch Europa erschallen würde, ein elektrischer Schlag sein, der das stockende allgemeine Leben auf einmal wieder durch alle Adern strömen würde.«

Eine heitere Stimmung herrscht in einem Schreiben Wielands vom 19. Januar 1800. »Sie haben, liebster Göschen, heißt es dort, meinen neulichen, ziemlich mißlaunigen Brief so gut und freundlich aufgenommen, wie ich Ihrer Denkart und Ihrem Herzen mit Recht zutrauen konnte. Die kleinen Mißverständnisse sind gänzlich gehoben, mein Gemüth ist beruhigt, und ich überlasse mich wieder der gewissen Zuversicht, daß Sie noch eben so von mir denken und für mich gesinnt sind, wie ehemals, und daß unsere freundschaftliche Verbindung nur mit dem Leben aufhören kann. — Ich schicke Ihnen, da Sie sich dadurch einige Unterhaltung zu verschaffen hoffen, das erste Buch der Aristippischen Briefe. — Was darüber noch zwischen uns auszumachen ist, wird (wie Sie sagen) bald abgethan sein, da Sie durch ihre vorläufige Erklärung meinen Wünschen auf die edelste und verbindlichste Art entgegenkommen.«

Willkommene Erholung von angestrengten Geistesarbeiten bot ihm sein ländliches Asyl, und mannigfache Pläne zu Verbesserungen in seinem Hause und Garten, gaben ihm die heitere Stimmung wieder, die ihn mitunter verließ bei dem Gedanken, was kecker Muthwille, von seinen Freunden ungerügt, sich gegen ihn und seinen literarischen Ruhm erlauben durfte. Er würde noch öfter dem Mißmuth anheim gefallen sein, wenn sich zu jener Verstimmung noch körperliche Leiden gesellt hätten. Allein selbst in höherem Alter war ihm eine fast ununterbrochene Gesundheit geblieben. In einem Briefe an Göschen vom 24. Dezember 1798 wunderte er sich selbst über sein Wohlbefinden. »Sie gründen darauf, schrieb Wieland, Ihre Hoffnung, daß ich ein ziemlich betagter Patriarch werden dürfte, und diese Hoffnung würde mir noch zehnmal mehr Freude machen, wenn ich Credit genug bei Ihnen hätte, die hypochondrische Grille vertreiben zu können, die Sie sich in den Kopf gesetzt haben, daß Sie mein Alter nicht erreichen werden. Vor zwanzig Jahren dachte und glaubte ich über diesen Punkt von meinen Gesundheitsumständen gerade so wie Sie von den Ihrigen. Ich hatte gar keinen Begriff davon, wie ich sechzig Jahre sollte alt werden können, und hatte zu diesem Mißtrauen in meine Leibesbeschaffenheit eben so viele und vielleicht noch mehr Ursache, als Sie. Nach dem fünf und funfzigsten Jahre wurde meine Gesundheit unvermerkt immer fester, und ich befinde mich nun im sechs und sechzigsten so, daß ich ohne Absurdität mein zehntes Stufenjahr zu überleben hoffen kann. Warum sollte es

mit Ihnen nicht eben so gehen? Ich hoffe und glaube es, und ein großer Theil meiner Glückseligkeit beruht auf diesem Glauben; denn Sie sollen und müssen mich überleben, wäre es auch nur um meine Confessions oder Nachrichten von mir selbst und meinen Schriften, oder wie Sie meine Selbstrecension betiteln wollen, verlegen zu können, die nicht eher, als nach meinem Hingang aus dieser Welt gedruckt werden soll.«

Der Gedanke, daß dieser Zeitpunkt sich ihm immer mehr nähere, trübte nicht seine Heiterkeit. Er fühlte sein Alter beglückt durch den Zauber des reinen Naturlebens unter ländlichen Beschäftigungen und Genüssen. Immer neues Vergnügen schöpfte er aus der Betrachtung der von ihm selbst geschaffenen Gartenanlagen, auf Spaziergängen durch seine Lindenallee oder durch ein Birkenwäldchen am Ufer der Ilm, wo er sich ungestört seinen Ideen überließ. In solchen Augenblicken glaubte er zu seiner völligen Zufriedenheit kaum noch etwas zu bedürfen. »Ich freue mich, schrieb er an Geßner, so lebhaft auf die in fünf Monaten wiederkehrende schöne Jahreszeit, daß ich sie wirklich im Geist schon genieße, und den dazwischen liegenden Winter um so weniger lang finden werde, da die literarischen Arbeiten, womit ich ihn auszufüllen gedenke, mehr als hinlänglich wären, eine doppelt so lange Zeit zu beschäftigen. Ich werde aber fleißig sein; denn es ist nicht mehr als billig, daß ich das Recht, den Sommer blos mit Genießen zuzubringen, im Winter durch Arbeiten erkaufe.«

In einem damaligen Briefe an Gleim erkannte

Wieland es dankbar an, daß ihm, neben der Glückseligkeit, ungestört mit den Geistern der Weisen und Dichter der Vorwelt Umgang pflegen zu können, noch das Vergnügen gegönnt sei, seinen guten Genius, in Gestalt eines Weibes, an seiner Seite, und einen Kreis von Kindern und Enkeln um sich zu haben, unter welchem ihm seine Tage so leicht und schnell entschlüpften, als den Bewohnern des dichterischen Elysiums. »Das Einzige, schrieb er, was allenfalls (wenigstens zur vollständigen Aehnlichkeit mit dem Elysium, das uns Lucian so genial geschildert hat) noch abgeht, sind die Buttersemmeln und Bratwürstchen, die auf den Bäumen wachsen, die gebratenen Rebhühner, die von selbst auf den Tisch geflogen kommen, und die schönen krystallenen Kelchgläser, die man von den Hecken abbricht, um sie aus Quellen und Bächen mit köstlichem Wein zu füllen, die eben so freiwillig als unerschöpflich aus allen Felsen hervorsprudeln u. s. w. So bequem und wohlfeil hab' ich es nun freilich nicht, lieber Bruder. Aber, die reine Wahrheit zu sagen, ich möcht' es nicht einmal so bequem und wohlfeil haben; denn ich halte das Gesetz, daß uns die Götter nichts Gutes ohne Arbeit geben, für ein sehr weises Gesetz, und betrachte eine gewisse Portion Mühe und Sorge, quantum satis, als die unentbehrlichste Würze zum wahren Lebensgenuß.«

Erhöht ward dieser Genuß noch durch Besuche seiner Weimarischen Freunde. Selbst sein Fürst, seine Fürstin, die Herzogin Mutter verschmähten nicht, ihn zu begrüßen unter dem Schatten seiner Bäume. Der lebhafte Ideentausch in mannigfachen Gesprächen, die

ihn in die Vergangenheit zurückführten, hatte für ihn sehr viel Anziehendes. Von großem Interesse war ihm die damals angeknüpfte Bekanntschaft mit Jean Paul, von dem er sich zwar vielseitig angeregt, doch, nach seinem eignen Geständniß, eben so oft abgestoßen, als angezogen fühlte. Auch Heinrich v. Kleist gehörte zu den schon von ihm gekannten Freunden, die ihn in Osmannstädt besuchten. »Ich lernte, schrieb Wieland, ihn näher kennen, fand an ihm einen jungen Mann von seltenem Genie, von Kenntnissen und von schätzbarem Character, gewann ihn lieb, und ließ mich daher leicht bewegen, ihm, da er mir einige Zeit näher zu sein wünschte, ein Zimmer in meinem Hause zu Osmannstädt einzuräumen. So ist er denn sechs Wochen lang mein Hausgenosse und Commensal gewesen, und ich habe mich nicht anders als ungern und mit Schmerz wieder von ihm getrennt.«

Vorzüglich willkommen war ihm ein längerer Besuch seines Landsmanns F. D. Gräter. In eine Art von Curialstyl kleidete Wielands Laune den Brief, den er ihm nach seiner Abreise schrieb. »Ihre Freunde zu Osmannstädt, hieß es darin, können mit allem guten Willen, Ihnen, lieber Gräter, recht dankbar zu sein, sich doch des Gedankens nicht erwehren, Ihren sogenannten Besuch für eine bloße Erscheinung im Traum zu halten, die dadurch, daß diese Erscheinung eine Wirkung Ihres Willens war, zwar eine Art von unreifer und unvollständiger Realität erhalten hat, dem Effect nach aber doch kaum um den neun hundert neun und neunzigsten Theil eines Million-

Theilchens besser ist, als jeder andere etwas lebhafte und zusammenhängende Morgentraum. Und was könnte nun das Resultat dieses Resultats anders sein, als dieses: daß wir Arcadier, Selbsthalter und Eremiten von Osmannstädt, den von dem Herrn Professor Gräter von Schwäbisch-Hall bei uns abgelegten Spätherbst-Besuch für keinen wahren, ächten, wohlconditionirten Besuch, den ein Freund seinen Freunden auf ihrer Villa abstattet, oder vielmehr schenkt und zu gute kommen läßt, ansehen und gelten lassen können, und uns daher, nicht nur überhaupt, nach reichsstädtischer Art und Weise, quaevis competentia pro futuro ausdrücklich vorbehalten haben wollen, sondern auch alles gebührenden Ernstes darauf bestehen, daß sothaner angeblicher Besuch ganz und gar nicht in Anschlag gebracht werden könne, sondern die wichtige und vollständige Realisirung desselben auf eins der nächsten Jahre, und spätestens auf das letzte des achtzehnten oder das erste des neunzehnten Jahrhunderts uns cum omni causa et effectu vorbehalten bleibe, und das von Rechtswegen.«

Offenbar einer der schönsten Momente in Wielands Leben war das Wiedersehen seiner Jugendfreundin Sophie La Roche, die ihn im Jahr 1799 in Osmannstädt besuchte, in Begleitung einer ihrer Enkelinnen, Sophie Brentano, einer Schwester des bekannten Dichters Clemens Brentano. In ihrer Reise von Offenbach nach Weimar und Schönebeck (Leipzig 1800) hat jene geistreiche Frau die Zeit, die sie in Osmannstädt verlebte, so anziehend geschildert, daß ein im

Wesentlichen wörtlicher Auszug aus dem angeführten Werke hier wohl eine Stelle verdient.

»Den 15. Juli, schreibt Sophie La Roche, nach beinahe dreißigjähriger Trennung sah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend. — Vor 49 Jahren hatte ich ihn das erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof belauscht. — Es entzückte mich, den schönen Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: ein Landgut, das ihn ernährt, ein gesundes Alter und Stärke der Seele. — Die Aussicht aus dem Fenster des Zimmers, das ich bewohnte, war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern um die Mauer des Vorhofs sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutz einer Syrene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist Sinnbild von Wielands Geist, alles groß, und seine Thätigkeit wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage, unerschöpflich fortströmend.« —

»Mit wie vielem Vergnügen und Theilnahme lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt. — Ich speiste täglich mit sieben Kindern von Wieland, sah vier seiner Enkel, und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt.

Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Reiz. Wie schön ward mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland, aus dem Fenster seiner Bibliothek, den Theil des Gartens übersehen wollte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, der als junger rüstiger Landmann mit aller Gewandtheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Büchersammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wielands Besitzungen, siehst in dem Zimmer alles, was die Seele zu reicher Kenntniß wünschen, in dem Garten das, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann.« — »Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn Ludwig legten bald dieses bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde. — Wieland führte mich in den Wirthschaftshof, zeigte mir Scheunen und Stallungen, ging mit mir seinen Schafen entgegen, und ich bewunderte bei jedem Schritte seine Liebe zum Feldbau und seine Einsicht darin.«

»Bald folgte ein Tag mit Wieland und Goethe auf dem Landhause der verwittweten Frau Herzogin in Tiefurt. — Wenige Tage nachher kam Goethe, freundlich die Mittagssuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland, wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eignen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange von Wielands Wohnzim-

mer zu treffen, als Goethe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen characteristischen Bilde des alten Grafen v. Stadion stille stand. — Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, der den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte: Alle große Männer hätten am Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt im Schooß der Natur gesucht.« —

»Neu verherrlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalie mit aller ihrer Leutseligkeit den ganzen Garten an Wielands Seite durchwandelte. — Herder und seine Frau vermehrten in meinen Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wielands Gut, welche ich mit diesen höchst schätzbaren Menschen durchging. Denselben Tag lernte ich Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen. — Nach dieser Art reicher Gastmahle folgten Tage eines süßen ruhigen Genusses, während welchen uns Wieland manche Stunde seiner Beschäftigungen aufopferte, mit uns sprach, spazieren ging, oder etwas vorlas. — Hohe ländliche Freude ward mein Theil an dem Tage, da Wieland als Landmann in der Gemeine aufgenommen wurde, seine Unterschrift und sein Name in Osmannstädts Lagerbuch eingetragen werden mußte. Es war schön, Wieland und seine drei Söhne den guten Vorgesetzten des Dorfs als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu sehen, welche dann auch ihm und seinen Kindern Segen zu seinen Feldgütern wünschten. Wielands wohlwollendes Herz zeigte sich da eben so vor-

züglich, als sein Geist in einer Academie der schönen Wissenschaften geglänzt haben würde.«

»Ein junger Mann aus Bremen, der in Jena Medicin studirt, gab Anlaß, Wieland in einem neuen sanften Lichte zu betrachten. Herr Meyer hatte einige seiner kleinen Gedichte in's Reine geschrieben und wünschte furchtsam ehrerbietig, daß der große Meister nur einen Blick darauf werfen möchte. Wieland gewährte diese Bitte mit vieler Gefälligkeit, lobte das Gute mit so edler Miene, tadelte das Fehlerhafte so liebreich, daß wir ihn doppelt verehrten, und der bescheidene junge Mann schien so glücklich, als ob ein Genius ihm die Hand gedrückt und seine Feder eingeweiht hätte.« —

»Abends genoß ich eins der schönsten und reinsten Vergnügen. Ich wollte allein in dem Garten noch eine einfache Aussicht aufsuchen, die ich sehr liebgewonnen. Meine Freundin folgte mir und sagte: wir wollen sehen, wo Wieland und unsere Töchter sind. Nach einem langen Spaziergange erblickten wir Mütter auf einmal das äußerst angenehme Bild, Wielands Töchter und meine Enkelin auf dem Absatz einer Terrasse beisammen arbeiten zu sehen, und dabei dem guten Familienvater andächtig zuzuhören, der ihnen gegenüber saß. Wir gingen langsamer, um den Anblick der uns so lieben Gruppe desto länger zu genießen. Meine Freundin sagte: ich lasse Sie da, weil ich noch etwas zu besorgen habe. — Ich setzte mich verlegen neben Wieland, und fühle noch mit Trauer, daß ich einen Faden der Unterredung abgebrochen hatte. Die guten Kinder alle sahen aus, wie die von einer Schale Waizenkörner verscheuchten

Vögelchen, und nur ein Wettlauf, Wielands Hut aus dem Saal zu holen, gab dem Ganzen eine heitere Wendung.«

Die Erinnerung an jene Tage blieb Wieland unvergeßlich, und ward wieder neu angefrischt, als Sophie Brentano den Dichter im Mai des Jahrs 1800 abermals in seinem ländlichen Asyl begrüßte. Erheiternd wirkte auf ihn die Gegenwart des durch Geist und Herz ausgezeichneten Mädchens, das damals in der vollen Blüthe jugendlicher Schönheit stand. Einen eigenthümlichen Reiz erhielt ihr Wesen durch einen Zug stiller Melancholie. Wieland beklagte oft, daß Sophie, so ganz dazu geschaffen Anderer Leben zu verschönern, sich hinwegwende von den Menschen und die Einsamkeit suche. Aber früher, als er selbst oder irgend Jemand ahnen mochte, zerstörten die Eindrücke eines längst zerrütteten Gemüths ihren von Natur zarten Körper. Das friedliche Osmantinum, nach dem sie sich so oft gesehnt, war bestimmt, ihre irdischen Ueberreste zu empfangen.

Den 29. September 1800 schrieb Wieland an Göschen: »Ich und meine Familie haben in diesem Monat einen harten Stand gehabt. Sophie Brentano das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen von 24 Jahren, das vielleicht der Erdboden trug, ward am 3. September von einer der sonderbarsten und verwickeltsten Nervenkrankheiten befallen, die sich in wenig Tagen als gefährlich ankündigte, mit jedem Tage trostlosere Symptome zeigte, und ungeachtet aller ersinnlichen angewandten Hülfe, mit dem Tode endigte. Was

wir in diesen trübseligen sechzehn Tagen erfahren und gelitten, möge Ihnen Ihre eigene Einbildungskraft und Ihr eigenes Herz sagen. — Die Hülle, die der entflohene Engel zurückließ, ruht nun in einem stillen Plätzchen meines durch sie geheiligten Gartens. — Dies, und die traurige Gewißheit, daß sie, wenn es auch möglich gewesen wäre, ihr Leben noch einige Zeit zu fristen, doch nie wieder zu der schönen Klarheit ihres Verstandes, die ihr einen so großen Vorzug vor den meisten ihres Geschlechts gab, hätte gelangen können, ist der einzige Trost, womit ich mich nun behelfen muß, bis die wohlthätige Zeit ihre Wirkung gethan und den Gedanken mir zur Gewohnheit gemacht haben wird, mir das holde Geschöpf als einen über ihrem so lieben Osmantinum schwebenden Schutzengel vorzustellen.«

Seine stille Trauer um das zu früh verblühte holde Mädchen kehrte noch oft wieder in den Briefen an seine Freundin Sophie La Roche. »Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit, schrieb Wieland unter andern den 24. April 1801, giebt der geistigen Gemeinschaft, die bisher zwischen unsrer Sophie Brentano und mir ziemlich ununterbrochen fortgedauert, ein neues Leben. Alle meine Spaziergänge führen zu ihrem Grabe; meine liebsten Ruheplätze sind nur wenige Schritte davon entfernt, und der Gedanke, daß uns nur noch ein kleiner Zeitraum trennt, wird unvermerkt zu einem still fortdauernden Gefühl, das meinem Aufenthalt im Garten ein ganz eigenes melancholisch süßes Interesse giebt. — Weil es indessen gut ist, daß ich noch, so lange als

möglich, für meine Kinder lebe, so helfen Sie mir, theure Freundin, Gott für die Erhaltung meiner bessern Hälfte bitten, deren zeither abnehmende und noch immer schwankende Gesundheit mich nur zu oft beim Blick auf Sophiens Ruhestätte mit Trübsinn und herzzerdrückenden Ahnungen erfüllt. Noch hoffen wir, was wir sehnlich wünschen, daß die immer näher kommende schöne und milde Jahreszeit das Beste bei ihr thun, und uns eine Gattin und Mutter, die so wenige ihres Gleichen hat, und uns so unentbehrlich ist, auf lange Zeit wieder schenken werde.«

Ein ungewöhnlich rauher Sommer, über den er sich bitter beklagte, vereitelte seine Hoffnungen. »Der Juni, schrieb er, war so kalt, windig und unfreundlich, daß wir oft vierzehn Tage lang täglich zweimal die Wohnzimmer heitzen lassen mußten. Aber noch viel schlimmer spielte uns der Juli mit. Stürmische Westwinde bei Tag und Nacht, ein immer dicht bewölkter Himmel, kaum zwei bis drei Tage, an denen die Sonne zuweilen durchzubrechen vermochte, und zwei Regentage gegen Einen trocknen, sind diesen ganzen Monat über unser Loos. Seit mehr als vier Wochen steht der Barometer meist anderthalb, zwei, drei, höchstens vier Linien über sieben und zwanzig Zoll, und so oft er ein wenig über 4‴ stieg, konnten wir sicher auf einen vollströmenden Landregen rechnen. Wie eine solche Witterung nicht nur den Menschen, sondern auch den Feld- und Gartenfrüchten aller Art bekommt, können Sie sich vorstellen. Die dadurch bisher aufgehaltene Erndte ist vor der Thür, und noch ist kein Anschein

zu einer schon so lange und so sehnlich erwarteten Veränderung. Doch der Mensch ist nun einmal in der Gewalt der großen elementarischen Massen, und Geduld! Geduld! Geduld! ist die unwillkommene Lection, die sie uns einbläuen, und an der wir unser Lebelang zu lernen haben, weil uns nichts schwerer eingeht.«

Mehrfache Gelegenheit sich in der Geduld zu üben, fand Wieland, so schwer ihm dies auch werden mochte, als der in einem frühern Briefe erwähnte Gesundheitszustand seiner Gattin sich mit dem herannahenden Herbste des Jahrs 1801 täglich verschlimmerte. Seine Empfindungen schildert ein Brief an Göschen vom 19. October des genannten Jahres. »Zwar bin ich, schrieb Wieland, noch nicht in der traurigen Nothwendigkeit, das Aergste erwarten zu müssen, aber ich kann doch nur selten über mich gewinnen, es nicht zu fürchten. — So wenig beneidenswerth auch meine übrige Lage ist, würd' ich mich doch für den glücklichsten aller Menschen halten, wenn mir der Himmel nur sie, die nun 36 Jahre lang das ganze stille Glück meines Lebens machte, nur noch einige Zeit erhalten wollte. Sie allein ist mir Ersatz für alles Andere; ohne sie — Gott allein weiß, ob und wie ich ohne sie leben könnte.«

Den 8. November 1801 sah sich Wieland für immer verlassen von seiner treuen Gefährtin, im Kreise derer, denen sie das Leben gegeben und für deren Wohl sie kein Opfer gescheut. Den tiefen Eindruck jenes Verlustes zeigt ein Brief an Göschen vom 31. Dezember: »Mit mir geht es — wie es kann; leidlich wenigstens. Ich arbeite viel; aber es ist, als ob mir

die Schwungfedern gestutzt wären. Sonst arbeitete ich mit Freude, mit Munterkeit; jetzt mühsam, entgeistert, schwerfällig. Möglich, daß auch die trübselige, immer veränderliche und gar nicht wintermäßige Witterung etwas dazu beiträgt. Gewiß aber ist, daß ein Herkules, der mir meine Alceste, nur mit so viel Gesundheit, als sie noch vor drei Jahren besaß, aus dem Elysium zurückbringen könnte, auf einmal einen ganz andern Menschen aus mir machen würde.«

In einem spätern Briefe vom 15. Februar 1802 wunderte sich Wieland selbst über seinen leidlichen Gesundheitszustand in einem Alter von beinahe siebzig Jahren. »Daß die Engelsseele, schrieb er, die nun meinen körperlichen Augen unsichtbar geworden, mir geistiger Weise immer gegenwärtig ist, und daß ich mich nach und nach an diese rein geistige Art von Liebe und Freundschaft gewöhne, trägt ohne Zweifel das Meiste dazu bei, daß ich mich noch so wohl, d. h. nicht viel schlimmer befinde.« Dankbar erkannte er die zarte Theilnahme und Aufmerksamkeit der Herzogin Amalie, die ihn, um seinem Geiste eine andere Richtung zu geben, im Juni 1802 nach Tiefurth eingeladen und, nach seinem Geständniß, ihr Möglichstes gethan, ihn zu erheitern und vergessen zu machen, daß er »ohne seine Alceste, die ihm kein Herkules wiederbringe,« wohl zuweilen glücklich *scheinen*, doch nicht glücklich *sein* könne. »Der besten Fürstin zu Gefallen, schrieb er, arbeite ich, wiewohl unter mancherlei Unterbrechungen, etwas langsam in den Vormittagsstunden an einer Uebersetzung der *Helena* des *Euripides*. — Bevor

ich mit dieser Arbeit zu Stande bin, ist an den guten Aristipp nicht zu denken; denn mit diesem kann und will ich mich nicht anders als mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüth und mit allen mir noch übrigen Kräften beschäftigen.« Ermuntert fühlte er sich zu dieser Arbeit durch die Theilnahme an seinem Werk, die ihm nicht blos in seinen nächsten Umgebungen, sondern auch durch briefliche Mittheilungen entgegen kam. »Was Sie mir, schrieb er an Göschen, über die Entwicklung und Ausführung der beiden Hauptcharactere des Aristipp und der Lais schreiben, hat mir großes Vergnügen gemacht. Solcher Leser, für welche nicht nur im Detail nichts verloren geht, sondern die auch Sinn für die Composition, Haltung und Ausführung des Ganzen haben, d. i. gerade für das, worauf Alles ankommt, solcher Leser wünsch' ich mir recht viele. Aber unglücklicherweise giebt es deren unter hundert kaum Einen, weil in der That beinahe eben so viel Genie, Kopf, Bildung und Kunstsinn dazu erfordert wird, ein solcher Leser zu sein, als ein Autor, der im Stande ist, solche Leser zu befriedigen.« Vorzügliche Freude machte ihm der Beifall Klopstocks, als ein Brief von Archenholz ihm meldete, daß der Sänger der Messiade den Aristipp »mit Vergnügen und Interesse« gelesen. »In dem Gedanken, schrieb er, einen Geist, wie den seinigen, eine Stunde angenehm beschäftigt und befriedigt zu haben, würde etwas ungemein Süßes für mich liegen, wenn ich mich dieser Idee ganz überlassen könnte.«

Unter einzelnen Unterbrechungen hatte Wieland so

fleißig gearbeitet an seinem Aristipp, daß er im Sommer 1801 das vollständige Manuscript des vierten Bandes seinem Verleger senden zu können glaubte. Das Werk erlitt indeß eine Unterbrechung durch die Idee, seinem Aristipp eine ausführliche Beurtheilung der vorzüglichsten Werke Plato's in den Mund zu legen. Schon vier Monate, schrieb er an Göschen, beschäftige ihn einzig die Lösung dieser Aufgabe. »Sie können sich nicht vorstellen, heißt es in jenem Briefe, was für ein Stück Arbeit dies ist! Wenn ich aber so glücklich sein sollte, mich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, so wird es das wichtigste und beste Morceau meines ganzen Werks sein.« Ueber den Umfang desselben schwankte Wieland eine Zeitlang. »Es findet sich, schrieb er, daß ich mit dem vierten Bande allerdings aufhören kann, aber daß die Ausführung meines Plans, den Aristipp bis nahe an seinen Tod fortzuführen, wenigstens noch einen starken Band erfordern würde. Im vierten kann ich ihn nicht weiter bringen, als bis zum Tode seiner Kleone und zu seinem Entschluß, Cyrene wieder zu verlassen und sich zu seinem Freunde Philistus nach Syrakus zu begeben. Ich bin aber gleichwohl entschlossen, es vor der Hand bei den vier Bänden zu lassen, und nicht eher an den fünften zu gehen, als bis unsre — merken, daß dem Werke noch was fehlt, und bis Sie Ursache finden, mich nicht als Freund, sondern als Verleger zum fünften Bande aufzumuntern. Dabei muß und wird es einstweilen bleiben; denn wenn ich noch vor Fertigung dieses fünften Bandes aus der Welt ginge, so blieben die vier

Bände doch ein für sich bestehendes Werk, und Niemand hätte sich zu beklagen, daß es unvollständig sei.« Eine Art von Fragment blieb der Aristipp jedoch, so lange Wieland nicht den vierten Band geliefert, mit welchem er aus sehr verzeihlichen Gründen lange zögerte, als er bei dem Gesundheitszustande seiner geliebten Gattin zwischen Furcht und Hoffnung schwebte; bei seinem Verleger entschuldigte er sich, daß es ihm in den letzten sechs Wochen physisch und moralisch unmöglich gewesen sei, irgend einer Geistesarbeit sich mit dem freien, muntern Sinn zu widmen, der eine der unerläßlichsten Bedingungen sei. »Wenn ich, schrieb Wieland, alle meine Kräfte zusammennehme, so denke ich doch wohl mit den wenigen Briefen, die noch fehlen, in den nächsten vier Wochen zu Stande zu kommen. Aber mit dem fünften Theil wird es freilich noch Anstand haben müssen, wiewohl mein ernstlicher Wille ist, ihn nicht auf die lange Bank zu schieben. Was ich thun soll und will, muß ich bald thun; das fühl' ich nur zu wohl. Aber bevor ich an die Vollendung des Aristipp nur denken darf, muß ich unumgänglich Xenophon's Symposion für das Attische Museum übersetzen — und dies ist keine leichte Aufgabe für einen Acht und Sechziger. Sein Sie indessen versichert, der Gedanke, daß Sie eine nicht weit aufgeschobene Fortsetzung wünschen, wird mich fleißig erinnern und nicht ruhen lassen, bis das Werk vollendet und so vollendet ist, daß ich selbst einiges Wohlgefallen daran haben kann.«

Diesem Entschluß blieb Wieland treu, ohne sich durch den damals entworfenen Plan irre machen zu

lassen, nach dem Muster des Théâtre des Grecs, gemeinschaftlich mit Böttiger und Jacobs ein Theater der Griechen herauszugeben, welches Uebersetzungen, mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet enthalten sollte. Die Wintermonate des Jahres 1802 wollte er ausschließlich der Vollendung des Aristipp widmen. Sein Verleger Göschen hatte gebeten, dem Inhalt die möglichste Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu geben. »Ich weiß nur zu wohl, schrieb Wieland, daß die weitläufige Beurtheilung der Republik Platons, die den größten Theil des vierten Bandes füllt, für die große Majorität der Leser kein Interesse hat. Desto schlimmer, möcht' ich sagen. Aber da es nun einmal nicht anders ist, so geziemt es einem Schriftsteller, der gelesen sein will, sich dem Geschmack und Bedürfniß des Publikums zu fügen. — An Mannigfaltigkeit und Interesse für gebildete Leser soll es nicht fehlen, und ich hoffe, es soll auch hier heißen: Ende gut, Alles gut!«

Von der Ausarbeitung des fünften Theils seines Aristipp ward Wieland indeß bald wieder abgelenkt durch mannigfache neue Entwürfe zu literarischen Arbeiten, die jedoch zum Theil unausgeführt blieben, wie unter andern ein Werk, Osmannstädtische Unterhaltungen betitelt, in welchem er einige sehr gelungene Erzählungen und Dialogen seines Sohnes Ludwig aufnehmen, und ihn dadurch als Schriftsteller in's Publikum einführen wollte. Wielands literarische Thätigkeit war damals sehr groß. Ehe er den Aristipp vollendete, lieferte er einige Seitenstücke zu die-

sem Werke. Dahin gehören die beiden griechischen Gemälde: Menander und Glycerion und Krates und Hypparchia, als Taschenbücher für die Jahre 1804 und 1805 herausgegeben, und sechs einzelne Erzählungen, die anfangs in Almanachen zerstreut, späterhin unter dem Titel: Hexameron von Rosenhein vereinigt wurden. Wieland war dadurch mit mehrern Buchhändlern in Verbindung getreten, mit Cotta in Tübingen, Wilmans in Bremen und Vieweg in Braunschweig, wodurch sich sein vieljähriger Verleger Göschen verletzt fühlte. Wieland suchte ihn zu beruhigen. »Ich kann, schrieb er, den Gedanken nicht ertragen, daß die Irrungen, die ein doppeltes Paar alter Griechen und Griechinnen unschuldiger Weise zwischen uns veranlaßt haben, das Grab unsrer vieljährigen Freundschaft sein sollten. — Ich glaube, Sie können sich meinen kleinen Verkehr mit den Taschenbuchsjägern um so mehr gefallen lassen, da Sie ja auch nichts dagegen hätten, wenn ich dergleichen Aufsätze im Merkur abdrucken ließe, der noch unter meinem Namen und Böttiger's Redaction fortläuft. — Wäre es nicht Thorheit gewesen, wenn ich, in meinen Umständen, solche Gelegenheiten nicht hätte benutzen wollen?«

Schon in einem frühern Briefe an Göschen hatte Wieland das Geständniß gethan, daß »die eiserne Noth, die ehemals Horaz'en zum Dichter gemacht, ihn so drücke und dränge, und daß er alles, was seine alte Muse noch gebähre, bald möglichst in baares Geld umsetzen müßte.« Er hoffte dadurch wenigstens einiger-

maßen die sorgenvolle Lage zu erleichtern, in die er durch den Kauf seines Gutes, durch mannigfache kostspielige Bauten und Verbesserungen und durch den geringen jährlichen Ertrag seines Besitzthums gerathen war. Seinem Freunde Göschen gestand Wieland, daß er »bei seiner Landwirthschaft keine Seide spinne.« »Ich habe, schrieb er den 21. April 1802, eine Last auf mich geladen, unter der ich erliegen würde, wenn ich nicht ernstlich darauf bedacht wäre, sie je eher je lieber von meinen alten Schultern abzuwälzen, insofern es ohne Nachtheil und vielmehr zum wirklichen Vortheil meiner armen Kinder geschehen kann. So lange der holde Engel, der mich vor sechs Monaten verlassen mußte, noch sichtbar um mich war, fühlte ich diese Last zwar auch, aber sie drückte mich weniger. Ich hatte mehr Muth und Hoffnung, mehr Lust und Freudigkeit zum Arbeiten, und alles, was mein Geist unternahm, ging munter und leicht von statten. Seitdem ist alles leider ganz anders. — Kurz, ich fühle, wenn ich noch einige Jahre den Meinigen, der Welt und meinen Freunden leben soll, so ist es schlechterdings nothwendig, daß ich mich gänzlich schuldenfrei mache — und dazu ist möglicher Weise nur Ein Mittel. Das ganze Gut zu verkaufen, wenn sich auch ein Käufer dazu fände, der mir dafür geben wollte, was mich's kostet, dazu kann ich mich aus mehrern und verschiedenen Ursachen nicht entschließen. Meine Idee ist, das Gut zu zerschlagen, den Pavillon, den ich bewohne, nebst dem Garten und einer einzigen Hufe Ackerland für mich zu behalten, aus allem Uebrigen ein für

sich bestehendes kleines Erblehngut zu machen, und es gegen baare Bezahlung an den, der Lust dazu haben wird, zu verkaufen. Da das Gütchen so klein ist, so ist es natürlicher Weise keine Sache für reiche Leute. Indessen könnte und sollte sich doch wohl in ganz Germanien unter 24 Millionen Menschen irgend Jemand finden, dem gerade ein solches kleines Landgut anstände, und in dessen Augen es dadurch noch einen besondern Werth erhielte, daß er mein so naher Nachbar würde, und (alles vorausgesetzt, was hiebei vorauszusetzen ist) mit mir und meiner Familie in einem beiden Theilen angenehmen freundschaftlichen Verhältniß leben könnte. Wenn meine Imagination bei guter Laune ist, so poetisirt sie mir verschiedene Arten möglicher Subjecte vor, die hiezu geeigenschaftet sein könnten. — Ich gestehe gern, fügt Wieland hinzu, daß diese meine Idee einem utopischen Traum ziemlich ähnlich sieht. Indessen sind doch schon viel unwahrscheinlichere Dinge realisirt worden.«

Im August 1802 meldete Wieland seinen Entschluß, das ganze Gut zu verkaufen, doch mit Vorbehalt des von ihm bewohnten Hauses und dazu gehörigen großen Gartens, von welchem er jedoch den usum fructuum und jede selbstbeliebige Benutzung dem Käufer des Guts überlassen wolle. »Der Garten, schrieb er, soll, so lange es nur immer möglich sein wird, bei meiner Familie bleiben, und dies um so mehr, da er das heilige Grab meiner Geliebten, und dereinst auch das meinige, neben ihr, in sich schließt. Finde ich einen annehmlichen Käufer zum Gute, so lebe ich künftig wieder in

der Stadt, und bringe nur die schöne Jahreszeit (so viel mir Tyche davon übrig läßt) in meiner Osmannstädtschen Villa zu.« Eine unverhoffte Fügung des Schicksals, oder, wie Wieland sich ausdrückte, »seines, noch immer zu seinem Besten geschäftigen guten Genius« hatte ihm im Februar 1803 einen Käufer seines Guts zugeführt in dem Hofrath Kühn aus Hamburg, der sich zu der Kaufsumme von 30000 Thalern anheischig machte. »So ungern ich mich auch, schrieb Wieland, von dem Boden trenne, worin die heiligen Gebeine meiner ewig geliebten Dorothea ruhen, so kann ich diesen Verkauf doch nicht anders, als für das Glücklichste halten, was mir in meinem Leben noch begegnen konnte. Ich bin dadurch von einer Last befreit, die mich öfters zu Boden drückte; ich werde auf einmal schuldenfrei, und es bleibt mir immer noch so viel übrig, daß ich für meine noch unversorgten Kinder ungleich mehr thun kann, als mir möglich gewesen wäre, wenn ich das Gut noch länger hätte behaupten müssen.«

Wielands damalige Briefe enthalten mehrfache rührende Geständnisse über seine drückende Lage und über die Mittel, die er ergriffen, sie durch eine erweiterte literärische Thätigkeit zu verbessern, die beinahe seine Kräfte überstieg. »Ich schäme mich, schrieb er, in Bezug auf seine Beiträge zu Taschenbüchern, daß die Etourderie, mit der ich mein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt, mich selbst in meinem siebzigsten Jahre noch zu Projecten solcher Art hinreißen lassen konnte. Aber die Summe, deren ich bedurfte, um blos meine

unvermeidlichen Ausgaben zu bestreiten, stand (zumal in den letzten zwei Jahren) mit dem Ertrag des Gutes und meiner übrigen fixen Einnahme in einem so unproportionirten Verhältniß, daß ich, um das sehr beträchtliche Deficit zu decken, alle meine Kräfte aufbieten mußte, das vacuum, das Ceres und Pales in meinem Beutel ließen, durch den Ertrag der Früchte meines Geistes zu ersetzen. Ich fühlte von Zeit zu Zeit, daß ich über Vermögen arbeitete, oder wenigstens, daß ich, wenn es noch länger so fortgehen müßte, Gefahr liefe, in den traurigen Zustand von Erschlaffung und Kraftlosigkeit zu gerathen. Aber Noth hat kein Gesetz. Die Hoffnung, mein Gut ohne beträchtlichen Schaden verkaufen zu können, war sehr gering, die Last, die auf mir lag, immer drückender und die Gefahr, mit jedem Jahr ärmer zu werden, immer größer. Welche Lage für einen siebzigjährigen, von einer zahlreichen Familie umgebenen Mann von meiner Sinnesart und Constitution!«

Mit Böttiger, der ihn kurz zuvor besuchte, ehe sich im Februar 1803 sein früher so heiß ersehntes Idyllenleben in Osmannstädt schloß, durchwanderte er noch einmal den geräumigen Garten, alle seine Lieblingsplätze mit Rührung betrachtend. Von tiefer Wehmuth fühlte er sich ergriffen, als er vor den Gräbern der Sophie Brentano und seiner Gattin stand, und sich sagen mußte, daß er auch diese in fremden Händen lassen müßte. Nach einigem Schweigen äußerte Wieland: »Ich traue es dem wackern Käufer meines Guts zu, daß die Stätte, wo auch ich einst neben meiner

Gattin begraben zu sein wünsche, ihm stets heilig und unantastbar sein werde.« Darin täuschte sich Wieland nicht; denn der neue Besitzer seines Gutes ehrte die heilige Stätte, wo die geliebten Todten ruhten.

In einem Schreiben aus Osmannstädt, an die Herzogin Amalie gerichtet, hatte sich Wieland sehr gefreut, eine Wohnung in der Nähe des Pallastes seiner von ihm innig verehrten Fürstin beziehen zu können. Aus den Fenstern seiner, von dem Schauspielhause nur durch einen Garten getrennten Wohnung sah er auf freundliche Anlagen hinaus, in denen, wie er äußerte, die gute Fürstin als die wohlthätigste aller Feen walte; nur der Vergünstigung eines Schlüssels, meinte er, werde es bedürfen, um mit aller Bequemlichkeit in's Himmelreich einzugehen. »Denn das wird für mich, schrieb Wieland, jeder Ort sein, wo sich die über alles verehrte und geliebte Fürstin aufhält, deren Huld und herablassende Güte so wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend meines Lebens geworfen.«

Seine kühnsten Erwartungen übertraf noch die wohlwollende Aufnahme, die Wieland, als er wieder nach Weimar zurückgekehrt, bei der edelmüthigen Fürstin fand. Sie zog ihn in ihre nächsten Umgebungen, und erweiterte den Kreis seiner ältern Freunde durch neue Bekanntschaften, unter denen ihm Fernow, nach Jagemanns Tode zum Bibliothekar der Herzogin ernannt, eine der interessantesten war. Während ihres Sommeraufenthalts in Tiefurth befand er sich oft dort, und wie sehr seine Fürstin ihn auszeichnete, bewies unter andern auch sein Ehrenplatz in der Herzoglichen Loge.

Seine Liebe zur Bühne, auf der damals manches vielversprechende Talent sich entfaltete, fand wieder neue Nahrung, und er bedurfte nicht der Opfer, mit denen er während seines Aufenthalts in Osmannstädt jenen Genuß hatte erkaufen müssen. Erfreulich und belehrend waren ihm auch die damaligen Kunstausstellungen unter Goethe's und Meier's Leitung. Er glaubte darin wenigstens einigen Ersatz dafür zu finden, daß die Propyläen aufgehört, für die er sich lebhaft interessirt hatte.

So vereinigten sich mehrere Umstände ihn in einer ruhigen Gemüthsstimmung zu erhalten, die jedoch heftig erschüttert ward durch den am 18. Dezbr. 1803 erfolgten Tod Herders. »Es ist, schrieb er fünf Tage später an seine Freundin Sophie La Roche, ein großer, unersetzlicher Verlust für seine Familie, für die Welt und für seine Freunde. Er war mein bester und gewissermaßen mein einziger Freund in Weimar — ich habe sehr viel an ihm verloren, und hatte große Ursache, auch um meiner selbst willen zu wünschen, daß er, der so beträchtlich jüngere Mann, mich Alten überleben möchte! — Geduld und Ergebung ist alles, was uns in solchen Fällen übrig ist; und mir wird diese Ergebung freilich insofern leichter, als mein Gefühl für Schmerz wie für Freude durch den 8. November 1801 abgestumpft worden ist. Indessen ist es Pflicht, sich für die Lebenden so lang als möglich zu erhalten, und sich an der geistigen Gemeinschaft genügen zu lassen, die wir mit unsern Geliebten, nachdem sie unsern Augen und Armen entschwunden sind, noch immer fort

unterhalten können. Das egoistische Gefühl unsers Verlusts ist menschlich; aber immer verliert es sich wieder in dem süßen Gedanken, daß sie ausgelitten haben, daß ihnen nun wohl ist, und unendlichmal besser, als uns!«

In ein dumpfes Hinbrüten artete Wielands Ergebung in das Unvermeidliche des Schicksals selten aus, und seine Thätigkeit ward dadurch nicht gelähmt. Von besonderem Interesse war für ihn eine damals erschienene Schrift: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Der Verfasser, Dr. Wötzel, hatte sie dem Herzog von Weimar zugeeignet, und sie ward in einem Hofcirkel, in welchem sich auch Wieland befand, an einem schönen Sommertage vorgelesen und vielfach besprochen. Den 20. Octbr. 1804 schrieb er an Göschen: »Ich arbeite seit einigen Monaten an einem kleinen Werke, wovon ich aus wesentlichen Ursachen wünsche, und es daher zu einer Bedingung machen muß, daß es besonders, und als ein Werk für sich, im Buchhandel erscheine. Der Titel ist: Euthanasia, oder Gespräche über das Leben nach dem Tode, veranlaßt durch eine Schrift, betitelt: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. — Diese Euthanasia wird aus drei oder vier Dialogen bestehen, wovon der erste und größte vollkommen fertig ist. — Das Ganze wird mich noch bis Ende dieses Jahrs beschäftigen.«

»Ich glaube, heißt es in einem spätern Briefe Wielands an Göschen, daß der Herr Doctor oder Magister Wötzel durch meine Analyse seines über allen

Ausdruck elenden und abgeschmackten Buchs in Reputation kommen wird. Aber damit er Ursache habe, sich dafür bei mir zu bedanken, möcht' ich ihm rathen, sich in bevorstehender Messe um Geld sehen zu lassen. Wirklich wäre ein Hermaphrodit mit drei Köpfen, sechs Armen und vier Beinen kein sehenswürdigerer Irrthum der Natur, als dieser in seiner Art gewiß einzige Mensch, in welchem Dummheit, Eigendünkel, Pfiffigkeit, Albernheit und Plattheit auf eine Art, die allen Psychologen zu schaffen machen sollte, vereinigt sind. Wer sollte nicht vier Groschen daran spendiren, ein solches Mißgeschöpf mit Augen zu sehen!«

Durch den Tod einer geliebten Gattin hatte Wieland hinlängliche Veranlassung erhalten, über den Zusammenhang der Geisterwelt mit dem irdischen Leben nachzudenken. Er glaubte sich aber gegen alle Geistererscheinungen erklären zu müssen, wenn er sich die Erfahrungen seines eignen Lebens zurückrief. »Wäre eine Möglichkeit, schrieb er, daß die Geister der Verstorbenen erscheinen könnten, warum habe ich von meiner Gattin, dieser treuen Seele, nie eine Erscheinung gehabt? Warum, wenn Geister auf unsre Seelenorgane wirken können, erscheint sie mir nicht alle Wochen wenigstens einmal im Traum, und unterhält sich mit mir, da sie doch weiß, wie unaussprechlich glücklich sie mich durch eine solche Herablassung zur menschlichen Schwachheit machen könnte? Sie kann also nicht, oder sie darf nicht; und warum sollte es denn nicht mit allen Andern eben dieselbe Bewandtniß haben?«

In psychologischer Hinsicht höchst characteristisch ist

die Schilderung seines Gemüthszustandes nach dem Tode seiner geliebten Dorothea. »Was ich mir davon bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl: sie lebe und sei mir nahe, mich nie verließ, auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich gesammelt sein muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dies Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit der wir lange gelebt haben, aller Orten, wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit lebhaft vermissen läßt. Dies letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damals fähig war. Es war mit keiner der bemerklichen Täuschungen der Einbildung verbunden; ich glaubte nicht sie zu hören oder zu sehen, aber mir war, sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. — Das Gefühl ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschreiben; es belebte meine Lebensgeister, und stärkte meinen Kopf und mein Herz. — Daß meine Phantasie, bei einer solchen Gemüthsstimmung, sie mir nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad

höherer Spannung dazu vonnöthen war, darüber würde ich mich selbst wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft gehörte, daß sie nur die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen, die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dies war nun auch der Fall bei ihr, die ich inniger als je eine Andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich sie so selten in Träumen sah. — Indeß störte mich dies wenig in dem wohlthätigen Gefühl ihrer unsichtbaren Nähe, und ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß seit ihrem Entschwinden aus der sichtbaren Welt, keine andere als eine geistige Gemeinschaft zwischen uns möglich sei. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen, nun eben dies Verhältniß gegen mich und die Meinigen fortsetze. Ich fand ein sonderbares Vergnügen daran, jeden meiner bessern Gedanken ihrer Eingebung, und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Dies selige Gefühl aber, nachdem es über ein volles Jahr in fast gleicher Stärke gedauert, unterlag endlich dem Einfluß der Zeit und den Zerstreuungen des Lebens, verlor unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit, und zog sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurück, deren wir uns zwar

gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden, und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.«

Bei der Richtung, die sein Geist damals genommen, hatte er die Vollendung des Aristipp fast gänzlich aus dem Auge verloren, besonders seit ein literarischer Plan, der schon vor zwanzig Jahren entworfen, der Ausführung entgegenreifte. Es war eine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's. Schon im J. 1790 hatte Wieland an Göschen geschrieben: »Ich gestehe Ihnen im Vertrauen, daß ich schon ziemlich lange den Gedanken, dieses literarische Abentheuer zu wagen, mit mir herumtrage, und daß wohl noch Ernst daraus werden könnte. — Daß eine Art von Commentar dazu gehört, der die Arbeit freilich erschwert und vermehrt, brauche ich kaum zu bemerken.« Die mit einer solchen Arbeit verbundenen Schwierigkeiten glaubte er überwinden zu können. Zugleich trug ihn jene Beschäftigung über die Eindrücke der durch die politischen Ereignisse vielfach bewegten Gegenwart hinweg. Freude und Leid griffen damals rasch mit einander wechselnd in sein Leben ein. Im November 1804 war er Zeuge gewesen von der Vermählungsfeier des damaligen Erbprinzen (jetzigen Großherzogs) Carl Friedrich mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna. Auch den Dichter, der jenes frohe Ereigniß würdig gefeiert durch das Drama die Huldigung der Künste, sollte Wieland scheiden sehen. Schiller war den 9. Mai 1805 gestorben und Goethe damals gefährlich krank.

»Ich kann mir vorstellen, schrieb Wieland den 6. Juni 1805 an Göschen, welche Sensation die Nachricht von Schillers Tode in Leipzig gemacht hat. Nach Herder, und so lange uns Goethe noch erhalten wird, konnte Deutschlands Literatur keinen empfindlichern Verlust erleiden. Wollte Gott, daß wir nur nicht auch über den Einzigen, der uns darüber trösten kann, noch immer in Sorgen schweben müßten! Indeß nimmt doch die Hoffnung täglich zu, daß seine treffliche Natur das Uebel, das ihn schon zweimal in diesem Jahr dem Tode nahe gebracht, zuletzt doch, wo nicht gänzlich besiegen, wenigstens so modificiren und dämpfen werde, daß seine Freunde und die Welt seines Daseins in unsrer Mitte noch lange genießen, und sich noch manche Früchte seines herrlichen Geistes versprechen können.«

In dem eben erwähnten Briefe schildert Wieland seinen eignen Gesundheitszustand mit den Worten: »Einen so strengen und fast ununterbrochen fortdauernden Winter habe ich in 72 Jahren nicht erlebt, und ich wundere mich alle Tage, wie es zugeht, daß eine so zarte Maschine, wie diejenige, an die mein Dasein gebunden ist, eine solche unbarmherzige Witterung mit so wenig Beschwerden, als ich in der That diese Zeit her gefühlt habe, auszudauern vermögend gewesen ist.«

Er bedurfte dieser physischen Kraft, um die Schrecknisse zu ertragen, welche die Schlacht von Jena den 14. October 1806 über Weimar's unglückliche Bewohner verhängte. Bei der allgemeinen Plünderung jener Residenz hatte Wieland am wenigsten Ursache gehabt,

sich für seine Person und seine Familie zu beklagen. Durch die französischen Husaren und Chasseurs selbst geschützt, die sich bei ihm einquartirt hatten, erhielt er unaufgefordert am andern Morgen eine Sauvegarde, und im Namen Mürat's ward ihm der unmittelbare kaiserliche Schutz zugesichert. Aber tief erschüttert von dem allgemeinen Unglück, und innig betrauernd, daß er den Tag erlebt, wo seine fürstliche Gönnerin das freundliche Tiefurt, ihren gewöhnlichen Sommeraufenthalt hatte verlassen und der Erbprinz für seine Gemahlin ein Asyl im Auslande hatte suchen müssen, begann Wieland wenige Wochen nach jenen Schreckensereignissen, den 1. November 1806, seine früher erwähnte Uebersetzung Ciceronianischer Briefe, die seinen Blick so entschieden ablenkte von dem vielfach bewegten Leben, daß er, nach seinem eignen Geständnisse, von allem, was um ihn her vorging, wenig gewahr ward.

In Bezug auf die mit dieser Uebersetzung verbundenen Schwierigkeiten nannte er sie, zumal für einen Greis von 75 Jahren, ein großes Wagstück. »Kaum kann ich, schrieb er, etwas andres zu meiner Entschuldigung anführen, als die Zeit, in welcher, und die Art, mit welcher dieser verwegene Gedanke wie ein Gewappneter über mich gekommen ist. Ich fühlte damals ein zwiefaches dringendes Bedürfniß in mir, ohne dessen unmittelbare Stillung ich nicht länger ausdauern zu können glaubte. Das Eine war: mich je eher je lieber aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt, in eine Zeit und unter Menschen, die längst nicht mehr waren, wo möglich unter lauter

colossalischen Menschen vom Titanen- und Gigantenstamm zu versetzen; — das Andere: irgend eine große, schwere und mühselige, aber mir bei alle dem angenehme und zu meinen gewohnten Studien passende Geistesarbeit zu unternehmen, welche mich hoffen ließe, daß sie mir, durch Lust und Liebe zur Sache und durch die, mit der Ausführung selbst nothwendig verbundene, unvermerkte Steigerung meiner Kräfte vielleicht so weit gelingen dürfte, daß ich die Welt mit dem Troste verlassen könnte, die letzten Jahre oder Tage meines Lebens nicht ohne alles Verdienst um meine geliebten — Sprachgenossen zugebracht zu haben. Wie hätte mir, zu Befriedigung dieses doppelten Bedürfnisses, und zu Erreichung dieser Absicht, mein guter Genius einen glücklichern Vorsatz einhauchen können, als die Uebersetzung der Briefe Cicero's?«

Mitten unter dieser Beschäftigung erschütterte ihn, nachdem die Stürme des Krieges geschwiegen, die Nachricht von dem Tode der Herzogin Amalia. Den 10. April 1807 war ihr standhafter Geist von den trüben Schicksalen, die sie erfahren, überwältigt worden. In die allgemeine Trauer um die edle Fürstin mischten sich auch Wielands Thränen, und seine ganze philosophische Standhaftigkeit war nöthig, um sich nur einigermaßen zu trösten über den für ihn so schmerzlichen Verlust. Frohe Momente brachten ihm zwar die Friedensnachrichten und die Heimkehr des Herzogs Carl August in seine Staaten. Dennoch bedurfte er des rastlosen Fleißes, den er seiner Uebersetzung der Briefe Cicero's widmete, um nicht der Gewalt schmerzlicher

Eindrücke zu unterliegen. Mit dem Herannahen des Sommers ergriff ihn die wehmüthige Erinnerung an den Aufenthalt in Tiefurt, wo er in der Nähe seiner fürstlichen Gönnerin genußreiche Tage verlebt hatte. Der Herzog von Weimar kam seinen Wünschen zuvor, als er ihm das freundliche Belvedere zum Sommeraufenthalt anwies. Auf einer mäßigen Anhöhe, dem Schloßberge gegenüber, fand Wieland unter dunkeln Fichten ein Lieblingsplätzchen, wo er an warmen Sommerabenden umherwandelte, oder auf einer Bank ausruhend, mit dem Lesen irgend eines gediegenen Werks, meistens eines griechischen oder römischen Schriftstellers, sich beschäftigte. Ein ruhiger Gleichmuth verschönerte ihm den Abend seines Lebens, und eine stille Resignation lehrte ihn, dem Unvermeidlichen gefaßt entgegen zu gehen. »Was uns noch bevorsteht, schrieb er den 3. November 1806 an seine Freundin Sophie La Roche, das weiß allein der Himmel. Unser künftiges Schicksal ist ungewiß. Wie es aber auch entschieden werden mag, ich werde es zu ertragen wissen, und mich selbst in keinem Falle verlassen.«

Sein philosophischer Gleichmuth sollte bald geprüft werden. Er erhielt die Nachricht von Sophiens Tode, deren letztes Werk, Melusinens Sommerabende betitelt, er noch während seines Aufenthalts in Tiefurt revidirt und mit einer Vorrede begleitet hatte. Den Eindruck, den jener Todesfall auf ihn machte, schildert ein Brief Wielands an die verwittwete Fürstin von Neuwied, die seiner verstorbenen Jugendfreundin mannigfache Beweise ihrer Huld gegeben, und ihm

dadurch so werth geworden war, daß er freudig die dargebotene Gelegenheit ergriff, mit jener edlen Fürstin in eine fast bis ans Ende seines Lebens dauernde Correspondenz zu treten.

»Der letzte Brief, schrieb Wieland, den ich von unsrer, in die unsichtbare Welt übergegangenen Freundin erhielt, war vom 26. Januar d. J. (1807). Wie wenig konnte ich, als ich ihn las, mir träumen lassen, daß es wirklich der letzte sei, und daß sie am folgenden 18. Februar schon entschlafen sein würde. Ich hielt nichts für sicherer, als daß sie mich um viele Jahre überleben würde. Aber es scheint mein Schicksal, daß ich alles überleben soll, was ich am meisten und innigsten liebte. Bald habe ich, außer meinen größtentheils weit von mir entfernten Kindern, nichts mehr zu verlieren. Auch hat mich der Verlust, den ich am 9. November 1801 erlitt, gegen jeden andern so abgestumpft, daß nur einer ist, den ich, meinem jetzigen Gefühl nach, nicht ertragen könnte. Ihnen, meine gnädigste Frau, die Sie unsrer verewigten Freundin so viel näher waren, und wie es scheint, schon viele Jahre in einer Geistesverbindung mit ihr lebten, muß ihr so wenig vermutheter, schneller Abruf aus diesem Leben freilich sehr schmerzlich fallen. Die Lücke, die dadurch entstand, ist unersetzlich. Aber die Welt kann zufrieden sein, eine so außerordentliche Frau — die von ihrer Kindheit an für diese Welt viel zu gut war — 76 Jahre lang besessen, und 36 Jahre die Früchte ihres, mit ihrem Herzen gänzlich in Eins verwebten und gleichsam zusammengewachsenen Geistes

dankbar und undankbar genossen zu haben. Für uns lebt sie jetzt nur noch, insofern wir ihrer gedenken, und das wollen wir, und noch oft in unsern Briefen auf sie zurückkommen. Denn die köstlichen Worte: Sehen Sie mich an als Ihr Vermächtniß! lassen mich hoffen, daß es Ew. Durchlaucht Wunsch und Wille ist, in einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Sophiens ältestem Freunde zu treten, und ihrer Liebe zu ihm, als eines verlassenen und von keinem ihrer Erben angesprochenen Gutes um so unbedenklicher und geneigter sich zu bemächtigen, da Sophie selbst, wenn sie mir in ihrer Krankheit geschrieben hätte, mir die Ihrige, die ihr so theuer war, vermacht haben würde. Ich bin sonst nicht dafür bekannt, daß ich sehr freigebig mit meinen Briefen sei, aber mit Ihnen, gnädige Frau, den angefangenen Geistesumgang und Gedankentausch so lange, als ich noch lesen und schreiben kann, fortzusetzen, wird für mich die angenehmste und interessanteste Erholung von der langwierigen, ernsten und anstrengenden Arbeit sein, die ich mir selbst für den Rest meines Lebens auferlegt habe.«

Eine freudige Ueberraschung bereiteten ihm um diese Zeit seine Freunde, unter ihnen der Geh. Rath und Minister v. Voigt, Einsiedel, Bertuch u. A., als sie sich zu einer Feier seines sechs und siebzigsten Geburtstages in dem Schloß zu Belvedere vereinigten. In der Schilderung jenes Festes, die ein Brief an die Fürstin von Neuwied, vom 8. September 1808 enthält, schrieb Wieland: »Eine zahlreiche, und mit der aufmerksamsten Rücksicht auf mich aus-

gewählte Gesellschaft von allem, was sich in Weimar unter beiderlei Geschlecht durch Talente, Schönheit, Bildung und Liebenswürdigkeit auszeichnet, war zu diesem Feste eingeladen; Adelige und Nichtadelige, Hofleute und Geschäftsmänner, eine vermischte Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, die alle so schön zusammenpaßten, daß ich mich nicht erinnere, jemals eine auserlesenere und mir angenehmere Gesellschaft um mich gesehen zu haben; alle von einerlei Geist und Gefühlen der Achtung für den alten Mann in ihrer Mitte belebt, und voll herzlicher Freude über sein Wohlbefinden, seine Munterkeit und dankbare Zufriedenheit mit allem, was so viele gute und schätzbare Freunde thaten, ihm den warmen Antheil, den sie an ihm nahmen, zu beweisen.«

In dem eben mitgetheilten Briefe legte Wieland das Geständniß ab: »Ich habe zwar in vollen 75 Jahren Gottlob! kein glänzendes, noch sonderliches Glück gemacht; sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben. Aber demungeachtet verdanke ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse und ein so freundlich schönes Gewebe der 27,593 Tage (die Schalttage mitgerechnet), daß ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich gegen Einen trüben oder stürmischen Tag, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines so frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen,

von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten.«

Am Abend seines Lebens brachte Wielands Schicksal, ungeachtet er sich, nach seinem eignen Geständnisse, stets von den Erdengöttern so viel als möglich fern gehalten, ihn noch in nahe Berührung mit Frankreichs Kaiser, als Napoleon mit den auf dem Congreß zu Erfurt damals (1808) versammelten Fürsten, einige Tage sich am Hofe zu Weimar aufhielt. Er wünschte den Dichter zu sehen, der ihm merkwürdig geworden war durch eine früher in dieser Biographie erwähnte Prophezeihung: daß Frankreichs Heil allein auf Buonaparte beruhe. Wieland befand sich gerade an jenem Tage nicht bei Hofe, hatte unter dem Vorwande des Unwohlseins eine Einladung zum Ball abgelehnt. Eine Vorstellung des Julius Cäsar von Voltair lockte ihn jedoch Abends in's Theater, wo er seinen Platz in einer Seitenloge nahm, die sonst der Herzog einzunehmen pflegte. Als Napoleon erfahren, daß es Wieland gewesen, den er dort gesehen in seinem einfachen Kleide, das Haupt bedeckt mit einem schwarzen Sammtkäppchen, erkundigte er sich beim Balle wiederholt nach ihm.

»Nun war kein andrer Rath, schrieb Wieland den 13. October 1808 an die Fürstin von Neuwied, als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen, und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig costumirt) im

Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb eilf Uhr. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saals auf mich zu. Die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zum Trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter seines Gleichen, und (was noch keinem Andern meines Gleichen widerfahren war) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen es zwar an Neugierigen nicht fehlte, die sich aber doch aus Respect zu weit entfernt halten mußten, um von alle dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerlei Sagen im Publikum herumgehen, kein

wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzungiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe um 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez! bon soir!«

Für einen der größten Menschen in der ganzen Weltgeschichte hatte Napoleon in jenem Gespräch den Julius Cäsar erklärt, auf den sich durch das aufgeführte Trauerspiel Voltaire's die Unterhaltung gelenkt hatte. Nur einen einzigen, aber völlig unverzeihlichen Fehler, meinte Napoleon, habe Cäsar gehabt. Längst habe er ja die Menschen gekannt, die ihn auf die Seite schafften, und hätte daher sie auf die Seite schaffen müssen. Ein fast unbedingtes Lob ertheilte hierauf Napoleon den Römern, besonders ihrer Kriegskunst und Politik. Der griechischen Literatur und Kunst, an welche Wieland erinnerte, wollte er weniger Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mehr als Homer galt ihm Ossian. In der Poesie schätzte er nur die ernste Gattung, das Erhabene, Pathetische; jede andere Gattung, meinte er, spanne nur ab, mache weichlich. Sehr miß-

billigend äußerte er sich über Ariost und alle ähnliche Poesie.

»Napoleon, bemerkt Wieland, mochte freilich nicht wissen, daß er mit diesen Aeußerungen mir selbst eine Ohrfeige gab. Ueberhaupt ging aus allem, was er über Poesie sprach, besonders hervor, daß er so ein Ding, was die Deutschen Gemüth nennen, durchaus nicht habe; und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sei er aus Bronce gegossen. Indeß hatte er es doch dahin gebracht, daß ich ihm ganz offen endlich die Frage vorlegte, wie es denn komme, daß der Cultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geist unsrer Zeit angemessener ausgefallen sei. Lächelnd erwiederte hierauf Napoleon: Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein. — An diesem Faden spann sich nun das Gespräch über Religion fort, wobei Napoleon den Skeptiker so sehr machte, daß er die historische Existenz Christi bezweifelte. Das war aber nur ein sehr alltäglicher Skepticismus, den er da auskramte, und ich fand an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern, als die Offenheit, mit welcher er sie mir preisgab.«

In einem Briefe Wielands an die Fürstin von Neuwied, vom 14. October 1808, schrieb Wieland: »Ich

kam vergnügt nach Hause, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Demungeachtet that ich nicht, was zehntausend Andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeintlicher Klugheit gethan haben würden. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer, und that wohl daran. Drei Tage später, Sonntag Morgens, erhielt ich eine Einladung vom Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen, und bei dem ersteren zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S A. R. le Prince de Benevent, autrement le Ministre Talleyrand. Die Götter wollten aber nicht, daß wir einander näher kommen sollten, denn er war nicht zu Hause, als ich ihm am folgenden Tage aufwarten wollte. Abends sah und hörte ich meinen Greuel an Voltaire's Mahomet, und an der unnatürlichen monotonen Declamation und der mehr als tragischen Wuth, womit die Acteurs die leidenschaftlichen Scenen spielten, und wodurch sie ihre französischen Zuhörer (mit wenigen Ausnahmen) in Extase setzten. — Bei der Präsidentin v. Reck machte ich die persönliche Bekanntschaft des einzigen in meinen Augen wirklich großen Schauspielers unter den Comédiens ordinaires de sa Majesté. Je parle du célèbre Talma. C'est un des français les plus aimables et les plus modèstes, que j'ai vu en toute ma vie, très instruit, rempli d'esprit et de bon sens et du goût.« —

»Montag Morgens erhielt ich eine Invitation, mich

um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in Kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleur, welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Déjeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Cabinet des französischen in Conferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antichambrirten sammt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir Andern, bis 12 Uhr, ohne daß die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden Hülfe bei einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannigfacher Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antichambre vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich, sehr artig gegen mich zu sein, und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiel. — Um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar Andern, mir Unbekannten, in das Cabinet geführt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table ronde, allein

versteht sich, und ließen sich ein déjeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet, sein déjeuné verzehren. Dazwischen wurden eben so hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum, und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, addressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier- oder fünfmal, eine unbedeutende kurze Frage. — Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Conversation unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstage begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten — zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, wie ich es in diesem Augenblicke nur wünschen konnte.«

Einen Beweis der Huld Napoleons erhielt Wieland bald nach der Wiederankunft in Weimar durch ein mit dem kaiserlichen Wappen gesiegeltes Schreiben, mit welchem ihm der Orden der Ehrenlegion übersandt ward. Dem Kaiser Alexander verdankte er gleichzeitig den St. Annen-Orden, wobei sich ihm unwillkührlich

26 *

die Bemerkung aufdrang, daß das Ausland seine Verdienste gerechter anerkenne, als die Nation, der er angehöre. Sein Patriotismus erkaltete jedoch nicht durch solche Erfahrungen, und er äußerte sich, ohne in Napoleon den außerordentlichen Mann zu verkennen, den er für ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung hielt, mit tiefem Unmuth über die mannigfachen Bedrückungen, die das Unterjochungssystem des französischen Machthabers über Deutschland verhängte.

In solcher Stimmung schrieb Wieland: »Was wir erleben, ist unglaublich; aber wir sind noch lange nicht am Ende. Man spricht von Entschädigungen. Wo sollen sie herkommen? Wer ist sicher, daß er nicht auf den ersten Wink dessen, der sich Alles erlaubt, weil er Alles kann, sein von Jahrhunderten her angestammtes Erbland hergeben muß, um einen Andern zu entschädigen, der das seinige mit dem Rücken ansehen muß?«

Wie lebhaft ihn die politischen Ereignisse beschäftigten zeigt unter mehrern Stellen in seinen damaligen Briefen besonders die nachfolgende: »Oft nehme ich mir vor, keine Zeitungen, keine Tagblätter, kein Frankfurter Journal, keinen Publicisten mehr zu lesen. Aber ich gestehe, es geht über meine Kräfte, mir selbst Wort zu halten. Und in der That ist wohl nichts natürlicher, als daß in einer Zeit, wie die unsrige, die Neugier ein unwiderstehlicher Trieb, und die Befriedigung desselben eins unsrer dringendsten Bedürfnisse werden muß. Denn auf der einen Seite ist nichts mit der Seelenruhe unverträglicher, folglich peinvoller, als über-

Gegenstände und Ereignisse, welche unser Vaterland, also uns selbst und alles, was wir lieben, unendlich interessiren, in ungewissen Erwartungen zu schweben; auf der andern Seite muß eine Zeit, worin in dem engen Raum weniger Wochen mehr Wichtiges, Großes, Unerwartetes und Wunderbares geschieht, als ehemals in eben so viel Jahrhunderten, ja wohl gar Jahrtausenden, — und zwar eine Zeit, die das Schicksal vieler Nationen entscheiden, und dem ganzen Europa, ja, durch die Folgen dieser Entscheidung, dem ganzen Erdkreis eine andere Gestalt geben wird: eine solche Zeit muß nothwendig vermöge der Natur der Sache, nicht nur unsre Erwartung aufs höchste spannen, sondern auch unsre ganze Aufmersamkeit so zu sagen verschlingen, sich unsrer ganzen Seele bemächtigen, und alles Kleinere, Persönliche und Einzelne verdunkeln und verdrängen. Hieraus allein kann ich, wenigstens mir selbst, begreiflich machen, wie es möglich ist, trotz der Lebhaftigkeit meiner Sympathie mit der besondern und allgemeinen Noth, mich in gewissem Sinne glücklich zu preisen, daß ich eine so merkwürdige Zeit erlebt habe, und, au risque de tous les hazards, zu wünschen, daß ich noch lange genug leben möchte, um die Entwicklung dieser großen Welt-Tragödie zu sehen — zu sehen, wie der außerordentliche Geist, durch welchen und in welchem wir leben, weben und sind, sich nicht nur über die Zulassung der ungeheuern Masse von Uebeln, worunter das Menschengeschlecht zu erliegen scheint, sondern auch über seine unleugbare Mitwirkung, sobald die Zeit erfüllt sein wird, rechtfertigen werde.«

Die Beruhigung, deren sein für das Wohl der ganzen Menschheit empfängliches Herz bedurfte, glaubte Wieland in einem heiligen Bunde für Wahrheit und Recht zu finden, der die Besten und Edelsten seiner Zeitgenossen in sich vereinigte. So kam ihm der Entschluß in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar sich den 4. April 1809 als Bruder aufnehmen zu lassen. »Was ist, sprach er einst in jenem Bruderbunde, eines jeden, dieses Namens würdigen, Menschen wahres Leben? Was verdient diesen so viel umfassenden, so viel bedeutenden Namen im höchsten Sinne? Etwa jenes unstäte Hin- und Herwogen auf dem stürmischen Meer der Sinnlichkeit, wo wir nichts, was außer uns ist, unser nennen können, und jeder Augenblick, wo wir uns seiner versichern wollen, bereits von dem folgenden verschlungen ist? Oder etwa diese dumpfe Art von Dasein, die der Mensch mit dem Thier des Feldes gemein hat, und worin sich seine ganze Thätigkeit auf Befriedigung seiner sinnlichen Triebe und Bedürfnisse, und, wenn's hoch kommt, auf Erstrebung selbstsüchtiger, von tausend Zufälligkeiten abhängender, und daher auch selten gelingender Entwürfe sich beschränkt? Mit Einem Worte, besteht das Leben in dem, weswegen es den Namen eines Traums verdient? Oder nicht vielmehr in wohlgeordneter ununterbrochener Uebung und Anwendung der edelsten Kräfte unsers Geistes und der schönsten Gesinnungen und Gefühle unsers Herzens, wodurch beide eine unverwandte Richtung auf Beförderung des Guten außer uns, d. h. auf solche Kraftäußerungen haben, die als Bestandtheile

des allgemeinen Wohls und der allseitigen Ausbildung und Vervollkommnung der Menschen anzusehen sind? Lebt nicht jeder edelgesinnte Mensch weniger für sich selbst, als für Andere? Ist nicht sein Dasein, mehr oder weniger, eine immerwährende Aufopferung? War nicht, aus diesem Grunde, ein sich selbst nach und nach verzehrendes Licht von Alters her das schönste Sinnbild eines edlen und guten Menschen? Und kann man also nicht mit Wahrheit sagen: Das Leben im Andenken der Nachwelt, da es nur die natürlichste Folge ausgezeichneter und immer fortwirkender Verdienste ist, sei mit dem vorhergegangenen sichtbaren Leben in der Mitwelt gleichsam aus Einem Stücke, und als eine wirklich fortgesetzte Persönlichkeit in derselben zu betrachten?« —

So tröstete sich Wieland, als ihn das Schicksal traf, sich vieler Freunde beraubt zu sehen, die er geschätzt und geliebt. Herder, Schiller, Gleim u. a. waren ihm vorangegangen; in der letzten Periode seines Lebens noch Fernow und Seume. An dem letztern schätzte er, neben seinen Kenntnissen und Talenten, besonders die Biederkeit seines Characters, den offnen, geraden Sinn. »Es ist eine Freude, schrieb Wieland, derbe Wahrheiten so freimüthig und kräftig, und doch so manierlich gesagt zu hören. Seume kann sicher sein, daß Niemand glauben und sagen wird, daß englische Guineen oder goldene Napoleons aus ihm sprechen. Ich habe von jeher große Stücke auf die ächten Cyniker gehalten, deren Ideal Lucian in seinem Kyniskos so trefflich aufstellte. Der ächte Cyniker ist

der ächteste Mensch und der wahre Weise, uno minor Jove, wie Horaz sagt. Das alte Griechenland hatte ihrer kaum ein halb Dutzend binnen 500 Jahren aufzuweisen; und in unsern Tagen ist Seume der Einzige, den ich wenigstens kenne.«

Als er die Nachricht von Seume's Tode erhielt, schrieb Wieland: »Welch ein Geist, welch ein Herz, welch ein Character ist mit diesem seltenen Manne aus der Welt verschwunden! Daß sein Verlust für mich unersetzlich, ist das Wenigste; die Menschheit hat an ihm eine ihrer größten — leider unerkannten Zierden verloren. Wie viel hätte er ihr sein können, wenn sie seinen Werth gekannt hätte, oder (richtiger zu reden) wenn nicht gerade das, worin sein höchster Werth bestand, ihn den Machthabern und sogenannten Großen zu ihren Zwecken unbrauchbar gemacht hätte. — Ist es nicht wunderbar, daß Seume dem Kaiser Napoleon so ähnlich sah? Beinahe möcht' ich glauben, daß sein Herz ganz allein Schuld daran war, daß nicht ein zweiter Napoleon aus ihm wurde, und unter keinen Umständen werden konnte.«

Zu dem Schmerz über Seume's Verlust gesellten sich häusliche und persönliche Leiden. Seine Tochter Julie hatte Wieland, lange zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, für immer scheiden sehen müssen. Ihn selbst suchte ein hartnäckiges Augenübel heim, das ihm mehrere Wochen Lesen und Schreiben verbot. Nur langsam genas er, durch den Genuß alten Steinweins die verlornen Kräfte wieder sammelnd, von einer lebensgefährlichen Krankheit im Herbst des Jahrs 1809.

»Das Sonderbare meiner Krankheit, schrieb er einige Zeit nachher, ist, nach der Versicherung meines Arztes, daß das Herz und die ganze Blutmasse an dem schrecklichen Sturm auf alle übrigen Theile meines ohnedies schwachen Körpers keinen Antheil nahm, und seine eigene Oekonomie ruhig fortzutreiben schien. Der Puls ging ruhig und gleich, nur etwas schneller, als gewöhnlich. Dafür aber waren die Muskelkräfte, Nerven, Flechsen und Sehnen so jämmerlich zugerichtet, alle Drüsen so rein ausgewunden und ausgetrocknet, alle Fibern so abgespannt, daß ein vierteljähriges Kind mehr Stärke in Armen und Beinen hat, als ich in den ersten 14 Tagen. Meine rechte Hand war lange fast unbrauchbar; über 14 Tage konnte ich nicht einen Augenblick stehen. Kurz, ich mußte, wie ein Kind, von vorn anfangen, und die Verrichtungen des animalischen Lebens wieder lernen, als ob sie mir etwas Neues wären. Wie gern möcht' ich hier meinen mich umgebenden Töchtern und Enkelinnen eine Lob- und Dankrede halten!«

In seinem Familienkreise fand er die Heiterkeit wieder, die ihm zunehmende Altersschwäche mitunter raubte. »Wohl mir, schrieb er, daß ich im Winter meines Lebens noch mit Gegenständen der Liebe umgeben bin, mit Kindern und Enkeln, die mir Freude machen, und mein Herz wenigstens so lange warm erhalten werden, bis es zu schlagen aufhört.« Sehr glücklich würde er sich gefühlt haben, wenn er noch einmal seinen ganzen Familienkreis um sich hätte versammeln können, der immer kleiner geworden war, und zuletzt nur aus einer

seiner verwittweten Tochter mit zwei Töchtern von dieser und seiner jüngsten Tochter Luise bestand. Um so mehr freute er sich, als ihn im Sommer 1810 ein Besuch seines Schwiegersohns Reinhold aus Kiel überraschte. In dankbarer Erinnerung an die Feier seines diesjährigen Geburtstages schrieb Wieland an Böttiger: »Auch wieder ein paar schöne Tage, die sich ganz besonders freundlich, heiter und liebevoll an die 28,105, die nun mit mir vorbei gewankt, gehüpft, gestolpert, getanzt, gewalzt, gestürmt und geschlichen sind, angeschlossen haben! Es ist doch eine hübsche Sache um's lange Leben, wenn einem am Vorabend des 78sten Jahrs noch solche Stunden zu Theil werden, wie ich am Abend des 4. September im eng geschlossenen Kreise brüderlich verbundener Freunde genossen habe. Es konnte meinem Herzen nicht anders als wohlthun, so viele und unzweideutige Zeichen herzlicher Theilnahme, Achtung und Liebe zu empfangen.«

Auch für den Weimarischen Hof, für den Großherzog und die Großherzogin, den Erbgroßherzog und seine Gemahlin war die Wiederkehr seines Geburtstags ein Fest, das verherrlicht werden mußte. »Kam da nicht, schrieb Wieland, auf einmal meine liebenswürdige große Schutzheilige und Patronin, eine wahre Maria voller Gnaden, unsere Großfürstin mit ihrem Gemahl und einer schönen Hofdame angefahren, um mir Glück zu wünschen, daß ich noch lebe, und sogar noch länger zu leben drohe, ungeachtet ich am 5. September Morgens um sieben Uhr im Jahr 1733 zur Welt gekommen bin, und also, billiger Weise, schon lange einem

Bessern als ich hätte Platz machen sollen? — Das war freilich eine eben so erfreuliche als unvermuthete Ueberraschung.«

Seine Gesundheit, ziemlich gestärkt seit der früher erwähnten Krankheit, gönnte ihm an seiner Uebersetzung der Ciceronischen Briefe mit wenigen Unterbrechungen fortzuarbeiten. In Beziehung auf den Merkur, dessen Redaction seit mehrern Jahren Böttiger übernommen, obgleich Wieland auf dem Titel noch als Herausgeber genannt war, schrieb er zu Ende des Jahres 1810 an den eben genannten Freund: »Ich müßte wirklich der letzte unter den Menschen sein, wenn ich länger gestatten wollte, daß Sie, bloß aus Liebe zu mir, Ihre Zeit und Mühe so augenscheinlich verschwenden sollten. Nein, bester Freund, das wäre mehr als zu viel, um mir den ganzen Rest meines Lebens zu verbittern. Lassen wir den Gedanken, den Merkur, es koste, was es wolle, bei einem, doch immer nur armseligen Scheinleben zu erhalten, ein für allemal fahren! Lassen wir den Sterbenden im letzten Monat dieses Jahrs seinen letzten Athem sanft und selig verhauchen, und bestatten wir ihn sine lux et crux, und ohne ihm eine de- und wehmüthige Leichenrede zu halten! Er hat wahrlich nur zu lange gelebt, da er den größten Theil seiner ältern Freunde überlebt hat. Sie können sich kaum vorstellen, wie leicht mir um's Herz werden wird, wenn ich meinen Namen (den ich schon so lange mit einem geheimen Vorwurf und mit Scham vor mir selbst auf dem Titelblatt paradiren sehe) nicht länger als einen verwitterten Schild an einem in Nahrungsverfall gerathe-

nen Wirthshause sehen muß. Die jährlichen 100 Thaler, die ich dem armen Bertuch als ein wahres Sündengeld abnahm, werden sich ja wohl noch auf eine andere und ehrenfestere Weise ersetzen lassen; wäre es auch nur, daß ich desto munterer und freudiger an meinem Cicero arbeite.«

Neben dieser Beschäftigung trug er sich damals mit dem Gedanken einer neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. An Göschen, der ihn dazu aufgefordert und seinem Wunsch gemäß, deutsche Lettern, statt der bisherigen lateinischen, zu wählen versprochen hatte, schrieb Wieland: »Die erste und wichtigste Frage wäre wohl diese: ob die neue Auflage alles, was in der ersten ist, enthalten solle oder nicht? Da diese Frage, meines Erachtens, blos aus buchhändlerischem Gesichtspunkte entschieden werden kann und muß, so habe ich nichts darüber zu sagen, als daß sie mir viele und kaltblütige Ueberlegung von allen Seiten zu erfordern scheint. Glauben Sie Ihre Rechnung bei einer Auswahl des Besten und Interessantesten eher zu finden, als bei einer wiederholten Auflage meiner sämmtlichen Werke, so bin ich's völlig zufrieden; nur muß ich bemerken, daß Alles, was sich mit gutem Gewissen retouchiren ließe, höchstens drei oder vier Bändchen ausmachen, und manchen Lesern auch damit vielleicht kein Gefallen geschehen würde. — Die zweite Frage ist: ob wir die Kinder meines Geistes in der Ordnung, wie sie zur Welt gekommen sind, auf einander folgen lassen wollen? Und da dies aus mehrern Gründen wohl das Beste sein möchte: ob die poetischen von den

prosaischen Werken abgesondert werden, und also zwei Classen ausmachen sollen? Auch dies kann und soll blos von Ihnen entschieden werden. Wenn nicht merkantilische Rücksichten das Letztere rathen, so sollte ich beinahe glauben, es dürfte vielen, wo nicht den meisten Liebhabern meiner Schriften angenehmer sein, sie, ohne Hinsicht auf Verse und Prosa, in der Ordnung, wie sie geschrieben wurden, zu lesen; um so mehr, da sie eben dadurch dem scharfsinnigen und aufmerksamen Leser eine Art von Geschichte, oder vielmehr die Beilage zur Geschichte meines geistigen Lebens an die Hand geben, welche ich (wenn der schwarzbraune Bruder des Schlafs mir Zeit dazu läßt) zu schreiben gedenke.«

Mit dieser Selbstbiographie scheint es Wieland wenig Ernst gewesen zu sein. In seinem literarischen Nachlasse fand sich wenigstens auch nicht das kleinste Fragment jener »Memorabilien«, wie er sie zu nennen pflegte. Zufällige Umstände verhinderten die in dem eben mitgetheilten Briefe besprochene neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Er gewann dadurch um so mehr Muße zu seiner Uebersetzung des Cicero, zu welcher, als ihn der Tod bei dieser Arbeit überraschte, sein Freund und Landsmann Gräter die noch übrigen vierzig Briefe hinzufügte.

Nicht ohne Nachtheil für seine schwache Brust glaubte er die Berge und Anhöhen von Belvedere ferner erklimmen zu können. Er leistete daher im Sommer 1811 Verzicht auf seinen bisherigen Lieblingsaufenthalt, und beschränkte sich auf kleine Ausflüge nach Jena und

Spazierfahrten. Auf einer derselben, am 11. September des genannten Jahres, zerbrach er, als der Wagen umwarf, das Schlüsselbein, und seine jüngste Tochter ward noch gefährlicher verletzt. Wahrhaft bewundernswerth war, nach Goethe's Zeugniß, die Fassung, der ruhige Gleichmuth, womit er die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug. Auch bei dieser Prüfung bewährte sich seine Lebensphilosophie, die ihn noch nie verlassen.

»Es gehört, schrieb er den 28. October 1811, unter die größten Uebel der schon oft von mir recht herzlich verwünschten Celebrität (zu deutsch Berühmtheit) — die übrigens auch hin und wieder ihr nicht zu verachtendes Gute hat, — daß einer nicht einmal den kleinen Finger, geschweige ein Schlüsselbein, was doch im Grunde auch nicht viel sagen will — brechen kann, ohne daß es sogleich in öffentlichen Blättern der Welt verkündigt, und dadurch alle entfernten Freunde des Verunglückten, unschuldiger und ungebührlicher Weise, gegen den Willen desselben, zum Mitleiden aufgefordert, beunruhigt, und nicht selten in den Fall gesetzt werden, sich das Uebel ärger vorzustellen, als es ist. Wäre dieser Umstand nicht, der mich nöthigte, den ungebetenen Zeitungsnachrichten, wo möglich, zuvorzukommen, so sollte meine theuerste Fürstin von diesem ganzen Unfalle nicht eher etwas erfahren haben, bis Alle, die er betroffen, sich wieder in den vorigen Stand hergestellt gesehen hätten.«

Völlig genesen und in seiner frühern Heiterkeit fand ihn sein achtzigster Geburtstag, den er in einem Cirkel

von Freunden feierte, die ihn nach Jena eingeladen und ihm an jenem Tage eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze überreichten, mit der Aufschrift: Dem unsterblichen Sänger. Mit den heitersten Eindrücken kehrte er wieder nach Weimar zurück, wo ihn Ifflands Darstellungen auf der dortigen Bühne erwarteten. Er schien sehr lebhaften Antheil daran zu nehmen. Seine Gesundheit blieb sich gleich. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1813 traf ihn jedoch ein Anfall von Schlag, und sein Zustand ward, ungeachtet aller angewandten ärztlichen Hülfe, durch ein hinzutretendes heftiges Fieber von Tage zu Tage gefährlicher. Er schien seinen nahen Tod nicht zu ahnen. In schmerzlosen Stunden beschäftigte sich seine Phantasie mit seinen Kindern. Auch sprach er bisweilen mit lebhaftem Interesse von seiner Uebersetzung der Briefe Cicero's. Als am zehnten Tage (den 20. Januar) das durch ärztliche Mittel beseitigte Fieber mit größerer Heftigkeit wieder zurückkehrte, schwärmte seine Phantasie bald in Griechenlands, bald in Italiens Gefilden. In den Abendstunden hörten seine Kinder ihn schwach, doch vernehmlich Hamlets berühmten Monolog: Sein oder Nichtsein! bald deutsch, bald englisch recitiren. Er sank hierauf in einen tiefen Schlummer, und die Mitternachtsstunde fand ihn nicht mehr unter den Lebendigen.

Eine allgemeine Trauer verbreitete die Nachricht seines Todes. Die Brüder des Freimaurerbundes, dem er angehörte, beschlossen eine feierliche Bestattung des Entschlummerten. Architectonische Verzierungen schmückten in dem mittlern Theil des Landes-Industrie-Comp-

toirs zu Weimar das von seinem vieljährigen Freunde Bertuch eingeräumte Local, wo Wielands sterbliche Hülle am Abend des 24. Januar ausgestellt ward. Seine zahlreichen Verehrer und Freunde sahen dort, mit unveränderten Zügen, sein mit einem Lorbeerkranze geschmücktes Haupt, auf einem blauseidnen, mit goldnen Spitzen eingefaßten Kissen ruhend. Eine ähnliche Decke breitete sich aus über den untern Theil des Sargs. Der Körper war in ein weißes Gewand gehüllt. Ein Lorbeerkranz umwand die Prachtausgaben der beiden Gedichte Oberon und Musarion, die in einem Einbande von Maroquin auf einem rothen Sammtkissen auf dem Deckel des Sargs ruhten. Dort sah man auch auf einem kleinern weißen Atlaskissen die Decorationen des russischen und französischen Ordens.

Der Gartensaal des Gutsgebäudes zu Osmannstädt, einst des Dichters Lieblingsaufenthalt, empfing in der nächsten Nacht seine irdischen Ueberreste. Dort versammelten sich den 25. Januar Nachmittags die sämmtlichen Brüder der Loge Amalia nebst einer großen Zahl von Wielands Freunden und Verehrern. Sie schlossen sich dem Trauergefolge an, welches der französische Gesandte, Baron St. Aignan, mit des Dichters ältestem Sohne, Ludwig, eröffnete. Sechzehn Maurerbrüder trugen den Sarg. Das Geläut der Dorfglocken lockte einen großen Theil der Bewohner Osmannstädts herbei. Ihrem alten Gutsherrn, wie sie Wieland noch immer nannten, wollten sie die letzte Ehre erweisen. Der Zug ging die lange Allee hinab, die der Dichter oft sinnend durchwandelt, bis zu dem Bosket, wo Wieland sich längst

seine Ruhestätte gewählt hatte. Dem Trauergesang an seinem Grabe folgte eine kurze, aber herzliche Rede des Oberconsistorialraths Günther, der die Verdienste des Entschlummerten in ergreifenden Umrissen schilderte.

Neben den Gräbern derer, die ihm am theuersten gewesen im Leben, neben Sophie Brentano und seiner Gattin Anna Dorothea, erhielt auch Wieland, seinem oft geäußerten Wunsch gemäß, seine Ruhestätte. Neben den zwei dreiseitigen Pyramiden, die die Gräber seiner Lieben bezeichneten, erhob sich nun auch die seinige. Der Weimarische Hofbildhauer Weiße hatte jene Denkmale in Seeberger Sandstein ausgeführt. Für Sophie Brentano war das Emblem einer Psyche mit einem Rosenkranz umgeben gewählt worden, für Wielands Gattin das Sinnbild der Eintracht und Treue: zwei verschlungene Hände in einem Eichenkranze. Die geflügelte Lyra mit dem Stern der Unsterblichkeit darüber ward zum Emblem für Wieland gewählt. Er selbst hatte bereits im Jahr 1806 für jene Denkmale die treffende Inschrift verfertigt:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Die übereinstimmenden Zeugnisse Aller, die Wieland näher gekannt, bestätigen die richtige und partheilose Schilderung seines liebenswürdigen Characters, die einer seiner Freunde in den nachfolgenden Worten entworfen: »Mild gegen den Irrthum, schonend gegen Fehler, war er für Vernunft, für Recht und Pflicht, für Alles, was der Menschheit heilig sein muß, weil es allein

dem höhern Menschenleben Werth giebt, ein unermüdlicher, eifriger Kämpfer, aber eben deshalb auch ein rastloser Bekämpfer aller verderblichen Vorurtheile, aller Verfinsterung, aller Unterdrückung. Veredlung und Beglückung seines Brudergeschlechts war sein Ziel. Er schwatzte nicht Religion und Philosophie, aber er bethätigte sie im Leben, in welchem er dankbar alles Gute, und mit ruhiger Ergebung das Unglück hinnahm. — Für ihn gab es nichts Größeres im Leben, als, nie in Gemeinheit sinkend, den Sinn stets auf das Edle gerichtet, unausgesetzt ein guter Mensch, Gatte, Vater, Freund und Bürger zu sein.«

Mit so liebenswürdigen Eigenschaften vereinigte er als Dichter und Schriftsteller überhaupt die glänzendsten Talente, die ihm, so sehr ihn auch eine einseitige Critik zu verkleinern strebte, einen ausgezeichneten Platz anweisen in der Geschichte der deutschen Literatur. Die Eigenthümlichkeit seines Geistes zeigen erst die Schriften, die in die zweite Periode seines Lebens fallen. Seine poetischen Jugendversuche lassen kaum die Richtung ahnen, die dieser Schriftsteller, dessen Feder selten ruhte, zu der Zeit nahm, wo er dem Mannesalter entgegenreifte. In den frommen und empfindsamen Betrachtungen, den immer wiederkehrenden moralischen Tiraden und abstracten Idealen, die Wieland in seiner Jugend, für Klopstock und Bodmer einseitig begeistert, in sein Lehrgedicht von der Natur der Dinge, in die moralischen Briefe, die Sympathien, die Prüfung Abrahams und ähnliche Werke verwebte, ist die fast sklavische Nachahmung seiner Vorbilder fast

unverkennbar. Als sein Geist selbstständig genug ward, sich von jenen Mustern zu entfernen, schien seine Muse allem, was er für überspannte und phantastische Tugend hielt, den Krieg erklären zu wollen. Der Sinnlichkeit in seinen Gedichten das Wort zu reden, war keineswegs seine Absicht, so oft man ihm auch diesen Vorwurf gemacht. Seine Poesie sollte eben so wenig leichtsinnig sein, als sein persönlicher Character es war. Im Bewußtsein seines eignen moralischen Gefühls glaubte er als Dichter, besonders als Satyriker, unbedenklich auch die üppigsten Reize der Sinnlichkeit so verführerisch malen zu dürfen, als es die Gesetze des Schönen nur irgend zu erlauben schienen. In jedem Fall hatte seine Poesie auf den Geschmack der Deutschen die wohlthätige Wirkung, daß sie, im Conflict mit der Klopstockischen, der vorherrschenden Neigung zur Schwärmerei eine Grenze setzte.

So vielen Einfluß auch französische Schriftsteller auf Wielands Geistesrichtung und Bildung gehabt, so waren sie doch nicht seine einzigen Vorbilder. In früher Jugend, wie in spätern Jahren blieb das Studium der Griechen für ihn von hohem Interesse, und gern verlegte er die Scenen in seinen Dichtungen, besonders in seinen Romanen, in die Zeiten des classischen Alterthums. Aber das Antike vermischte sich in seiner sehr beweglichen Phantasie sogleich mit dem Modernen. In keinem Poeten glaubte er seine Art zu dichten so genau wieder zu finden, als in Ariost, den er daher auch unter den italiänischen Dichtern vorzüglich schätzte. Ueber das bloße Nachahmungstalent erhob er sich durch die

Art und Weise, wie er das vielfache Fremde, das er sich angeeignet, mit dem Geist und Styl, der ihm eigenthümlich war, auf's innigste zu verschmelzen wußte. Seiner Poesie, die er aus der Natur und dem menschlichen Herzen schöpfte, wußte er einen besondern Reiz zu geben durch unversiegbaren Humor, Feinheit des Witzes und Geschmacks, gereifte Welt- und Menschenkenntniß und Fülle der Phantasie, in einem weichen, üppigen, nachlässig scheinenden und doch gebildeten Style.

Die treffendste Characteristik Wielands hat in gedrängten Umrissen Wachler in seinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur entworfen. »Wielands inneres Leben, schreibt er, spiegelt sich in seinen Werken ab. Von angelerntem, seine natürlich freie Bewegung erschwerendem Idealismus riß er sich auf der Schwelle des kräftigen Mannesalters los, und ergab sich dem, seinem Gemüth angemessenen Realismus und Rationalismus, womit eine bestimmte Abneigung gegen Schwärmerei immer verbunden blieb; doch sind hie und da Spuren sichtbar, welche einen ihm selbst kaum bewußten Kampf zwischen Ahnung des Unbegreiflichen und zwischen der Leichtigkeit, das Leben blos nach wirklicher Gegenwart zu nehmen, verrathen. Seine philosophischen Ansichten werden immer wahr und rücksichtlos, doch weder mit scharfer Bestimmtheit, noch mit schneidender Eigenthümlichkeit ausgesprochen.«

»In den Werken, welche Wielands schriftstellerischen Werth bestimmen, offenbart sich eine mit griechischen und italiänischen Anschauungen und Gefühlen genährte, reich ausgestattete Einbildungskraft, zarte Anmuth des

verfeinerten, besonnenen Lebensgenusses, freundliche Verschmelzung der Sinnlichkeit und des Geistigen, der Wirklichkeit und des Wunderbaren. Das Fremdartige, Dunkle, Neue, Trockene wird vielseitig glücklich veranschaulicht; das Einbildungsvermögen oder der Verstand wird durch Bilder, Gleichnisse, Andeutungen darauf hingezogen und damit befreundet. Die bearbeiteten Stoffe gehören allen Völkern und allen Zeiten an; die meisten sind von Griechen, Italiänern und Franzosen entlehnt; die bildnerische Kunstthätigkeit beschränkt sich auf Anordnung, Zusammenstellung, Einschaltung, Steigerung der Theilnahme, unterhaltendes Gedankenspiel und gelungene Betrachtung; geschickte Kunstgestaltung bringt sie dem Vorstellungsvermögen der verschiedenartigsten Bildung nahe; und darum haben auch viele dieser Werke so ausgezeichnetes Glück im Auslande gemacht; ein südlicher Ton waltet fast überall in ihnen vor. Die Sprache hat mehr Leichtigkeit und Wohllaut, als Stärke. Das Verdienst um Ausbildung des Reims in mannigfachen, der deutschen Sprache angeeigneten Sylbenmaßen, kann nicht verkannt werden.«

»Die gehaltreichsten dichterischen Arbeiten Wielands, welche die Eigenthümlichkeit seiner Empfindung, Ansicht, Bestrebung und Darstellungskunst am lebendigsten veranschaulichen, sind theils die Lehrgedichte M u s a r i o n (1768) und die G r a z i e n (1770) liebliche Spiele antik-gemüthlicher Reflexion einer üppigen Phantasie; theils romantische Erzählungen, welche bei großem Verdienste dichterischer Darstellung und rhythmischer Kunst, zur Wiedererweckung der unerschöpflich reichen, wunder=

baren Ritter- und Zauberwelt des Mittelalters, kräftig fruchtbar für den Schönheitssinn der deutschen Lesewelt mitgewirkt haben; unter ihnen gebührt dem unbeendeten Gedicht Idris und Zenide (1768) in achtzeiligen Stanzen, und dem in seinem Reichthum sich leicht und frei bewegenden, die Getrenntheit seiner Stoffe mit zauberischer Mährchenhaftigkeit verschmelzenden Oberon (1780) in achtzeiligen Stanzen mit vier willkührlich geordneten Reimen, die erste Stelle; aber auch der neue Amadis (1771) in freier Versart, Liebe um Liebe (1776), Geron der Adliche (1777), Schach Lolo (1778) u. a. m. haben anerkannten Werth und ziehen durch Ton und einzelne Schönheiten an. Von den vielen, nicht unglücklichen Nachfolgern, die Wieland in dieser Dichtart gefunden hat, ist keiner dem Meister gleich zu stellen, wenn sie ihn auch zum Theil in Rhythmus und Sprache übertroffen haben.«

»Wielands Prosa hat weniger Richtigkeit und sorgsame Glätte, als der Styl in seinen Dichtwerken; er läßt sich oft darin gehen, und dann ist sie wortreich und nachläßig; immer bleibt ihr jedoch eine gewisse Gefälligkeit und natürliche Einfachheit eigen; sie hat meist etwas Bezeichnendes für den dargestellten Gegenstand, oft Reichthum an Wendungen, welche die Mehrheit überraschend und treffend finden muß. Des gut gehaltenen Gesprächstones ist er mächtig, wie Diogenes von Sinope (1770), die neuen Göttergespräche (1791) und die Gespräche unter vier Augen (1799) voll gesunder Laune, heller Blicke und heiter freier Betrachtung, darthun. Unter seinen Ro-

manen sind Agathon (1766), ein Seelengemälde in griechisch-Crebillonscher Manier, und die Abderiten (1776) durch spöttische Lustigkeit und witzigen Ernst, die gelungensten; die übrigen sind umschreibende Schilderungen von Zuständen, Empfindungen und Betrachtungen; seine Beobachtungen über das menschliche Herz sind darin niedergelegt und mit rhetorischer Faßlichkeit entwickelt.«

»Sein deutscher Merkur (1773—1810) war die erste, der vaterländischen schönen Literatur in ihrem weitesten Umfange bestimmte deutsche Monatsschrift, worin seine neuesten Arbeiten, und neben Beiträgen mehrerer der geachtetsten deutschen Schriftsteller, auch Erstlinge Hoffnungen erregender Anfänger abgedruckt wurden; sie fand bald in allen Gegenden Deutschlands Eingang, bewirkte allgemeinere Verbreitung des Sinnes für Literatur und Kunst, und behauptete sich geraume Zeit als Vereinigungspunkt vorzüglicher Köpfe. In höherem Alter nahm Wieland lebhaften Antheil an den sich drängenden merkwürdigen Ereignissen des Zeitalters, besonders an der französischen Umwälzung, und zeichnete sich in stürmischer Verwirrung und Ueberspannung der Meinungen oft durch richtiges Urtheil und hellen politischen Seherblick aus. Auch hatte er sich fast ausschließlich dem Studium der alten Classiker wieder zugewendet, wovon seine Uebersetzungen der Horazischen Briefe (1782) und Satyren (1786), des Lucian (1788), der Ciceronianischen Briefe (1808 u. f.) und das Attische Museum (1796 u. f., 1805 u. f.) Zeugniß geben. Seine Uebersetzungen genügen weniger

durch wörtliche und künstlerische gewissenhafte Treue, als sie oft tiefe Auffassung und treffende Auslegung der Urschriften beurkunden, und dem Laien ihren Sinn und geistigen Gehalt bequem und lehrreich vergegenwärtigen.«

Der Verfasser dieser Biographie Wielands erlaubt sich, sie mit einem Gedicht zu schließen, das unmittelbar bei der Nachricht von des Dichters Tode niedergeschrieben, auf keinen höhern Werth Anspruch macht, als daß es die Gestalten der schöpferischen Phantasie Wielands uns noch einmal vorüberführt in einem klaren und anschaulichen Bilde.

Wielands Manen. *)

Wem mag der ernste Trauersang ertönen?
Welch tiefer Klageton durchhallt die Luft?
Es ist der holde Liebling der Kamönen,
Den unsre bange Sehnsucht traurend ruft;
Der heitre Freund des Würdigen und Schönen,
Er ist nicht mehr! ihn barg die stille Gruft!
Doch stürmisch, wie erfaßt von wilden Wogen,
Fühlt unser Herz sich zu ihm hingezogen.

Wir sahn, wie seines Geistes kühner Wille,
Voll Stolz verachtend enger Regeln Zwang,
Mit kühnem Forschen durch des Irrthums Hülle
Sich zu der Wahrheit lichten Höhen schwang;
Und wie er, heitern Sinns, die reinste Fülle
Des Lebens aus dem Quell der Jugend trank,
So reiht' er dauernd auch, mit frischem Streben,
Die holde Dichtkunst um das ernste Leben.

*) S. Heinr. Doering's poetische Werke. Quedlinburg 1838. Bd. 2. S. 202 u. f.

Nicht wo die kalte Form tyrannisch waltet,
  Erspäht' er des Gesanges heitre Spur;
Wo sich der Dichtkunst Keim zuerst entfaltet,
  Und wo die reiche, blühende Natur
Das Leben frei und jugendlich gestaltet —
  Da weilt' er gern, auf Hellas schöner Flur,
Und pflückte still, mit sinnendem Gemüthe,
Des Trefflichen, des Schönen zarte Blüthe.

Ihm öffnete, von hehrem Götterglanze
  Umflossen, sich der Vorzeit gold'nes Thor;
Es schwebten jugendlich in heitrem Glanze
  Die Grazien, Musarion hervor;
Ein edler Genius, im Siegeskranze,
  Schwang Agathon sich frei und kühn empor,
Im frohen Lenze, unbefang'ner Jugend
Das reinste Muster nie entweihter Tugend.

Auch in die heitre Zeit der süßen Minne
  Führt' uns der Dichter, in der Feen Gebiet,
Wo sich noch nicht, mit herzlos kaltem Sinne,
  Der holde Wahn vom ernsten Leben schied.
Was feindlich auch des Schicksals Macht ersinne,
  Wie rings Gefahr die Liebenden umzieht,
Ein Gott wacht über Hüon und Amande'n,
Sie fest umschlingend mit der Liebe Banden.

Wohl hat, wie süß auch seine Lieder tönen,
  Er fremder Dichtung Werth niemals verkannt;
Der heitern Kunst der Römer und Hellenen
  Fühlt' er mit edlem Geiste sich verwandt;
Es trieb ein tiefes, nie gestilltes Sehnen
  Ihn bis zu Albion's entleg'nem Strand:
Das Trefflichste, aus ferner Welt Gesängen
Zu preisen laut in süßen Wiederklängen.

Er ist nicht mehr! In einem schönern Lichte
  Ist ihm ein neues Leben aufgeblüht;

Doch dankbar rühmend nenn' ihn die Geschichte,
Er glänze dauernd in der Kunst Gebiet;
Und wie ihn auch der kalte Tadel richte,
Ihn feiert jedes fühlende Gemüth.
Der schöne Ruhm wird immer ihn begleiten:
Er hat gelebt, gewirkt für alle Zeiten!

Chronologisches Verzeichniß von Wielands sämmtlichen Schriften.

1) Die Natur der Dinge, in sechs Büchern, mit einer Vorrede G. F. Meier's. Halle 1752 (eigentlich 1751). 8.
2) Zwölf moralische Briefe in Versen. Heilbronn 1752. 8.
3) Anti-Ovid, oder die Kunst zu lieben. Amsterdam (Heilbronn) 1752. 8.
4) Erzählungen. Heilbronn 1752. 8.
5) Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zürich 1753. 8.
6) Der geprüfte Abraham. Ebend. 1753. 4.
7) Gebet eines Christen. Ebend. 1753. 8.
8) Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes. Ebend. 1753. 8.
9) Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts Noah (von Bodmer). Ebend. 1753. 8.
10) Hymne von dem Verfasser des geprüften Abraham. Ebend. 1754. 8.
11) Zwei Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers. Ebend. 1754. 8.
12) Erinnerungen an eine Freundin. Berlin 1755. 8.
13) Betrachtungen über den Menschen, nebst einer allegorischen Geschichte der menschlichen Seele. Ebend. 1755. 4.
14) Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. 1755. 4.
15) Ode zum dankbaren Andenken eines erlauchten und verdienstvollen Staatsmannes in der Republik Zürich. Zürich 1757. 4.
16) Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen. Ebend. 1758. 8.
17) Plan einer Academie zur Bildung des Verstandes und Herzens. Ebend. 1758. 8.
18) Lady Johanna Gray, ein Trauerspiel. Ebend. 1758. 8. N. A. 1776. 8.
19) Sympathien. Ebend. 1758. 8.

20) Sammlung prosaischer Schriften. Zürich 1758. 2 Theile. 8. N. A. Ebend. 1770. 2 Thle. 8.
21) Cyrus, ein Fragment in fünf Gesängen. Ebend. 1759. 8.
22) Araspes und Panthea, eine moralische Geschichte in einer Reihe von Erzählungen. Ebend. 1760. 8.
23) Clementine von Porretta, ein Trauerspiel. Frankf. 1761. 8. N. A. Zürich 1775. 8.
24) Poetische Schriften. Ebend. 1762. 3 Theile. N. A. Ebend. 1770. 3 Theile. 8.
25) Shakspeare's theatralische Werke, übersetzt. Ebend. 1762 bis 1766. 8 Bde. gr. 8.
26) Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva. Ulm 1764. 8. N. A. Leipzig 1772. 2 Bde. 8.
27) Komische Erzählungen. 1766. 8. N. A. Zürich 1789. 8.
28) Geschichte des Agathon. Frankf. u. Leipzig 1766 — 1767. 2 Bde. 8. N. A. Leipzig 1773. 4 Bde. 8.
29) Musarion, oder die Philosophie der Grazien, in drei Büchern. Ebend. 1768. 8. N. A. Ebend. 1770. 8.
30) Idris, ein heroisch-komisches Gedicht, fünf Gesänge. Ebend. 1768. 8.
31) Biribinker, ein komischer Roman. Ulm 1769. 8.
32) Empfindungen des Christen. Zürich 1769. 8.
33) Σωκρατης μαινομενος, oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Leipzig 1770. 8.
34) Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen. Ebend. 1770. 2 Thle. 8.
35) Combabus; eine Erzählung. Ebend. 1770. 8.
36) Die Grazien. Ebend. 1770. 8.
37) Der neue Amadis. Ebend. 1771. 2 Thle. 8.
38) Der goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. Ebend. 1772. 4 Thle. 8.
39) Gedanken über eine alte Aufschrift. Ebend. 1772. 8.
40) Aurora, ein Singspiel. Weimar 1772. 4.
41) Alceste, ein Singspiel. Leipzig 1773. 8.
42) Die Wahl des Herkules, ein lyrisches Drama. Weim. 1773. 8.

43) Der verklagte Amor; ein Gedicht in vier Büchern. Weimar 1774. 8.
44) Neueste Gedichte vom Jahr 1770—1777. Ebend. 1778. 3 Theile. 8.
45) Rosamunde; ein Singspiel in 3 Aufzügen. Mannheim 1778 (eigentlich 1777). 8.
46) Oberon; ein Gedicht in vierzehn Gesängen. Weimar 1780. N. A. Leipzig 1819.
47) Geschichte der Abderiten. Leipzig 1781. 8.
48) Horazens Briefe; aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen. Dessau 1782. 2 Thle. gr. 8. N. A. Leipz. 1790. gr. 8.
49) Auserlesene Gedichte. Leipzig 1784 — 1785. 6 Bde. 12. N. Aufl. Ebend. 1789—1794. 7 Bde. 12.
50) Clelia und Sinibald; eine Legende aus dem zwölften Jahrhundert. Weimar 1784. 8.
51) Horazens Satyren; aus dem Lateinischen mit Einleitungen und Anmerkungen. Leipzig 1786. 2 Theile. gr. 8. N. A. Ebend. 1804. 2 Theile. gr. 8.
52) Lucians von Samosata sämmtliche Werke; aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Einleitungen versehen. Ebend. 1788—1789. 6 Bde. gr. 8.
53) Gedanken von der Freiheit, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren. Weimar 1789. 8.
54) Neue Göttergespräche. Leipzig 1791. 8.
55) Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. Ebd. 1791. 2 Thle. 8.
56) Sämmtliche Werke. Ebend. 1794—1802. 39 Bde. Supplemente. Ebend. 1797—1802. 6 Bde. 4. gr. 8. u. 8. Mit und ohne Kupfer.
57) Gespräche unter vier Augen. Ebend. 1799. 8.
58) Agathodämon. Ebend. 1799. 8.
59) Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Ebend. 1800—1802. 4 Bde. 8.
60) Ion, eine Tragödie des Euripides; aus dem Griechischen übersetzt und erläutert. Ebend. 1803. 8.

61) Menander und Glycerion; ein Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen 1803. 12.
62) Krates und Hipparchia; Seitenstück zu Menander und Glycerion. Ebend. 1804. 12.
63) Euthanasia; drei Gespräche über das Leben nach dem Tode. Veranlaßt durch D. J. K. W—s (Wötzel's) Geschichte der Erscheinung seiner Gattin nach dem Tode. Leipzig 1805. 8.
64) Das Hexameron von Rosenhain. Ebend. 1805. 8.
65) Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Briefe; aus dem Lateinischen mit Anmerkungen und Erläuterungen. Zürich 1808 bis 1822. 7 Bde. gr. 8. (Die beiden letzten vollendet und zum Druck befördert von F. D. Gräter.)
66) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von (seinem Sohne) Ludwig Wieland. Wien 1815. 2 Bde. 8.
67) Ausgewählte Briefe Wielands an verschiedene Freunde, in den Jahren 1751 — 1810 geschrieben. Zürich 1815 — 1816. 4 Bde. 8.
68) Sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Gruber. Leipzig 1818 — 1820. 53 Bde. 8. u. 16. N. A. Ebend. 1824—1828. 53 Bde. 8. u. 16.
69) C. M. Wielands Briefe an Sophie la Roche. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin 1820. 8.
70) Sämmtliche Werke. Leipzig 1839 — 1840. 36 Bde. kl. 8. Mit dem Bildniß Wielands in Stahlstich.

Herausgegeben wurde von Wieland:

1) Sammlung der Zürcherschen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule. Zürich 1753. 3 Bde. 8.
2) Geschichte des Fräuleins von Sternheim, von einer Freundin derselben (Sophie la Roche) aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Leipz. 1771. 2 Thle. 8.
3) Der deutsche Merkur; eine Monatsschrift. Weimar 1773 bis 1789. 17 Jahrgänge. 8.
4) Allgemeine Damenbibliothek, eine freie Uebersetzung des fran-

zösischen Werks dieses Namens, mit zweckmäßigen Veränderungen und Zusätzen (von K. L. Reinhold). Leipzig 1785 bis 1789. 6 Thle. 8. Mit einer Vorrede von Wieland.
5) Dschinnistan, oder auserlesene Feen- und Geistermährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet. Winterthur 1786—1789. 3 Bde. gr. 8. (Gemeinschaftlich mit v. Einsiedel und Liebeskind.)
6) Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M.. (Meister) von Herrn Sch. (Schultheß) übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von Wieland. Leipzig 1789. kl. 8.
7) Historischer Kalender auf d. J. 1790. Leipzig 1789. kl. 8. (Gemeinschaftlich mit v. Archenholz.)
8) Der neue deutsche Merkur. Weimar 1790—1810. 21 Jahrgänge. 8.
9) Thessalische Zauber- und Geistermährchen. Aus dem Französischen der Demoiselle von Lussan übersetzt von J. S. G. S. (Schorcht). Zittau u. Leipzig 1792. Mit einer Vorrede Wielands.
10) Attisches Museum. Zürich 1796—1803. 4 Bde. gr. 8.
11) Dialogen und Erzählungen von (seinem Sohne) Ludwig Wieland. Herausgegeben von C. M. Wieland. Leipzig 1803—1805. 2 Theile. 8.
12) Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen. 12. (Gemeinschaftlich mit Goethe.)
13) Neues Attisches Museum. Zürich 1805—1809. 3 Bde. gr. 8. (Gemeinschaftlich mit J. J. Hottinger u. Fr. Jacobs.)
14) Journal für deutsche Frauen. Leipzig 1805—1808. 4 Jahrgänge. (Gemeinschaftlich mit Rochlitz und Seume.)
15) Musäus Volksmährchen; neue Auflage, besorgt von Wieland. Gotha 1805. 8.
16) Dülon's, des blinden Flötenspielers, Leben und Meinungen, von ihm selbst bearbeitet; herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von C. M. Wieland. Zürich 1806. 8.
17) Melusinen's Sommerabende, von Sophie la Roche. Herausgegeben von C. M. Wieland. Halle 1806. 8.

Quellen zur Biographie Wielands.

Das nachfolgende Verzeichniß nennt die Schriften, Aufsätze in Journalen und Briefe Wielands, die bei dem vorliegenden Werke benutzt worden.

I. Schriften.

1) Schwäbisches Museum von gelehrten Sachen auf d. J. 1777. St. 2. S. 109 u. f.
2) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris. Bd. 2. S. 51 u. f.
3) Gradmann's gelehrtes Schwaben. S. 774 u. f.
4) C. A. Schmid's Biographien berühmter u. gelehrter Männer. Heft 1. S. 28 u. f.
5) Sophie la Roche: Schattenrisse abgeschiedener Stunden. S. 47 u. f.
6) Tableau de l'Allemagne de la Literature allemande par un Anglais. Berlin 1782. p. 67 sqq.
7) F. J. Riedel's sämmtliche Schriften. Wien 1786. Bd. 4. S. 70 u. f.
8) J. J. Campe's Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache. Braunschweig 1795. St. 1. S. 47 u. f. S. 88 u. f. St. 4. S. 20 u. f. St. 5. S. 1 u. f.
9) Küttner's Charactere deutscher Dichter und Prosaisten. S. 417 u. f.
10) Betterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen. Köthen 1800. S. 436 u. f.
11) Pantheon der deutschen Dichter mit biograph. u. literar. Notizen. Th. 2. S. 3 u. f.
12) J. G. Fülleborn's Museum für deutsche Gelehrte und Künstler. Breslau 1802. Nr. 6.
13) Nachträge zu Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste. Bd. 8. St. 1 u. 2.
14) Almanach der Belletristen u. Belletristinnen f. d. J. 1782. S. 216 u. f.
15) Almanach für Dichter und schöne Geister auf d. J. 1785. S. 139 u. f.
16) Bergk's Kunst, Bücher zu lesen, nebst Bemerkungen über Schriften u. Schriftsteller. S. 237 u. f. S. 271 u. f. S. 328.

17) Bibliothek der redenden u. bildenden Künste. Bd. 1. St. 1. S. 25 u. f. 166 u. f.
18) Literarische Reise durch Deutschland. Heft 2. S. 66 u. f.
19) Hottinger's Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen u. Römern (in den Schriften der Churfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim. Bd. 5. S. 22 u. f. 268 u. f.
20) F. M. Klinger's Betrachtungen u. Gedanken über verschiedene Gegenstände. Th. 1. S. 104 u. f.
21) Pölitz practisches Handbuch zur Lectüre der deutschen Classiker. Th. 2. S. 90 u. f.
23) Archives litéraires de l'Europe, ou Mélanges de Litérature etc. Paris et Tubing. 1804. T. I. p. 102 sqq.
24) A. Wagner: Zwei Epochen der modernen Poesie in Dante, Petrarca, Boccaccio, Goethe, Schiller u. Wieland. Lpz. 1806.
25) Allgem. Literaturzeitung 1805. Nr. 103—106. 238 u. 239.
26) Eichhorn's Geschichte der Literatur. Bd. 4. Abth. 2. S. 792 u. f. 812 u. f. u. a. O.
27) Matthisson's Schriften. Bd. 3. S. 298 u. f.
28) C. Ph. Conz: Laudatio Wielandii. Tubing. 1818.
29) Henning's deutscher Ehrentempel. Bd. 1. S. 1 u. f.
30) K. Nicolai's u. A. Lebensbeschreibungen berühmter und merkwürdiger Personen unsrer Zeit. Bd. 1. S. 497 u. f.
31) K. H. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 5. S. 345 u. f.
32) Fr. Bouterwek's Geschichte der Poesie u. Beredsamkeit. Bd. 11. S. 99 u. f.
33) Fr. Horn: die Poesie u. Beredsamkeit der Deutschen. Bd. 3. S. 90 u. f.
34) L. Wachler's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Bd. 2. S. 216 u. f.
35) C. M. Wieland. Geschildert von J. G. Gruber. Leipzig 1819. 2 Bde.
36) Asträa, ein Taschenbuch für Freimaurer. Ilmenau 1824. S. 176 u. f.
37) C. M. Wielands Selbstschilderung. Herausgegeben von J. G. Gruber. Leipzig 1826.

38) C. M. Wielands Leben; mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands. Herausgegeben von J. G. Gruber. Leipzig 1827. 4 Theile.

II. Aufsätze in Journalen.

1) J. W. von Goethe: Wielands Andenken, in der Loge Amalia gefeiert den 18. Februar 1813 (im Morgenblatt 1813. Nr. 87—92.)
2) K. Bertuch: Wielands Denkmal zu Osmannstädt (im Weimarischen Modejournal. April 1813. S. 228 u. f.)
3) Ph. H. Boost: Wieland und Voltaire (in Vogt's und Weitzel's Rheinischem Archiv 1814. S. 138 u. f.)
4) C. M. Wieland (in den europäischen Blättern oder dem Interessantesten aus Literatur und Leben. Zürich 1824. Juni. Bd. 2. S. 278 u. f.)
5) C. M. Wielands Privatleben. Von Lütkemüller (im Gesellschafter 1826. Bl. 175—186.)
6) C. M. Wielands Leben in Erfurt (in H. A. Erhard's Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte. Magdeburg 1827. Heft 2. S. 66 u. f.)
7) Bruchstücke aus Wielands Nachlaß (in der Mitternachtszeitung 1832. Nr. 56.)

III. Briefe Wielands.

1) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von Ludwig Wieland. Wien 1815. 2 Bde.
2) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde, in den Jahren 1751—1810 geschrieben. Zürich 1815—1816. 4 Bde.
3) C. M. Wielands Briefe an Sophie la Roche. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin 1820.
4) Ein und vierzig Briefe Wielands (in J. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel. Leipzig 1825. Bd. 1. S. 24 u. f. 32 u. f. 45 u. f. 54 u. f. 65 u. f. 94 u. f. 103 u. f. 106 u. f. 111 u. f. 115 u. f. 131 u. f. 143 u. f. 151 u. f. 162 u. f. 172 u. f. 176 u. f. 187 u. f. 191 u. f. 195 u. f. 206 u. f. 216 u. f. 225 u. f. 241 u. f. 253 u. f. 260 u. f. 267 u. f. 276 u. f.

5) Sechzig Briefe Wielands (in den Briefen an J. H. Merck. Darmstadt 1835. S. 81 u. f. 86 u. f. 90. 92 u. f. 95 u. f. 99 u. f. 117 u. f. 122 u. f. 131 u. f. 141 u. f. 144 u. f. 150 u. f. 155 u. f. 158 u. f. 168 u. f. 173 u. f. 177 u. f. 181 u. f. 188 u. f. 190 u. f. 208 u. f. 216 u. f. 225 u. f. 234 u. f. 246 u. f. 248 u. f. 254 u. f. 258 u. f. 263 u. f. 273 u. f. 275 u. f. 280 u. f. 284 u. f. 289 u. f. 299 u. f. 304 u. f. 335 u. f. 339 u. f. 348 u. f. 374 u. f. 400 u. f. 418 u. f. 433 u. f. 441 u. f. 450 u. f. 494 u. f.
6) Vierzehn Briefe Wielands (in K. L. von Knebel's literarischem Nachlaß. Leipzig 1835. Bd. 2. S. 209 u. f.)
7) Vierzehn Briefe Wielands (in K. A. Böttiger's literarischen Zuständen u. Zeitgenossen. Leipz. 1838. Bd. 2. S. 153 u. f.
8) Vier Briefe Wielands (in der Schrift C. G. Schütz: Darstellung seines Lebens. Halle 1835. Bd. 2. S. 529 u. f.)
9) Zwei Briefe Wielands (in C. F. Städlin's Briefen edler u. berühmter Deutschen an Bodmer. Stuttg. 1794. S. 219 u. f.)
10) Briefe Wielands an Reinhold (in der Abendzeitung 1825. Nr. 310 u. 311. 1826. Nr. 195 — 197.)
11) Briefe Wielands an Archenholz (im Morgenblatt 1828. Nr. 93. 103. 107. 112. 125.)
12) Briefe Wielands an Seume (im Morgenblatt 1833. Nr. 129 bis 130).
13) Briefe Wielands an eine Hofdame (Henriette v. Knebel in der Zeitung für die elegante Welt. 1835. Nr. 127. 128. 130. 131.)
14) Zwei Briefe Wielands an Knebel (in Th. Mundt's Schriften in bunter Reihe. Leipzig 1834. Heft 1. S. 96 u. f.)
15) Vier Briefe Wielands (in Schillers Leben, herausgegeben von Caroline v. Wolzogen. Stuttg. 1830. Th. 1. S. 284 u. f.)
16) Zwei Briefe Wielands an die Kirchenräthin Griesbach (in den Zeitgenossen. Dritte Reihe. Bd. 1. Heft 8. S. 54 u. f. 62 u. f.)
17) Briefe Wielands (in den Briefen an Joh. v. Müller, herausgeg. von Maurer-Constant. Schaffh. 1839. Bd. 4.)
18) Ein Brief Wielands an K. Streckfuß (im Literar. Conversationsblatt. 1821. Nr. 106.)

19) Ein Brief Wielands an einen Dichterling (in den europäischen Blättern, oder dem Interessantesten aus Literatur u. Leben. Zürich 1824. Bd. 2. S. 208 u. f.)
20) Ein Brief Wielands (im Orpheus von K. Weichselbaumer. Nürnberg 1824. Heft 3.)
21) Ein Brief Wielands an Matthisson (in dessen literar. Nachlasse. Berlin 1832. Bd. 3. S. 217 u. f.)
22) Ein Brief Wielands an den Stadtorganisten Knecht in Biberach (im Morgenblatt 1834. Nr. 249.)
23) Ein Brief Wielands (in Fr. Peucer's Weimarischen Blättern. Leipzig 1834. S. 615 u. f.)
24) Ein Brief Wielands (in der Schrift: K. A. Böttiger. Leipzig 1837. S. 137 u. f.)
25) Ein Brief Wielands an den Freiherrn v. Gabler (im Gesellschafter 1836. Nr. 5.)
26) Ein Brief Wielands an K. A. Böttiger (im Phönix 1836. Nr. 177.)
27) Drei Briefe Wielands (im Journal für Literatur, Kunst, Luxus u. Mode. Herausgegeben von C. Bertuch. Weimar 1814. Nr. 9. S. 555 u. f.)

Gedruckt bei J. Webel in Zeitz.

Staates verdanken, und diejenigen Männer kennen zu lernen, welche als Glieder des Staates betrachtet werden können. Indem wir dem größeren Publikum ein Buch darbieten, welches neben der Geschichte, der Thaten und Leiden des durch seine hohen Tugenden ausgezeichneten allgeliebten Königs, Schilderungen der interessantesten Persönlichkeiten des preußischen Staates, welche die für jeden Deutschen bedeutungsvolle Zeit der Regierung des hochseligen Königs hervorrief, deren Verdienste das Wohl des Vaterlandes wieder herstellen und befördern halfen, enthält, hoffen wir auf recht lebhafte Theilnahme. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und geben auf 6 Exemplare 1 frei.

Feierklänge des Herzens

in christlichen Gedichten, belehrenden Erzählungen und aphoristischen Gedanken

für Schule und Haus.

Zur Belebung des religiösen Gefühls

von **Franz Robert Kühne,**

Candidat des Predigtamts, Verfasser der „Weckstimmen der Religion an Kinderherzen.“

8. 1840. Elegant brosch. 10 Gr. — 12½ Sgr.

Der Verfasser, bekannt durch seine „Weckstimmen der Religion an Kinderherzen,“ bietet hiermit der reiferen Jugend eine Schrift dar, die den Geist stärken, das sittliche Gefühl erheben und für das Eine gewinnen will, was Allen Noth thut. Der sittliche Ernst, der durchweg darin herrscht, die trefflichen eingewebten Winke zu einer ächt-religiös-sittlichen Erziehung, so wie die so zweckmäßige Abwechselung, indem der Verfasser sich bald in einem längeren, bald in einem kürzeren Gedichte, bald in einer parabolischen Erzählung, bald in einem aphoristischen Gedanken mit steter Beziehung auf die heil. Schrift, in einfachem, klarem, fließendem Style dem Herzen der Leser nähert, machen das Buch gewiß zu einer eben so reich belehrenden und bildenden, als anziehenden Lectüre. Diese Schrift würden auch Religionslehrer, denen wir sie, ihres reichen Stoffes wegen, auch bestens empfehlen, gewiß nicht unbefrie-

nicht aus der Hand legen. Möge ihr eine warme Aufnahme bei recht vielen Jünglingen und Jungfrauen und in nicht wenigen Familien zu Theil werden. Damit sie auch weniger Bemittelte sich anzukaufen im Stande sind, ist bei einer höchst eleganten Ausstattung ein so geringer Preis gestellt.

Gebete für christliche Volksschulen

von **J. A. Rohland.**

8. 1840. geh. n. 6 Gr. — 7½ Sgr.

Breyther, C., Gedächtnißpredigt auf Se. in Gott ruhende Majestät den Hochseligen König und Herrn **Friedrich Wilhelm** den Dritten, König von Preußen ꝛc. über den vorgeschriebenen Text: Jacobi 1, 12. am 5. Sonntage p. Trinit. den 19. Juli 1840 in der Kirche zu Oberröblingen gehalten. gr. 8. geh. 3 Sgr.

Fischer, M. G. C., christliches Predigtbuch auf alle Sonn- u. Festtage des Jahres. 2 Bde. gr. 8. 1836. 2 Thlr. 16 Gr. — 2 Thlr. 20 Sgr.

Franz, Fr., Don Quixote und Eulenspiegel. Ein Taschenbuch für Jedermann zur angenehmen u. humoristischen Unterhaltung; enthaltend: launige Gedichte, Gesellschaftslieder, Anecdoten, Erzählungen, komische Briefe und Zeitungsanzeigen, Gesellschafts- und Polterabendspiele, Räthsel, Satyren, Einfälle, Fabeln u. s. w. Allen fröhlichen Leuten gewidmet und herausgegeben auf Veranlassung der Herren Don Quixote und Eulensp[illegible] 1840. 4 Hefte. n. 8 Gr. — 10 Sgr.

Kolbe[illegible] Anwei[illegible] m Weinstocke den höchsten Nutzen a[illegible] e einer neuen Art Spaliere u. [illegible] wo[illegible] ge Holz des Weins sowohl als [illegible] kommen, einen bessern süßern [illegible] des Weinbaues im Allgemeinen [illegible] wi[illegible] e vermehrte und verbesserte Auf[illegible] 183[illegible] 20 Gr. — 25 Sgr.

Praktischer u. unentbehrlicher Rathgeber bei der Obstbaumzucht. Ein Handbuch über Obstbaumzucht, Erkenntniß der Krankheiten der Bäume und deren Behandlung, sowie über Abhaltung u. Vertilgung schädlicher Thiere. Als Anhang: eine Anweisung zur Bereitung eines guten und gesunden Obstessigs, sowie ein vollständiger Unterricht über den Weinbau, nach der Methode Kecht's. Nach eigener Erfahrung und den besten Quellen bearbeitet von einem Freunde der Obstbaumzucht im Mannsfeldischen. Mit mehreren Holzschnitten. 1839. Elegant brosch. 8 Gr. — 10 Sgr.

Prisen zum Frühstück. Ein Beitrag zu gesellschaftlichen Erheiterungen von C. Scherzlieb. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1839. Elegant broschirt. 6 Gr. — 7½ Sgr.

Eine Sammlung von 365 pikanten Anekdoten, die sich bei der höchst eleganten Ausstattung sehr passend zu Geschenken eignet und deren Anschaffung für so geringen Preis gewiß Niemand bereuen wird.

Scharfe, Chr. Fr. A., Gebete für die Frühbetstunden der Bergleute. 1839. geh. n. 3 Gr. — 3¾ Sgr.

Musikalien.

Breitung, C., 12 Tänze für das Pianoforte componirt und den Damen des Singvereins in Sangerhausen gewidmet. 6 Gr. jetzt 4 Gr. — 5 Sgr.

Hankel, G., neuf Variations composées pour le Pianoforte. 8 Gr. jetzt 4 Gr. — 5 Sgr.

Praktischer u. unentbehrlicher Rathgeber bei der Obstbaumzucht. Ein Handbuch über Obstbaumzucht, Erkenntniß der Krankheiten der Bäume und deren Behandlung, sowie über Abhaltung u. Vertilgung schädlicher Thiere. Als Anhang: eine Anweisung zur Bereitung eines guten und gesunden Obstessigs, sowie ein vollständiger Unterricht über den Weinbau, nach der Methode Recht's. Nach eigener Erfahrung und den besten Quellen bearbeitet von einem Freunde der Obstbaumzucht im Mannsfeldischen. Mit mehreren Holzschnitten. 1839. Elegant brosch. 8 Gr. — 10 Sgr.

Prisen zum Frühstück. Ein Beitrag zu gesellschaftlichen Erheiterungen von C. Scherzlieb. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1839. Elegant broschirt. 6 Gr. — 7½ Sgr.

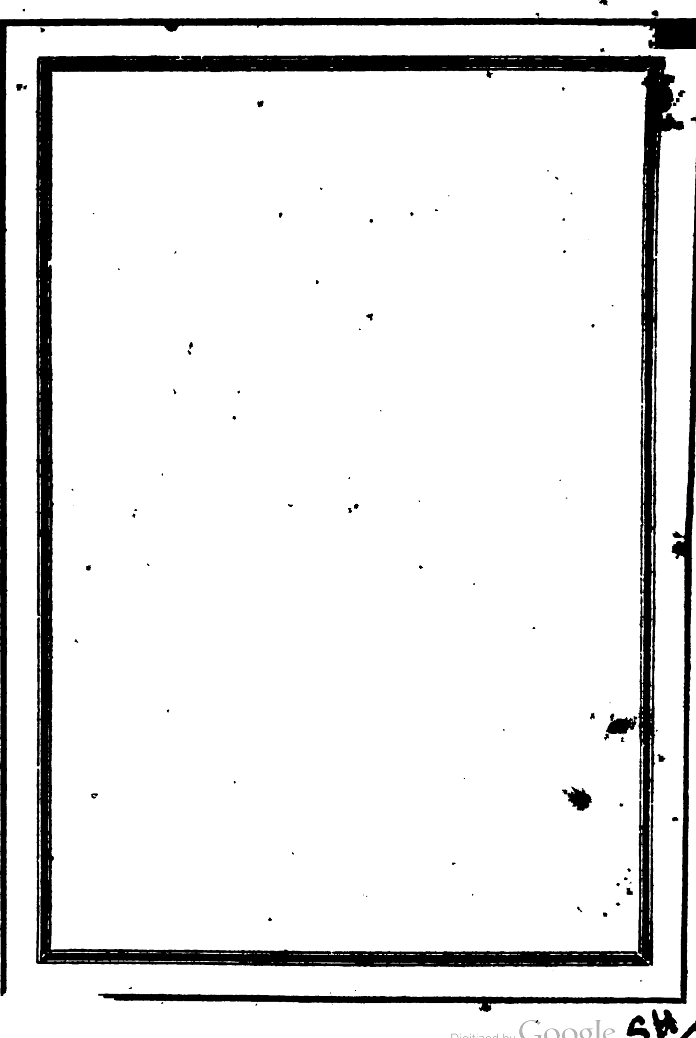
Eine Sammlung von 365 pikanten Anekdoten, die sich bei der höchst eleganten Ausstattung sehr passend zu Geschenken eignet und deren Anschaffung für so geringen Preis gewiß Niemand bereuen wird.

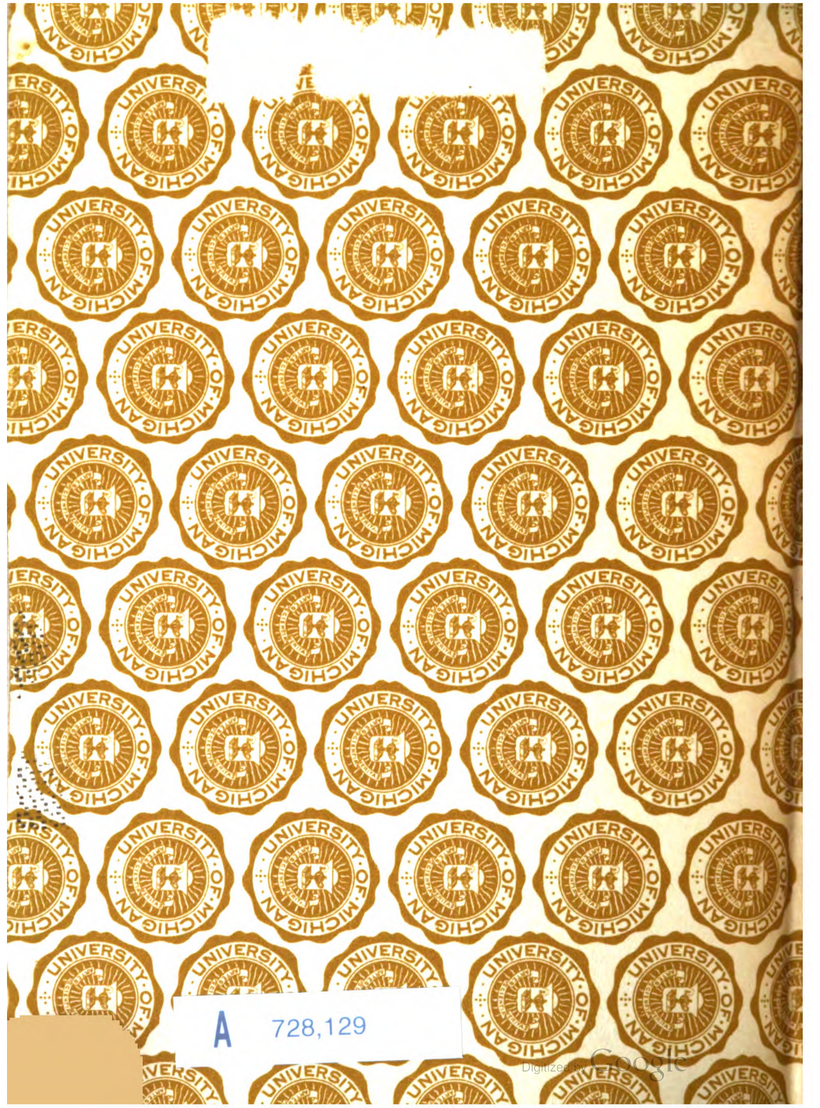
Scharfe, Chr. Fr. A., Gebete für die Frühbetstunden der Bergleute. 1839. geh. n. 3 Gr. — 3¾ Sgr.

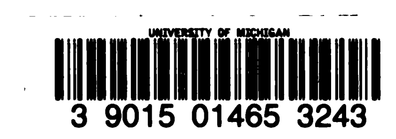
Musikalien.

Breitung, C., 12 Tänze für das Pianoforte componirt und den Damen des Singvereins in Sangerhausen gewidmet. 6 Gr. jetzt 4 Gr. — 5 Sgr.

Hankel, G., neuf Variations composées pour le Pianoforte. 8 Gr. jetzt 4 Gr. — 5 Sgr.




UNIVERSITY OF MICHIGAN



Staates verdanken, und diejenigen Männer kennen zu lernen, welche als Glieder des Staates betrachtet werden können. Indem wir dem größeren Publikum ein Buch darbieten, welches neben der Geschichte, der Thaten und Leiden des durch seine hohen Tugenden ausgezeichneten allgeliebten Königs, Schilderungen der interessantesten Persönlichkeiten des preußischen Staates, welche die für jeden Deutschen bedeutungsvolle Zeit der Regierung des hochseligen Königs hervorrief, deren Verdienste das Wohl des Vaterlandes wieder herstellen und befördern halfen, enthält, hoffen wir auf recht lebhafte Theilnahme. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und geben auf 6 Exemplare 1 frei.

Feierklänge des Herzens

in christlichen Gedichten, belehrenden Erzählungen und aphoristischen Gedanken

für Schule und Haus.

Zur Belebung des religiösen Gefühls

von **Franz Robert Kühne,**

Candidat des Predigtamts, Verfasser der „Weckstimmen der Religion an Kinderherzen.“

8. 1840. Elegant brosch. 10 Gr. — 12½ Sgr.

Der Verfasser, bekannt durch seine „Weckstimmen der Religion an Kinderherzen,“ bietet hiermit der reiferen Jugend eine Schrift dar, die den Geist stärken, das sittliche Gefühl erheben und für das Eine gewinnen will, was Allen Noth thut. Der sittliche Ernst, der durchweg darin herrscht, die trefflichen eingewebten Winke zu einer ächt-religiös-sittlichen Erziehung, so wie die so zweckmäßige Abwechselung, indem der Verfasser sich bald in einem längeren, bald in einem kürzeren Gedichte, bald in einer parabolischen Erzählung, bald in einem aphoristischen Gedanken mit steter Beziehung auf die heil. Schrift, in einfachem, klarem, fließendem Style dem Herzen der Leser nähert, machen das Buch gewiß zu einer eben so reich belehrenden und bildenden, als anziehenden Lectüre. Diese Schrift würden auch Religionslehrer, denen wir sie, ihres reichen Stoffes wegen, auch bestens empfehlen, gewiß nicht unbefrie-

nicht aus der Hand legen. Möge ihr eine warme Aufnahme bei recht vielen Jünglingen und Jungfrauen und in nicht wenigen Familien zu Theil werden. Damit sie auch weniger Bemittelte sich anzukaufen im Stande sind, ist bei einer höchst eleganten Ausstattung ein so geringer Preis gestellt.

Praktischer u. unentbehrlicher Rathgeber bei der Obstbaumzucht. Ein Handbuch über Obstbaumzucht, Erkenntniß der Krankheiten der Bäume und deren Behandlung, sowie über Abhaltung u. Vertilgung schädlicher Thiere. Als Anhang: eine Anweisung zur Bereitung eines guten und gesunden Obstessigs, sowie ein vollständiger Unterricht über den Weinbau, nach der Methode Kecht's. Nach eigener Erfahrung und den besten Quellen bearbeitet von einem Freunde der Obstbaumzucht im Mannsfeldischen. Mit mehreren Holzschnitten. 1839. Elegant brosch. 8 Gr. — 10 Sgr.

Prisen zum Frühstück. Ein Beitrag zu gesellschaftlichen Erheiterungen von C. Scherzlieb. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1839. Elegant broschirt. 6 Gr. — $7\frac{1}{2}$ Sgr.

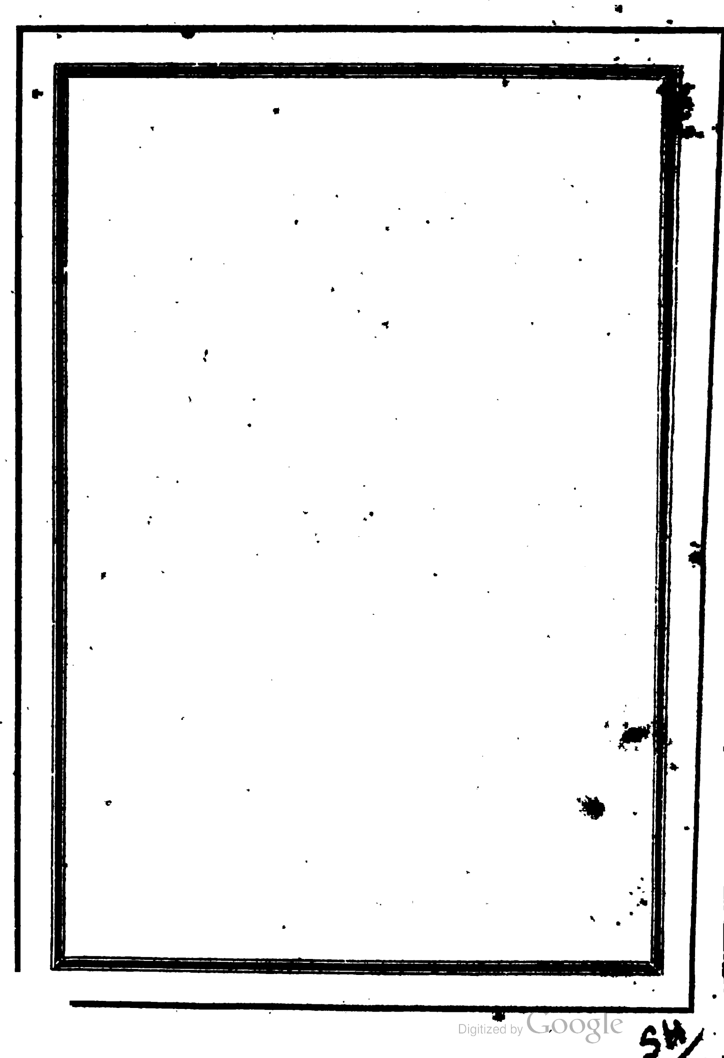
Eine Sammlung von 365 pikanten Anekdoten, die sich bei der höchst eleganten Ausstattung sehr passend zu Geschenken eignet und deren Anschaffung für so geringen Preis gewiß Niemand bereuen wird.

Scharfe, Chr. Fr. A., Gebete für die Frühbetstunden der Bergleute. 1839. geh. n. 3 Gr. — $3\frac{3}{4}$ Sgr.

Musikalien.

Breitung, C., 12 Tänze für das Pianoforte componirt und den Damen des Singvereins in Sangerhausen gewidmet. 6 Gr. jetzt 4 Gr. — 5 Sgr.

Hankel, G., neuf Variations composées pour le Pianoforte. 8 Gr. jetzt 4 Gr. — 5 Sgr.




UNIVERSITY OF MICHIGAN

